

Knauer.

SAM EASTLAND

ROTER ZAR

Kriminalroman



Sam Eastland

Roter Zar

Kriminalroman

Aus dem Englischen von Karl-Heinz Ebnet

- [Widmung](#)
- [Prolog](#)
- [Durch einen Schleier aus \[...\]](#)
- [Sibirien, 1929](#)
- [Mit einem Aufschrei fuhr \[...\]](#)
- [Er wurde in Finnland \[...\]](#)
- [Am Morgen nach dem \[...\]](#)
- [Ein halbes Jahr nach \[...\]](#)
- [Pekkala sah dem Polizeibeamten \[...\]](#)
- [Es war zehn Jahre \[...\]](#)
- [Pekkala hielt sich das \[...\]](#)
- [Noch am gleichen Tag, \[...\]](#)
- [Langsam schloss Pekkala die \[...\]](#)
- [Pekkalas Karriere begann mit \[...\]](#)
- [Im Kamin des Polizeichefs \[...\]](#)
- [Der Feldwebel nahm sofort \[...\]](#)
- [Anton starrte wieder ins \[...\]](#)
- [Auf Befehl des Zaren \[...\]](#)
- [Am nächsten Morgen, als \[...\]](#)
- [Sie ist eine Schönheit«, \[...\]](#)
- [Anton sah auf das \[...\]](#)
- [Er ist der Beste«, \[...\]](#)
- [Das Feuer auf dem \[...\]](#)
- [Pekkala und der Zar \[...\]](#)
- [Kirows Stimme riss Pekkala \[...\]](#)
- [Scheren Sie sich nicht \[...\]](#)
- [Alles in Ordnung?«, hallte \[...\]](#)
- [An einem späten Septembernachmittag \[...\]](#)
- [Der Offizier überflog die \[...\]](#)
- [Er traf den Zaren \[...\]](#)
- [Kirow hielt in der \[...\]](#)
- [Ilja und Pekkala standen \[...\]](#)
- [Was wollen Sie mir \[...\]](#)
- [Am 2. März 1917, nach \[...\]](#)
- [Ich habe eine letzte \[...\]](#)
- [Es war März 1917. \[...\]](#)
- [Wenn du uns einfach \[...\]](#)

- [Keine achtundvierzig Stunden nachdem \[...\]](#)
- [Pekkala folgte Majakowski zur \[...\]](#)
- [Nach seiner Verhaftung auf \[...\]](#)
- [Die drei Männer verteilten \[...\]](#)
- [Die Tage vergingen, während \[...\]](#)
- [Als Pekkala am Abend \[...\]](#)
- [Es gibt da etwas, \[...\]](#)
- [Später am Abend saß \[...\]](#)
- [Am fünfundsiebzigsten Tag im \[...\]](#)
- [Sind Sie sich sicher?«, \[...\]](#)
- [Auf dem Weg hinunter \[...\]](#)
- [Alexej starrte ihn ungläubig \[...\]](#)
- [Anhang](#)
 - [Historische Anmerkungen](#)
 - [Vorbemerkung:](#)
 - [Danksagung](#)

Prolog

Durch einen Schleier aus Blut sah der Zar, wie der Mann nachlud. Leere Patronenhülsen fielen aus der Revolvertrommel und landeten klirrend neben ihm auf dem Boden. Röchelnd atmete er ein und spürte die feinen Bläschen, die aus seiner zerschossenen Lunge schäumten.

Der Mann ging neben ihm in die Hocke. »Siehst du das?« Er packte den Zaren am Kinn und drehte ihm den Kopf von der einen Seite zur anderen. »Siehst du, was du dir eingebrockt hast?«

Der Zar sah nichts mehr, sein Blick hatte sich eingetrübt. Aber er wusste, dass auch seine Familie hier lag. Seine Frau. Seine Kinder.

»Mach schon«, sagte er zu dem Mann. »Erledige mich!«

Der Zar spürte, wie der andere ihm mit klebrigen, blutverschmierten Fingern das Gesicht tätschelte.

»Du bist schon erledigt«, sagte der Mann. Danach war das schwache Klicken der neuen Patronen zu hören, die in die Trommel gesteckt wurden.

Kurz darauf hörte der Zar weitere ohrenbetäubende Explosionen. »Meine Familie«, wollte er schreien, aber er keuchte nur noch. Er konnte ihnen nicht mehr helfen. Er konnte noch nicht einmal mehr den Arm heben, um sich selbst zu schützen.

Dann wurde er über den Boden geschleift.

Ächzend schaffte der Mörder ihn die Treppe hinauf und fluchte, als sich die Stiefelabsätze des Zaren auf jeder Stufe einhakten.

Draußen war es finster.

Der Zar spürte Regentropfen auf dem Gesicht. Kurz darauf hörte er, wie Leichen neben ihn geworfen wurden. Die leblosen Schädel knackten, als sie auf den steinigen Untergrund schlugen.

Ein Motor wurde angelassen. Ein Lastwagen. Quietschende Bremsen, dann eine Bordwand, die man herunterließ. Die Leichen wurden auf die Ladefläche geworfen. Dann der Zar, der auf den Toten landete. Die Bordwand wurde geschlossen.

Die Schmerzen in der Brust wurden schlimmer, als sich der Lastwagen in Bewegung setzte. Jeder Stoß auf der von Schlaglöchern übersäten Straße riss seine Wunden weiter auf. Die Schmerzen waren wie rings um ihn niedergehende Blitze in der Dunkelheit.

Plötzlich ließen die Schmerzen nach. Schwärze schien ihm wie eine Flüssigkeit durch die Augen zu sickern und ertränkte seine Ängste, seine Wünsche, seine Erinnerungen, bis nichts mehr da war außer einer bebenden Leere, in der alles ausgelöscht wurde ...

Sibirien, 1929

Mit einem Aufschrei fuhr er hoch.

Er war allein im Wald.

Wieder hatte der Traum ihn aus dem Schlaf gerissen.

Er schlug die alte, taufeuchte Pferdedecke zurück. Steif richtete er sich auf, sah blinzeln in den Morgennebel und die schräg zwischen den Bäumen einfallenden Sonnenstrahlen. Er rollte die Decke zusammen, schnürte die Enden mit einem Lederriemen fest und schulterte sie, so dass sie ihm über den Rücken und die Brust fiel. Er nahm ein verschrumpeltes Stück Räucherfleisch aus der Tasche und kaute langsam, lauschte auf das Rascheln der Mäuse unter dem Laubteppich, die zeternden Vögel in den Ästen und den Wind, der durch die Kiefern strich.

Er war groß, breitschultrig, hatte eine schiefe, mehrfach gebrochene Nase und kräftige, weiße Zähne. Seine Augen waren grünlich braun, die Iris hatte etwas seltsam Silbriges an sich, was anderen nur auffiel, wenn er ihnen direkt in die Augen sah. Vorzeitig ergraute Strähnen zogen sich durch die langen, schwarzen Haare, auf den wettergegerbten Wangen wucherte ein Vollbart.

Er hatte keinen Namen mehr. Er war nur noch der Gefangene 4745-P aus dem Arbeitslager Borodok.

Kurz darauf war er unterwegs, durchquerte ein Kieferngehölz und näherte sich auf leicht abschüssigem Gelände einem Bach. Er stützte sich auf einen kräftigen Knüppel, einen knorrigen Wurzelstock, aus dem Hufnägel mit Vierkantköpfen ragten. Sonst hatte er nur noch einen Eimer mit roter Farbe bei sich. Damit markierte er die Bäume, die von den Lagerinsassen gefällt würden – das war ihre Arbeit, das Holzfällen im Wald von Krasnagoljana. Er benutzte dafür keinen Pinsel, sondern hielt nur die Hand in die rote Farbe und hinterließ seinen Abdruck auf den Stämmen. Diese Abdrücke waren alles, was die anderen Insassen von ihm zu sehen bekamen.

Die durchschnittliche Lebenserwartung eines Baummarkierers im Wald von Krasnagoljana betrug ein halbes Jahr. Diese Männer arbeiteten allein, fernab von anderen Menschen und ohne die geringste Fluchtmöglichkeit; sie erfroren oder verhungerten oder starben an Einsamkeit. Wer sich verirrte, wer stürzte und sich dabei ein Bein brach, fiel meist den Wölfen zum Opfer. Bäumemarkieren war die einzige Tätigkeit in Borodok, die noch gefürchteter war als die Todesstrafe.

Der Gefangene 4745-P, im neunten Jahr seiner dreißigjährigen Strafe, zu der er wegen Verbrechen gegen den Staat verurteilt worden war, hatte länger durchgehalten als jeder andere Baummarkierer im Gulag. Gleich nach seiner Ankunft in Borodok hatte der Lagerleiter ihn in die Wälder geschickt, aus Furcht, die anderen Insassen könnten seine wahre Identität herausfinden. Jeder ging davon aus, dass er nach einem Jahr tot sein würde.

Dreimal im Jahr wurden ihm am Ende eines Waldwegs Nahrungsmittel und andere Güter abgestellt. Petroleum, Dosenfleisch, Nägel. Um alles andere musste er sich selbst kümmern. Nur selten wurde er von den Holzfällern in den Wäldern gesichtet. Was sie erhaschten, war ein Wesen, das mit einem Menschen kaum mehr etwas gemein hatte. In seiner mit roter Farbe verkrusteten Gefängniskleidung, mit seinen langen Zottelhaaren glich er eher einem wilden Tier, dem das Fell abgezogen worden war und das man zum Sterben hatte liegen lassen – und das es trotzdem irgendwie geschafft hatte, zu überleben. Wilde Gerüchte umgaben ihn: Er esse Menschenfleisch, er trage einen Brustpanzer aus den Knochen derer, die in den Wäldern verschwunden waren, er habe eine Mütze aus zusammengenähten Skalps.

Sie nannten ihn den Mann mit den blutigen Händen. Keiner außer dem Kommandanten von Borodok wusste, woher dieser Gefangene gekommen oder wer er früher gewesen war.

Die gleichen Männer, die eine Heidenangst davor hatten, ihm über den Weg zu laufen, hatten nicht die geringste Ahnung, dass er Pekkala war – dessen Namen sie einst angerufen hatten wie ihre Vorfahren die Götter.

Er watete durch den Bach, stieg aus dem kalten, hüfthohen Wasser und verschwand zwischen den weißen Birken auf der anderen Uferseite.

Zwischen den Bäumen verborgen lag eine halb in den Boden gegrabene Erdhütte, eine *Semljanka*. Pekkala hatte sie eigenhändig errichtet. Dort drinnen überstand er die sibirischen Winter, an denen das Schlimmste nicht die Kälte war, sondern die Stille – eine Stille, so vollkommen, dass sie einen ganz eigenen, zischenden, rauschenden Klang zu haben schien.

Pekkala näherte sich der Hütte, blieb stehen und schnupperte angespannt. Er stand nun völlig reglos, wie ein Reiher im Wasser, während seine nackten Füße im moosigen Untergrund einsanken.

Er hielt den Atem an.

Auf dem Baumstumpf am Rand der Lichtung saß mit dem Rücken zu ihm ein Mann. Er trug eine olivbraune Uniform mit kniehohen schwarzen Stiefeln. Er war kein gewöhnlicher Soldat. Seine Uniform glänzte seidig wie Gabardine, sie war nicht aus dem kratzigen Stoff, den die Männer von der örtlichen Kaserne trugen, die bei ihren Patrouillen manchmal bis zum Ende des Weges kamen, aber niemals so tief im Wald auftauchten.

Er schien sich weder verirrt zu haben, noch schien er bewaffnet zu sein. Zumindest konnte Pekkala keine Waffe erkennen. Er hatte lediglich eine Aktentasche mitgebracht. Sie war von guter Qualität, mit glänzenden Messingschnallen, die hier im Wald völlig fehl am Platz wirkten. Der junge Mann schien zu warten.

In den folgenden Stunden, während die Sonne über die Baumwipfel stieg und der Geruch des Kiefernharzes die Luft erfüllte, betrachtete Pekkala den Fremden, prägte sich ein, wie er den Kopf neigte, wie er die Beine übereinanderschlug und wieder löste, wie er sich räusperte, um den Blütenstaub im Rachen loszuwerden. Einmal erhob er sich, ging auf der Lichtung umher und schlug hektisch nach den Mücken. Als er sich umdrehte, sah Pekkala die rosigen Wangen eines jungen Mannes, der kaum älter als zwanzig sein konnte. Er war von schwächlicher Statur, mit dünnen Beinen und zarten Händen.

Unwillkürlich musste Pekkala sie mit seinen eigenen schwieligen Händen vergleichen, seinen schorfigen, aufgerissenen Knöcheln und muskulösen Beinen.

Pekkala bemerkte den roten Stern, der jeweils auf dem Unterarm seiner *Gymnastiorka*, des Waffenrocks, aufgenäht war. Der Fremde hatte also den Rang eines Kommissars inne; er war Politoffizier der Roten Armee.

Den ganzen Tag wartete der Kommissar auf der Lichtung, gequält von Insekten, bis das letzte Tageslicht verschwunden war. In der Dämmerung zog er eine langstielige Pfeife heraus und stopfte sie mit Tabak aus einem Beutel, den er um den Hals trug. Er entzündete sie mit einem Messingfeuerzeug, paffte zufrieden vor sich hin und hielt damit die Mücken auf Abstand.

Langsam atmete Pekkala ein. Der würzige Tabakgeruch überflutete seine Sinne. Er sah, wie der junge Mann häufig die Pfeife aus dem Mund nahm, sie betrachtete und sich daraufhin wieder zwischen die Zähne schob, was mit einem leisen Klacken einherging, als würde ein Schlüssel in einem Schloss umgedreht.

Er hatte die Pfeife noch nicht lange, mutmaßte Pekkala. Er zog die Pfeife den Zigaretten vor, weil er glaubte, er würde dadurch älter wirken.

Hin und wieder sah der Kommissar auf die roten Sterne an den Unterarmen, als erstaunte ihn ihr Anblick. Wahrscheinlich lag seine Beförderung noch nicht lange zurück.

Je mehr er über diesen Mann erfuhr, umso weniger erschloss sich Pekkala, was dieser im Wald tat. Widerwillig musste er sich eingestehen, dass ihm der Kommissar sogar so etwas wie Bewunderung abnötigte: Er drang nicht in seine Hütte ein, sondern blieb eisern auf dem harten Baumstumpf sitzen.

Die Nacht brach herein, Pekkala lehnte sich gegen einen Baum, hielt sich die Hände vor den Mund und wärmte sie mit seinem Atem, merkte, wie er schläfrig wurde, wie er mit einem Ruck erwachte und feststellte, dass Nebel aufgezo-gen war, der den Geruch von totem Laub und Erde mit sich gebracht hatte.

Er sah zur Hütte. Der Kommissar hatte sich nicht vom Fleck gerührt. Mit verschränkten Armen saß er auf dem Stumpf, das Kinn ruhte auf der Brust. Seine leisen Schnarchgeräusche hallten über die Lichtung.

Am Morgen wird er fort sein, dachte sich Pekkala. Er zog den ausgefransten Kragen seines Mantels hoch und schloss erneut die Augen.

Am Morgen allerdings, stellte Pekkala überrascht fest, war der Kommissar immer noch da. Er war von seinem Baumstumpf gefallen und lag auf dem Rücken, ein Bein ruhte noch auf dem Stumpf, als wäre er eine von ihrem Podest gestürzte Statue in Siegerpose.

Jetzt, dachte sich Pekkala, wird er hoffentlich bald zu Verstand kommen und mich in Ruhe lassen.

Der Kommissar erhob sich, griff sich mit den Händen in den Rücken und stöhnte. Und plötzlich drehte er sich um und starrte unumwunden zu der Stelle, wo Pekkala sich versteckte. »Kommen Sie jetzt endlich da raus?«, rief er.

Pekkala war, als wäre ihm Sand ins Gesicht geworfen worden. Zögernd trat er aus dem Schutz des Baumes und stützte sich auf seinen nagelbewehrten Stock. »Was wollen Sie?« Er sprach so selten, dass sich seine Stimme in seinen Ohren fremd anhörte.

Die roten Beulen im Gesicht des Kommissars zeigten deutlich, wo die Mücken ihn gestochen hatten. »Sie sollen mit mir kommen«, sagte er.

»Warum?«, fragte Pekkala.

»Wenn Sie gehört haben, was ich Ihnen zu sagen habe, werden Sie freiwillig mitkommen.«

»Sie geben sich sehr optimistisch, Kommissar.«

»Die Leute, die mich geschickt haben ...«

»Wer hat Sie geschickt?«

»Sie werden Sie früh genug kennenlernen.«

»Und haben Ihnen diese Leute auch gesagt, wer ich bin?«

Der junge Kommissar zuckte mit den Schultern. »Ich weiß nur, dass Ihr Name Pekkala lautet und dass Ihre wie auch immer gearteten Fertigkeiten jetzt anderweitig vonnöten sind.« Er sah sich auf der fahlen Lichtung um. »Ich hätte mir gedacht, Sie würden vor Freude in die Luft springen, wenn Sie von diesem gottverlassenen Ort fortkönnten.«

»Sie und Ihre Leute haben Gott verlassen.«

Der Kommissar lächelte. »Man sagte mir, Sie seien ein schwieriger Mensch.«

»Man scheint mich zu kennen«, erwiderte Pekkala. »Wer immer diese Leute auch sind.«

»Man sagte mir auch«, fuhr der Kommissar fort, »dass Sie mich wahrscheinlich töten, bevor ich Sie überhaupt zu Gesicht bekommen habe, falls ich mit einer Waffe hier aufkreuze.« Der Kommissar hob die offenen Hände. »Wie Sie sehen, habe ich mich an diesen Ratschlag gehalten.«

Pekkala trat auf die Lichtung. In seinen zusammengeflackten Lumpen ragte er wie ein prähistorischer Riese über dem herausgeputzten Kommissar auf. Zum ersten Mal seit Jahren wurde ihm der Geruch seines ungewaschenen Körpers bewusst. »Wie heißen Sie?«, fragte Pekkala.

»Kirow.« Der junge Mann streckte den Rücken durch. »Kommissar Kirow.«

»Und wie lange sind Sie schon Kommissar?«

»Einen Monat und zwei Tage.« Leise fügte er hinzu: »Heute eingeschlossen.«

»Wie alt sind Sie?«, fragte Pekkala.

»Fast zwanzig.«

»Leutnant Kirow, Sie müssen jemanden ziemlich verärgert haben, wenn Sie mit der Aufgabe betraut wurden, mich zu holen.«

Der Kommissar kratzte sich an den Mückenstichen. »Sie müssen selbst ein paar Leute ziemlich verärgert haben, sonst wären Sie nicht in Sibirien gelandet.«

»Gut, Leutnant Kirow«, sagte Pekkala. »Sie haben Ihre Botschaft überbracht. Jetzt können Sie wieder nach Hause gehen und mich allein lassen.«

»Man wies mich an, Ihnen das hier zu geben.« Kirow hob die Aktentasche neben dem Baumstumpf auf.

»Was ist da drin?«

»Ich habe keine Ahnung.«

Pekkala packte den Ledergriff. Die Tasche war schwerer als erwartet.

Der junge Kommissar drehte sich um. »Sie haben Zeit bis morgen zum Sonnenuntergang. Am Ende des Weges wartet ein Wagen auf Sie.«

Pekkala sah Kirow nach, der den Weg zurückging, den er gekommen war. Lange hörte er noch das Knacken der Zweige. Irgendwann war es still, und Pekkala war wieder allein.

Mit der Aktentasche trat er in seine Erdhütte, setzte sich auf die mit Kiefernadeln gefüllten Säcke, auf denen er schlief, und legte sich die Aktentasche auf die Knie. Der Inhalt rutschte schwer in der Tasche hin und her. Pekkala löste die beiden Messingschnallen.

Als er den Deckel anhub, schlug ihm durchdringender Schimmelgeruch entgegen.

Darin lag ein schwerer Ledergürtel, der um ein dunkelbraunes Holster mit einem Revolver gewickelt war. Er löste den Gürtel und nahm die Waffe: ein englischer Webley-Revolver in gewöhnlicher Militärausführung, nur dass der Griff nicht aus Holz, sondern aus Messing gefertigt war.

Pekkala hielt ihn am gestreckten Arm vor sich und visierte an. Das bläuliche Metall schimmerte im schwachen Licht der Hütte.

In der Ecke der Aktentasche lag eine Munitionsschachtel mit englischer Beschriftung. Er riss den altersschwachen Pappkarton auf und klappte den Rahmen des Revolvers nach oben, so dass die sechs Patronenkammern offen vor ihm lagen. Die Munition war so alt wie der Revolver; Pekkala wischte die Patronen ab, bevor er sie in die Kammern schob.

Daneben fand sich in der Tasche ein zerschlissenes Buch. Auf dem runzligen Rücken stand nur ein einziges Wort: *Kalevala*.

Er legte die Sachen zur Seite und fand als Nächstes einen kleinen, von einem dünnen Lederriemen zusammengebundenen Baumwollbeutel. Er löste das Band und leerte den Beutel.

Beim Anblick des Inhalts schnappte er nach Luft.

Vor ihm lag eine schwere Goldscheibe, deren Durchmesser so groß war wie sein kleiner Finger. In der Mitte befand sich eine ovale weiße Emaille-Einlage, in der wiederum ein großer runder Smaragd saß. Zusammen ergaben die Goldscheibe, das ovale weiße Emaille und der Smaragd die unverkennbare Gestalt eines Auges. Pekkala strich mit dem Finger über die Scheibe und ertastete wie ein Blinder die sanfte Erhebung des Edelsteins.

Damit wusste er, wer nach ihm geschickt hatte; es war ein Aufruf, dem er sich nicht widersetzen konnte. Er hatte nicht erwartet, diese Dinge noch einmal in seinem Leben zu sehen.

Bis zu diesem Augenblick hatte er gedacht, sie gehörten zu einer Welt, die es nicht mehr gab.

Er wurde in Finnland geboren, damals, als das Land noch zum Russischen Reich gehörte. Er wuchs in der Nähe der Stadt Lappeenranta inmitten tiefer Wälder und zahlloser Seen auf. Sein Vater war Leichenbestatter, der einzige in der Gegend. Im Umkreis von vielen Kilometern brachten die Menschen ihre Toten zu ihm. Sie mühten sich über Waldwege, brachten die Leichname auf klapprigen Karren oder schafften sie im Winter auf Schlitten über die gefrorenen Seen, so dass die Leichen bei ihrer Ankunft hart waren wie Stein.

Im Schrank seines Vaters hingen drei gleiche schwarze Röcke, dazu drei passende schwarze Hosen. Selbst die Handschuhe waren schwarz. Und er duldet unter keinen Umständen, dass irgendetwas an seiner Kleidung metallisch glänzte. So waren die Messingknöpfe an den Röcken durch Knöpfe aus Ebenholz ersetzt. Er lächelte selten, und wenn er es tat, legte er die Hand vor den Mund wie jemand, der sich seiner Zähne schämte. Sorgfältig pflegte er seine Trübsinnigkeit, die sein Beruf seiner Ansicht nach von ihm verlangte.

Seine Mutter stammte aus der lappländischen Stadt Rovaniemi. Eine Rastlosigkeit trieb sie um, die nie nachließ. Immer hatte es den Anschein, als spürte sie ein seltsames Zittern der Erde, von dem sie glaubte, sie hätte es am Polarkreis, wo sie ihre Kindheit verbracht hatte, hinter sich gelassen. Er hatte einen älteren Bruder, Anton, der auf Wunsch ihres Vaters mit achtzehn Jahren nach Petrograd abreiste, um sich zum Finnischen Garderegiment des Zaren zu melden. Für Pekkals Vater gab es keine größere Ehre, als in dieser zur zaristischen Leibgarde gehörenden Eliteeinheit zu dienen. Als Anton den Zug bestieg, weinte sein Vater vor Stolz und trocknete sich mit seinem schwarzen Taschentuch die Augen. Seine Mutter war wie betäubt und schien kaum zu begreifen, dass ihr Kind weggeschickt wurde.

Anton beugte sich aus dem Fenster des Eisenbahnwaggon, er hatte die Haare ordentlich gekämmt, und ihm war deutlich anzusehen, wie sehr er hin- und hergerissen war zwischen seinem Wunsch, zu bleiben, und dem Wissen, dass er fortmusste.

Der damals erst sechzehnjährige Pekkala, der mit seinen Eltern auf dem Bahnsteig stand, spürte da bereits die Abwesenheit seines Bruders, als wäre er schon lange fort.

Als der Zug außer Sichtweite war, legte Pekkals Vater den Arm um seine Frau und seinen Sohn. »Das ist ein großer Tag«, sagte er mit tränengeröteten Augen. »Ein großer Tag für unsere Familie.« In der Folgezeit vergaß sein Vater bei seinen Gängen durch die Stadt nie zu erwähnen, dass Anton bald zum Finnischen Garderegiment gehören würde.

Pekkala als der jüngere Sohn hatte immer gewusst, dass er zu Hause bleiben und als Lehrling seinem Vater dienen würde. Und irgendwann würde er das Familiengewerbe übernehmen. Pekkala eignete sich die ruhige Zurückhaltung seines Vaters an, während er ihn bei dessen Arbeit unterstützte, und alles ging Pekkala ganz selbstverständlich von der Hand – das Ableiten der Flüssigkeiten, ihre Ersetzung durch Konservierungsmittel, das Ankleiden, das Herrichten der Haare, das Einsetzen von Nadeln und das Modellieren des Gesichts, damit der Leichnam friedlich und entspannt aussah. Auf diesen friedlichen Gesichtsausdruck legte sein Vater größten Wert. Eine Aura der Ruhe müsse den Toten umgeben, so, als heiße er den nächsten Abschnitt seines Daseins willkommen. Ein schlecht präparierter Leichnam könne sorgengeplagt oder verängstigt aussehen oder, schlimmer noch, gar nicht mehr der Person gleichen, die er einst gewesen war.

Pekkala faszinierte es, dass er an den Händen und Gesichtern der Toten ablesen konnte, wie sie ihr Leben verbracht hatten. Wie Kleidungsstücke verrieten ihre Körper, ob die Betreffenden pfleglich mit ihnen umgegangen waren oder sie vernachlässigt hatten. An der Hand eines Lehrers spürte er den Höcker am Mittelfinger, wo der Füllfederhalter aufgelegt hatte. Die Hände eines Fischers waren überzogen mit Schwielen und vernarbten Schnittwunden, die die Haut wie ein zerknülltes Blatt Papier aussehen ließen. Falten um Augen und Mund wiesen darauf hin, ob es sich eher um einen optimistischen oder pessimistischen Menschen gehandelt hatte. Die Toten hatten für Pekkala nichts

Erschreckendes an sich, sie waren nur ein Rätsel, das es zu lösen galt.

Die Arbeit eines Leichenbestatters konnte man nicht unbedingt als angenehm bezeichnen, es war keine Arbeit, von der man sagen konnte, dass man sie liebte. Aber ihm gefiel, wie bedeutsam sie war. Nicht jeder war für sie geschaffen, und dennoch musste sie getan werden. Sie war notwendig, nicht nur für die Toten, sondern auch für die Hinterbliebenen und deren Erinnerung.

Seine Mutter war anderer Meinung. Nie ließ sie sich im Keller blicken, wo die Toten hergerichtet wurden. Sie blieb immer auf halber Höhe der Treppe stehen, wenn sie eine Nachricht überbrachte oder sie zum Essen rief. Pekkala gewöhnte sich an den Anblick ihrer Beine auf den Stufen, die weiche Rundung ihrer Knie, während ihr übriger Körper außer Sichtweite blieb. Er prägte sich den Klang ihrer Stimme ein, die gedämpften Laute, die sie in das mit Lavendelöl getränkte Tuch sprach, das sie sich immer vors Gesicht hielt, wenn sie den Keller betrat. Sie schien sich vor dem Formaldehyd zu fürchten; als würde es in ihre Lungen sickern und sie ihrer Seele berauben.

Seine Mutter glaubte an solche Dinge. Ihre Kindheit in der Tundra hatte sie gelehrt, Nichtigkeiten wie dem aufsteigenden Rauch eines Feuers eine Bedeutung beizumessen.

Pekkala würde nie vergessen, wie sie die Tarnung eines Moorschneehuhns beschrieb, das sich zwischen flechtenbewachsenen Felsen versteckte, oder die geschwärzten Steine eines Feuers, dessen Asche schon tausend Jahre zuvor verglüht war, oder die kaum wahrnehmbare Senke im Boden, die erst erkennbar wurde, wenn die abendlichen Schatten darauf fielen, und die den Ort eines Grabes markierte.

Von seiner Mutter lernte Pekkala, auf die unscheinbarsten Kleinigkeiten zu achten – sogar auf jene, die er selbst nicht sehen konnte und die er nur unbewusst wahrnahm – und sich an sie zu erinnern. Von seinem Vater lernte er Geduld und die Fähigkeit, sich unter den Toten wohl zu fühlen.

Das war die Welt, in der er einmal leben würde, wie er glaubte; eine Welt, deren Grenzen bestimmt waren von den ihm vertrauten Straßen und von teebraunen Seen, auf denen sich der blassblaue Himmel spiegelte und der schartige Horizont, den die scheinbar endlosen Kiefernwälder bildeten. Aber so sollte es nicht kommen.

Am Morgen nach dem Besuch des Kommissars steckte Pekkala seine Erdhütte in Brand.

Er stand auf der Lichtung, während der schwarze Rauch in den Himmel aufstieg. Die brennenden Balken knackten und knisterten, Hitze schlug ihm entgegen. Auf seiner Kleidung landeten Funken, die er wegwischte. Die Farbeimer, die er seitlich an der Hütte aufgestellt hatte, loderten auf, als sich der Inhalt entzündete. Er sah mit an, wie das Dach auf das sorgfältig gemachte Bett, den Stuhl und den Tisch krachte, die so lange seine einzigen Gefährten gewesen waren, dass ihm die Welt draußen mittlerweile eher als ein Traum erschien und nicht als die Wirklichkeit.

Das Einzige, was er vor dem Feuer bewahrt hatte, war ein Tragebeutel aus hirngegerbtem Elchleder. Darin hatte er die Waffe in ihrem Holster, das Buch und das Smaragdauge verstaut.

Als von der Hütte nur noch rauchende Balken übrig waren, wandte sich Pekkala ab und machte sich auf den Weg. Kurz darauf war er zwischen den Bäumen verschwunden und strich lautlos durch das Gehölz.

Stunden später trat er aus dem unwegsamen Wald auf den Holzweg. Gefällte Bäume, in Zehnerreihen aufgeschichtet, warteten auf ihren Abtransport zum Sägewerk des Gulag. Rindenstücke bedeckten den Boden, der eindringliche Geruch frisch geschnittenen Holzes erfüllte die Luft.

Pekkala entdeckte den Wagen – genau, wie der Kommissar versprochen hatte. Das Fabrikat hatte er noch nie gesehen. Mit seiner abgerundeten Motorhaube, der schmalen Windschutzscheibe und dem hochgezogenen Kühlergrill hatte das Fahrzeug etwas Hochnäsiges an sich. Die blau-weiße Plakette am Kühler wies den Wagen als einen »Emka« aus.

Die Türen waren geöffnet. Leutnant Kirow lag auf der Rückbank, seine Beine ragten heraus. Er schlief. Pekkala packte Kirow am Fuß und schüttelte ihn.

Kirow schrie auf, kam taumelnd aus dem Wagen und zuckte im ersten Augenblick vor der bärtigen und in Lumpen gehüllten Gestalt zurück. »Sie haben mich zu Tode erschreckt!«

»Bringen Sie mich ins Arbeitslager zurück?«, fragte Pekkala.

»Nein. Nicht ins Lager. Ihre Tage als Gefangener sind gezählt.« Kirow wies ihn an, hinten einzusteigen. »Vorerst zumindest.«

Kirow wendete den Emka und trat die lange Rückfahrt zur Ortschaft Oreschek an. Nach einer Stunde auf dem holprigen, ausgewaschenen Weg verließen sie den Wald und gelangten in die offene Landschaft, deren Weite Pekkala namenlose Angst einjagte.

Kirow sprach nicht, sondern behielt lediglich Pekkala im Rückspiegel im Auge, wie ein Taxifahrer, der sich darum sorgte, ob sein Gast auch den Fahrpreis bezahlen konnte.

Sie kamen durch ein verlassenes Dorf. Die strohgedeckten Dächer der *Isba*-Hütten hingen wie gebrochene Pferde Rücken durch. Unter dem alten Kalkanstrich der Wände kam der Erdbewurf zum Vorschein. Fensterläden hingen lose an ihren Angeln, über den Boden zogen sich kreuz und quer die Spuren von nahrungssuchenden Tieren. Die Felder in der Umgebung lagen brach. Einzelne Sonnenblumen erhoben sich über hohe, alles überwuchernde Gräser.

»Was ist hier passiert?«, fragte Pekkala.

»Das ist das Werk der Konterrevolutionäre und Profitmacher des Amerikanischen Hilfswerks, die vom Westen eingeschleust wurden, um die Neue Wirtschaftspolitik zu sabotieren.« Die Worte kamen Kirow so geschwind über die Lippen, als hätte er noch nie etwas von Punkt und Komma gehört.

»Aber was ist passiert?«, wiederholte Pekkala.

»Sie leben jetzt alle in Oreschek.«

Als sie schließlich Oreschek erreichten, fiel Pekkalas Blick auf die hastig errichteten Holzbaracken am Straßenrand. Die Gebäude waren anscheinend noch neu, aber schon jetzt wellte sich die Dachpappe. Die meisten dieser Bauten standen leer, dennoch schien die einzige Tätigkeit in der Ortschaft darin zu bestehen, noch mehr davon zu errichten. Die Arbeiter, Männer wie Frauen, blieben stehen und sahen dem Wagen hinterher. Ihre Hände und Gesichter waren verdreckt, manche standen hinter Schubkarren, andere

hatten mit Ziegeln beladene Tragegestelle geschultert.

Auf den Feldern wuchsen Weizen und Gerste, aber sie waren zu spät ausgesät worden. Die Pflanzen, die um diese Jahreszeit eigentlich kniehoch stehen sollten, gingen einem kaum über den Knöchel.

Der Wagen hielt vor einer kleinen Polizeidienststelle. Es war das einzige aus Stein errichtete Gebäude, hatte schmale, vergitterte Fensteröffnungen und eine schwere, mit Eisenstangen verstärkte Holztür.

Kirow stellte den Motor ab. »Wir sind da«, sagte er.

Pekkala stieg aus. Einige Leute betrachteten ihn und sahen schnell wieder weg, als könnten allein durch seinen Anblick seine Verbrechen auf sie übergehen.

Er näherte sich den drei Holzstufen zum Eingang und musste zur Seite springen, als ein Mann in schwarzer Uniform und mit dem Abzeichen der Geheimpolizei aus der Dienststelle gestürmt kam und einen alten Mann am Kragen mit sich schleifte. Um die Füße des Alten waren *Lapti* gewickelt, Sandalen aus Birkenrinde. Der Polizist stieß den Alten die Treppe hinunter, so dass dieser der Länge nach im Staub landete. Aus seiner geballten Faust sprangen eine Handvoll Maiskörner. Der Alte hob sie auf, und erst jetzt bemerkte Pekkala, dass es sich um ausgeschlagene Zähne handelte.

Mühsam kam der Alte auf die Beine und starrte, sprachlos vor Zorn und Angst, den Polizeibeamten an.

Kirow legte Pekkala die Hand auf den Rücken und schob ihn sacht in Richtung Treppe.

»Noch einer?«, kam es dröhnend vom Polizeibeamten. Seine Finger gruben sich tief in Pekkalas Bizeps. »Wo habt ihr den denn aufgegabelt?«

Ein halbes Jahr nach der Abreise von Pekkals Bruder traf ein Telegramm aus Petrograd ein. Es war an Pekkals Vater adressiert und vom befehlshabenden Offizier der Finnischen Kaserne unterzeichnet. Das Telegramm lautete: Pekkala, Anton aus Kadettenkader relegiert.

Pekkals Vater las den dünnen gelben Zettel. In seinem Gesicht zeigte sich keinerlei Regung. Dann reichte er die Notiz an seine Frau weiter.

»Aber was heißt das?«, fragte sie. »Relegiert? Ich habe das Wort noch nie gehört.« Das Telegramm zitterte in ihrer Hand.

»Es heißt, dass sie ihn aus dem Regiment geworfen haben«, sagte sein Vater. »Er wird jetzt nach Hause kommen.«

Am Tag darauf spannte Pekkala eines der familieneigenen Pferde vor das zweisitzige Karriol, fuhr zum Bahnhof und wartete auf den Zug.

Das tat er auch am Tag darauf und am übernächsten Tag. Eine ganze Woche fuhr Pekkala zum Bahnhof, ließ den Blick über die ausgestiegenen Fahrgäste schweifen und fand sich schließlich allein auf dem Bahnsteig wieder, nachdem der Zug weitergefahren war.

In seinem Vater ging in diesen Tagen des Wartens eine anhaltende Veränderung vor sich. Er war wie eine Uhr, deren Laufwerk plötzlich kaputtgegangen war. Nach außen hin hatte sich kaum etwas verändert, innerlich aber war er zerbrochen. Es spielte keine Rolle, warum Anton zurückkehrte. Es zählte einzig und allein die Tatsache, dass er zurückkehrte, wodurch der so sorgfältig ausgearbeitete Plan, den der Vater für die Familie entworfen hatte, hinfällig geworden war.

Nach zwei Wochen ohne jedes Lebenszeichen von Anton fuhr Pekkala nicht mehr zum Bahnhof, um dort auf seinen Bruder zu warten.

Nach einem Monat war klar, dass Anton nicht zurückkehren würde.

Pekkals Vater telegrafierte an die Finnische Kaserne und fragte nach seinem Sohn.

Man antwortete, diesmal in Briefform, dass Anton an dem und dem Tag zum Kasernentor geführt worden sei, man habe ihm eine Zugfahrkarte für die Heimfahrt und Geld für Verpflegung gegeben, seitdem habe man ihn nicht mehr gesehen.

Auf ein weiteres Telegramm, diesmal, um sich nach dem Grund für Antons Entlassung zu erkundigen, wurde nicht mehr geantwortet.

Pekkals Vater hatte sich mittlerweile so sehr in sich zurückgezogen, dass er kaum noch wiederzuerkennen war. Seine Mutter beharrte weiter darauf, dass Anton schon zurückkehren werde, wenn er dazu bereit sei. Diese Überzeugung, an die sie sich geradezu verzweifelt klammerte, wurde für sie im Lauf der Zeit zu einer großen Belastung, die sie vorzeitig verschliss und auszehrte.

Eines Tages, nachdem Anton fast drei Monate fort war, legten Pekkala und sein Vater letzte Hand an einen für die Aufbahrung hergerichteten Leichnam. Sein Vater war über den Toten gebeugt und strich mit den Fingerspitzen die Wimpern zurecht. Plötzlich atmete er scharf ein und richtete sich abrupt auf.

»Du fährst«, sagte er.

»Wohin?«, fragte Pekkala.

»Nach Petrograd. Zum Finnischen Regiment. Ich habe bereits die Bewerbungsunterlagen ausgefüllt. In zehn Tagen meldest du dich in der Kaserne. Du wirst seinen Platz einnehmen.« Er konnte noch nicht einmal mehr Antons Namen aussprechen.

»Was ist mit meiner Lehrzeit hier? Was ist mit dem Geschäft?«

»Damit hat es sich. Mehr gibt es dazu nicht zu sagen.«

Eine Woche darauf beugte sich Pekkala aus dem Fenster eines nach Osten fahrenden Zuges und winkte seinen Eltern zu, bis deren Gesichter in der Ferne verschwunden waren und sich die dichten Kiefernreihen vor den kleinen Bahnhof geschoben hatten.

Pekkala sah dem Polizeibeamten in die Augen.

Kurz zögerte dieser. Wie konnte ein Gefangener es wagen, ihn so herausfordernd anzusehen? Er malte mit dem Kiefer. »Es wird Zeit, dass man dir ein wenig Respekt einbleut.«

»Er steht unter dem Schutz des Büros für besondere Operationen«, sagte Kirow.

»Schutz?«, lachte der Polizist. »Dieser Landstreicher? Wie heißt er?«

»Pekkala«, erwiderte Kirow.

»Pekkala?« Der Polizist zog abrupt seine Hand weg, als hätte er sich verbrannt. »Was soll das heißen?

Der Pekkala?«

Auch der noch immer im Staub kniende Alte bekam das Gespräch mit, das sich auf den Stufen zur Polizeidienststelle abspielte.

»Scher dich fort!«, brüllte der Polizist ihn an.

Der Alte rührte sich nicht. »Pekkala«, murmelte er nur. Ein Blutrinnsal troff ihm aus dem Mundwinkel.

»Ich sagte, scher dich fort, verdammt noch mal!«, schrie der Polizist mit hochrotem Kopf.

Der Alte rappelte sich auf und ging die Straße hinunter. Alle paar Schritte drehte er sich zu Pekkala um.

Kirow und Pekkala schoben sich an den Polizisten vorbei und gingen durch einen Gang, der nur durch das fahle Tageslicht beleuchtet wurde, das durch die vergitterten, glaslosen Fenster sickerte.

Kirow drehte sich zu Pekkala um. »Wer zum Teufel sind Sie?«

Pekkala antwortete nicht. Er folgte dem jungen Kommissar zu einer halb offen stehenden Tür am Ende des Gangs.

Der junge Mann trat ein.

Pekkala folgte.

An einem Schreibtisch in der Ecke saß ein Mann. Neben seinem Stuhl war der Tisch das einzige Möbelstück im Raum. Sein Uniformrock wies ihn als Kommandeur der Roten Armee aus. Sein dunkles Haar war ordentlich gekämmt und längs des messerscharfen Mittelscheitels glatt nach hinten gestrichen. Er hatte die Hände gefaltet auf dem Tisch liegen, als wartete er darauf, dass ihn jemand fotografierte.

»Anton!«, entfuhr es Pekkala.

»Willkommen«, erwiderte er.

Pekkala starrte den Mann an, der den Blick geduldig erwiderte. Nachdem er sich vergewissert hatte, dass ihm seine Wahrnehmung keinen üblen Streich spielte, machte Pekkala auf dem Absatz kehrt und verließ das Zimmer.

»Wo wollen Sie hin?«, fragte Kirow, der ihm hinterherlief.

»Irgendwohin, nur weg von hier«, erwiderte Pekkala. »Sie hätten so viel Anstand haben und es mir sagen können.«

»Ihnen was sagen?«

Der Polizist stand immer noch in der Eingangstür und sah nervös die Straße auf und ab.

Kirow legte Pekkala die Hand auf die Schulter. »Sie haben ja noch nicht einmal mit Kommandeur Starek gesprochen.«

»So nennt er sich jetzt?«, erwiderte Pekkala.

»Jetzt?« Verwirrt verzog der Kommissar das Gesicht.

»Starek ist nicht sein richtiger Name. Er hat ihn erfunden. Genau wie Lenin und Stalin! Als ob das irgendwas ändern würde, außer dass es besser klingt als Uljanow oder Dschughaschwili.«

»Ihnen ist klar«, blaffte der Kommissar, »dass ich Sie für diese Äußerung erschießen lassen könnte.«

»Es würde mich mehr beeindrucken, wenn Sie etwas finden, wofür Sie mich nicht erschießen lassen könnten«, antwortete Pekkala. »Oder besser noch, Sie überlassen das meinem Bruder.«

»Ihrem Bruder?« Kirow klappte der Mund auf. »Kommandeur Starek ist Ihr Bruder?«

Anton trat jetzt in die Tür.

»Das haben Sie mir nicht gesagt«, sagte Kirow. »Sie hätten mich darüber in Kenntnis setzen sollen.«

»Ich setze Sie jetzt darüber in Kenntnis.« Anton wandte sich an Pekkala.

»Er ist es nicht, oder?«, fragte der Polizist. »Sie wollen mich nur auf den Arm nehmen, ja?« Er versuchte zu lächeln, aber es gelang ihm nicht. »Das ist nicht das Smaragdauge. Der ist doch seit Jahren tot. Ich habe gehört, dass es ihn gar nicht gegeben haben soll, er ist nur eine Legende.«

Anton beugte sich zum Polizisten und flüsterte ihm etwas ins Ohr.

Der Polizist musste husten. »Aber was hab ich getan?« Er sah zu Pekkala. »Was hab ich getan?«, wiederholte er.

»Wir könnten den Mann fragen, den Sie auf die Straße geworfen haben«, erwiderte Pekkala.

»Aber das ist meine Dienststelle«, flüsterte der Polizist. »Ich habe hier das Sagen.« Er sah zu Anton und flehte ihn wortlos um Hilfe an.

Antons Miene blieb ungerührt. »Ich schlage vor, Sie schaffen sich hier fort, solange Sie dazu noch in der Lage sind«, sagte er leise.

Der Beamte trat demütig zur Seite.

Den Blick auf Pekkala gerichtet, wies Anton mit einem Nicken zu seinem Büro am Ende des Gangs. »Bruder«, sagte er, »es ist an der Zeit, dass wir miteinander reden.«

Es war zehn Jahre her, dass sie sich zum letzten Mal gesehen hatten – auf einem öden, vereisten Bahnsteig, auf dem Gefangene nach Sibirien abtransportiert wurden.

Mit geschorenem Kopf, in den fadenscheinigen beigefarbenen Baumwollsachen, die ihm im Gefängnis gegeben worden waren, kauerte sich Pekkala an die anderen Verurteilten und wartete auf das Eintreffen des Konvois ETAP-61. Niemand sprach. Immer mehr Gefangene kamen an, nahmen ihren Platz auf dem Bahnsteig ein und legten sich wie die Schalen einer Zwiebel um die durchgefrorenen Männer.

Die Sonne war bereits untergegangen. Beinlange Eiszapfen hingen vom Bahnhofsdach. Der Wind fegte über die Gleise und wirbelte Schnee auf. An beiden Enden des Bahnsteigs standen Wachen mit geschulterten Gewehren an Ölfässern, in denen Feuer entfacht worden waren. Funken stoben in die Luft und erhellten ihre Gesichter.

Irgendwann in der Nacht traf endlich der Zug ein. Zwei Wachen standen an jeder geöffneten Waggontür. Als Pekkala einstieg, fiel sein Blick zufällig auf das Bahnhofsgebäude. Und dort, im Licht eine Ölfasses, hielt ein Soldat seine geröteten Hände über die Flammen.

Ihre Blicke trafen sich.

Pekkala hatte gerade noch Zeit, um Anton zu erkennen, bevor er von einer Wache in die Dunkelheit des eisigen Waggons gestoßen wurde.

Pekkala hielt sich das Rasiermesser an die bärtige Wange und überlegte, wie er anfangen sollte.

Früher hatte er sich einmal im Monat rasiert, aber die alte, wohlgehütete Klinge war eines Tages zerbrochen, als er sie an der Innenseite seines Gürtels abgezogen hatte. Das war Jahre her.

Seitdem hatte er sich manchmal mit einem Messer über die Haare hergemacht, hatte sie büschelweise abgesägt, während er nackt im eiskalten Wasser des Baches unterhalb seiner Erdhütte saß. Jetzt aber, als er auf der verdreckten Toilette der Polizeidienststelle stand, eine Schere in der einen und ein Rasiermesser in der anderen Hand, erschien ihm die vor ihm liegende Aufgabe als unüberwindlich.

Fast eine Stunde lang fuhrwerkte er mit den Gerätschaften herum, biss vor Schmerz die Zähne zusammen und rieb sich das Gesicht mit der grobkörnigen Wäscheseife ein, die man ihm zusammen mit dem Rasiermesser gegeben hatte. Er versuchte den Uringestank auszublenden, den abgestandenen Tabakrauch, der in den Fugen zwischen den blassblauen Kacheln hing, und den aseptischen Geruch des von der Regierung gestellten Toilettenpapiers.

Allmählich tauchte im Spiegel ein Gesicht auf, das Pekkala kaum mehr kannte. Blut rann ihm von Kinn, Oberlippe und der Stelle unterhalb der Ohren, nachdem der Vollbart endlich entfernt war. Er griff sich einige Spinnweben aus einer verstaubten Ecke und legte sie zum Stillen der Blutung auf die Wunden.

Als er aus der Toilette trat, bemerkte er, dass seine alten Sachen fort waren. An ihrer Stelle fand er andere Kleidung vor, die Sachen, die er getragen hatte, als er damals verhaftet worden war. Sogar sie hatte man aufbewahrt. Er zog das graue, kragenlose Hemd an, schlüpfte in die schwere Moleskin-Hose und die schwarze, mit vier Taschen versehene Weste. Unter dem Stuhl standen seine schweren knöchelhohen Stiefel, in denen jeweils, ordentlich zusammengerollt, die Fußlappen, *Portjanki*, gestopft waren.

Er legte das Holster an, schloss den Riemen über der Hüfte und justierte alles so, dass der Revolvergriff genau links unterhalb des Brustkorbs saß und er den Webley in einer einzigen fließenden Bewegung ziehen und abfeuern konnte – was ihm mehr als einmal das Leben gerettet hatte.

Das letzte Kleidungsstück war ein enganliegender Mantel aus dem gleichen schwarzen Wolltuch wie die Weste. Er war geknöpft wie ein zweireihiges Jackett, reichte eine Handbreit unter die Knie, und im Unterschied zu den russischen Armeemänteln mit ihrem breiten Revers hatte er einen schmalen Kragen, unter dem er das Smaragdauge befestigte.

Erneut betrachtete er sich im Spiegel. Vorsichtig berührte er mit rauen Fingerspitzen die wettergegerbte Haut unterhalb der Augen, als wäre er sich unsicher, wer ihn hier anstarrte.

Dann kehrte er ins Büro zurück. Die Tür war geschlossen. Er klopfte an.

»Herein!«, kam die scharfe Antwort.

Anton hatte die Füße auf den Schreibtisch gelegt und rauchte eine Zigarette.

Der Aschenbecher war voll. Mehrere Kippen glühten noch vor sich hin. Im Raum hing eine blaue Rauchwolke.

Da es nur einen Stuhl gab – den, auf dem sein Bruder saß –, blieb Pekkala stehen.

»Besser«, sagte Anton und stellte die Füße auf den Boden, »aber nicht viel.« Er faltete die Hände und legte sie auf den Schreibtisch. »Du weißt, wer nach dir geschickt hat?«

»Genosse Stalin«, sagte Pekkala.

Anton nickte.

»Stimmt es«, fragte Pekkala, »dass er der rote Zar genannt wird?«

»Das sagt ihm keiner ins Gesicht«, erwiderte Anton, »nicht, wenn er noch eine Weile leben möchte.«

»Wenn er der Grund für mein Hiersein ist«, fuhr Pekkala fort, »dann möchte ich mit ihm reden.«

Anton lachte. »Wenn du mit Genosse Stalin reden möchtest, dann wartest du gefälligst, bis er mit dir reden will. Und erst dann wirst du dein Gespräch bekommen. Bis dahin gibt es einiges zu tun.«

»Du weißt, was mir zugestoßen ist, damals im Butyrka-Gefängnis?«

»Ja.«

»Dafür ist Stalin verantwortlich. Er persönlich ist dafür verantwortlich.«

»Seitdem hat er Großes für das Land geleistet.«

»Du«, fuhr Pekkala fort, »bist auch verantwortlich.«

Anton ballte die Fäuste. »Das kann man so und so sehen.«

»Du meinst, der Unterschied liegt nur darin, wer gefoltert wurde und wer gefoltert hat?«

Anton räusperte sich, bemüht, Ruhe zu bewahren. »Ich meine, dass wir verschiedene Wege eingeschlagen haben, du und ich. Meiner hat mich hinter diesen Schreibtisch geführt.« Er klopfte gegen das Holz. »Und deiner hat dich dazu geführt, dass du jetzt davorstehst. Ich bin jetzt ein Offizier im Büro für besondere Operationen.«

»Was wollt ihr von mir?«

Anton erhob sich und schloss die Tür. »Wir wollen, dass du in einem Verbrechen ermittelst.«

»Sind dem Land die Polizisten ausgegangen?«

»Du bist genau derjenige, den wir dafür brauchen.«

»Geht es um Mord?«, fragte Pekkala. »Um vermisste Personen?«

»Vielleicht«, erwiderte Anton leise, das Gesicht noch immer zur Tür gerichtet. »Vielleicht auch nicht.«

»Muss ich, bevor ich den Fall löse, erst deine Rätsel lösen?«

Anton drehte sich jetzt zu ihm um. »Ich rede von den Romanows. Dem Zaren, seiner Frau und seinen Kindern. Von ihnen allen.«

Dunkle Erinnerungen wurden wieder wach, als Pekkala den Namen hörte. »Aber sie wurden hingerichtet«, sagte er. »Der Fall wurde vor zehn Jahren abgeschlossen. Die Revolutionsregierung hat die Verantwortung dafür übernommen!«

Anton kehrte zum Schreibtisch zurück. »Es stimmt, wir haben behauptet, sie hingerichtet zu haben. Aber wie du vielleicht weißt, wurden niemals Leichen präsentiert, um die Behauptungen zu beweisen.«

Der Lufthauch, der durch die Fensteröffnungen strich, brachte den schweren Geruch kommenden Regens mit sich.

»Du meinst, ihr wisst nicht, wo die Leichen sind?«

Anton nickte. »Genau.«

»Dann handelt es sich also um einen Vermisstenfall?«, fragte Pekkala. »Willst du mir sagen, der Zar könnte noch am Leben sein?« Wieder überkamen ihn Schuldgefühle, weil er die Romanows ihrem Schicksal überlassen hatte. Alles, was Pekkala über die Hinrichtungen gehört hatte, hatte seine Zweifel nie ganz auslöschen können. Aber er hatte nicht damit gerechnet, sie jemals aus dem Mund eines Soldaten der Roten Armee zu hören.

Nervös sah sich Anton im Zimmer um, als fürchtete er, in der rauchgeschwängerten Luft jemanden zu entdecken, der sie belauschte. Er stand auf, ging zum Fenster und spähte in die Gasse neben dem Gebäude. Dann schloss er die Fensterläden. Der Raum wurde in rötlich fahles Licht getaucht. »Der Zar und seine Familie sind nach Jekaterinburg gebracht worden – das jetzt Swerdlowsk heißt.«

»Das liegt nur ein paar Tage Fahrt von hier.«

»Ja. Swerdlowsk ist wegen seiner abgeschiedenen Lage ausgewählt worden. Keiner würde dort versuchen, sie zu befreien. Das haben wir uns zumindest gedacht. Die Familie wurde nach ihrer Ankunft im Haus eines Kaufmanns namens Ipatjew einquartiert.«

»Was hattet ihr mit ihnen vor?«

»Es war nicht klar, wie mit ihnen verfahren werden sollte. Die Familie Romanow war vom Zeitpunkt ihrer Verhaftung in Petrograd zu einer Belastung geworden. Solange der Zar lebte, hatten die Konterrevolutionäre einen Grund, ihren Kampf fortzuführen. Aber hätten wir sie andererseits einfach liquidiert, hätte sich die Weltöffentlichkeit möglicherweise gegen uns gewandt. So wurde beschlossen, die Romanows am Leben zu lassen, bis sich die neue Regierung gefestigt hatte. Dann sollte dem Zaren der

Prozess gemacht werden. Richter sollten von Moskau anreisen. Alles hätte so öffentlich wie möglich stattfinden, Zeitungen hätten darüber berichten sollen. In den ländlichen Gebieten sollten Bezirkskommissare der Bevölkerung das juristische Vorgehen erklären.«

»Und der Zar würde für schuldig befunden werden.«

Anton wischte den Einwand mit einer Handbewegung fort. »Natürlich, aber der Prozess würde unser Vorgehen legitimieren.«

»Und was hattet ihr mit dem Zaren danach vor?«

»Ihn erschießen. Möglicherweise. Wir hätten ihn auch hängen können. Das stand im Einzelnen noch nicht fest.«

»Und seine Frau? Und die vier Töchter? Sein Sohn? Hätten die auch gehängt werden sollen?«

»Nein! Hätten wir sie alle umbringen wollen, hätten wir uns nie die Mühe gemacht, sie bis nach Swerdlowsk zu schaffen. Wir wollten unter allen Umständen vermeiden, dass aus den Kindern Märtyrer werden. Wir wollten doch nur beweisen, dass die Revolution nicht von Barbaren geführt wurde.«

»Was hattet ihr also mit der übrigen Familie vor?«

»Sie hätten den Briten übergeben werden sollen, um im Gegenzug die offizielle Unterstützung der neuen Regierung zu bekommen.«

Lenin musste das alles für einen einfachen Plan gehalten haben. Aber einfache Pläne, dachte Pekkala, gehen immer schief. »Was ist dazwischengekommen?«

Anton atmete langsam aus. »Das wissen wir nicht genau. Im Mai 1918 kam es zum Aufstand der Tschechoslowakischen Legion, nachdem ihr befohlen wurde, die Waffen niederzulegen. Viele von ihnen waren Deserteure aus der österreichisch-ungarischen Armee und hatten sich in der Frühphase des Krieges den Russen angeschlossen. Diese Soldaten hatten seit Jahren an der Front gekämpft, sie würden nicht einfach die Waffen ablegen und zur Roten Armee überlaufen. Nein, sie bildeten eine eigene Streitmacht und schlossen sich der weißen Gegenrevolution an.«

»Die Weißen«, sagte Pekkala. In den Jahren nach der Revolution waren Tausende ehemalige Offiziere der Weißen Armee in die Gulags eingeliefert worden und ausnahmslos der schlimmsten Behandlung ausgesetzt gewesen. Die wenigsten hatten ihren ersten Winter überlebt.

»Solange Krieg herrschte, konnten die Tschechen und Slowaken nicht in ihre Heimatländer zurück«, fuhr Anton fort. »Also beschlossen sie, sich entlang der transsibirischen Eisenbahnlinie nach Osten aufzumachen, um dann, nach Durchquerung von ganz Russland, von Wladiwostok auf Schiffen zurück nach Frankreich zu fahren, um dort erneut für die Alliierten in den Kampf zu ziehen. Sie waren schwer bewaffnet, ihre militärische Disziplin hatte bislang nicht gelitten. Wir hatten ihnen nichts entgegensetzen. In jeder Stadt, in der sie auf ihrem Zug nach Osten einmarschierten, wurden die Streitkräfte der Roten Armee kurzerhand aufgerieben.«

»Die Eisenbahn führt südlich von Swerdlowsk vorbei«, sagte Pekkala. Ihm dämmerte, wo der Plan schiefgelaufen war.

»Ja«, antwortete Anton. »Die Weißen hätten die Stadt eingenommen. Die Romanows wären befreit worden.«

»Also hat Lenin ihre Hinrichtung angeordnet?«

»Das hätte er tun können. Aber das hat er nicht.« Anton wirkte regelrecht entsetzt. Allein durch das Wissen um diese Geheimnisse befand er sich in tödlicher Gefahr. Darüber zu sprechen war geradezu selbstmörderisch. »Es gab so viele Fehlalarme – Einheiten der Roten Armee, die für Weißgardisten gehalten wurden, Kuhherden, die man als Kavallerie ansah, Donnergrollen, das sich wie Kanonenfeuer anhörte. Lenin befürchtete, die Wachmannschaften der Romanows würden, falls sie einen Hinrichtungsbefehl erhielten, in Panik geraten und den Zaren und dessen Familie kurzerhand erschießen, ganz egal, ob die Tschechen einen Befreiungsversuch unternahmen oder nicht.« Anton barg das Gesicht in den Händen und drückte die Fingerspitzen gegen die geschlossenen Augenlider. »Letztlich aber war es

völlig egal.«

»Was ist geschehen?«, fragte Pekkala.

Regen hatte eingesetzt, Tropfen schlugen gegen die Fensterläden.

»In dem Haus, in dem die Romanows festgehalten wurden, ging ein Telefonanruf ein. Ein Mann, der sich als Offizier der Roten Armee ausgab, sagte, die Weißen würden sich den Außenbezirken der Stadt nähern. Er erteilte den Wachmannschaften den Befehl, Straßensperren zu errichten und zur Bewachung des Hauses zwei bewaffnete Männer zurückzulassen. Es gab keinen Grund, dem Befehl zu misstrauen. Jeder wusste, dass die Weißen anrückten. Also bauten sie, wie befohlen, eine Straßensperre auf. Aber die Weißen erschienen nicht. Der Anruf war ein Täuschungsmanöver gewesen. Als die Rotgardisten zum Ipatjew-Haus zurückkehrten, waren die Romanows verschwunden. Und die beiden Wachen, die sie zurückgelassen hatten, lagen erschossen im Keller.«

»Woher weißt du das alles?«, fragte Pekkala. »Woher willst du wissen, dass das alles nicht einfach nur erfunden ist, um die Welt in die Irre zu führen?«

»Weil ich dabei war!«, erwiderte Anton. Er klang aufgebracht, als hätte er gehofft, wenigstens dieses eine Geheimnis für sich behalten zu können. »Ich war zwei Jahre vorher der Geheimpolizei beigetreten.«

Der Tscheka, dachte Pekkala. Zu Beginn der Revolution unter Leitung des polnischen Attentäters Felix Dserschinski gegründet, entwickelte sich die Tscheka schnell zu einer Todesschwadron, die für unzählige Morde, Folter und Entführung verantwortlich war. Wie Lenin und Stalin verlieh auch sie sich bald darauf einen neuen Namen, nannte sich erst GPU, dann OGPU, ihre blutige Aufgabe aber änderte sich nicht. Viele der früheren Mitarbeiter der Tscheka verschwanden selbst in den unterirdischen Verliesen, wo die Folterknechte ihrer Arbeit nachgingen.

»Zwei Monate vor dem Verschwinden der Romanows«, fuhr Anton fort, »erhielt ich den Befehl, einen Offizier namens Jurowski nach Swerdlowsk zu begleiten. Dort übernahm unsere Gruppe das Kommando von der örtlichen Miliz, die bis dahin die Romanows bewacht hatte. Von da an waren wir für den Zaren und seine Familie verantwortlich. Am Abend ihres Verschwindens hatte ich dienstfrei. Ich hielt mich in einer Schänke auf, als ich von dem Anruf hörte. Ich begab mich sofort zu der errichteten Straßensperre. Und bis wir zum Ipatjew-Haus kamen, waren die Romanows verschwunden, und die beiden zurückgelassenen Wachen waren ermordet.«

»Habt ihr Ermittlungen durchgeführt?«

»Dafür war keine Zeit mehr. Die Weißen marschierten auf die Stadt zu. Wir mussten weg. Zwei Tage später zog die Weiße Armee ein und führte daraufhin eigene Untersuchungen durch, konnte die Romanows aber nicht finden, weder tot noch lebendig. Nachdem die Weißen weitergezogen waren und wir wieder die Kontrolle über die Stadt hatten, war die Spur kalt geworden. Die gesamte Zarenfamilie war einfach verschwunden.«

»Statt also zuzugeben, dass die Romanows entkommen waren, ließ Lenin die Nachricht verbreiten, sie seien ermordet worden.«

Anton nickte. »Aber dann fingen die Gerüchte an – überall auf der Welt wollte man sie gesehen haben, vor allem die Kinder. Bei jeder Geschichte, egal, wie unglaublich sie klang, schickten wir einen Agenten hin. Ist dir klar, dass wir sogar jemanden nach Tahiti geschickt haben, weil ein Kapitän jemanden gesehen haben wollte, der aussah wie die Prinzessin Maria? Aber sämtliche Gerüchte stellten sich als falsch heraus. Also warteten wir. Jeden Tag, so glaubten wir, könnten Neuigkeiten eintreffen, wonach die Romanows in China oder in Paris oder London aufgetaucht wären. Es schien nur eine Frage der Zeit. Aber die Jahre vergingen. Immer seltener wurde jemand gesichtet. Es gab keine neuen Gerüchte mehr. Wir glaubten schon, wir würden von den Romanows nichts mehr hören. Doch dann, vor zwei Wochen, wurde ich zum Büro für besondere Operationen bestellt. Man sagte mir, vor kurzem habe sich ein Mann gemeldet, der behauptet, die Leichen der Romanows wären in einen aufgelassenen Bergwerksschacht nicht weit von Swerdlowsk geworfen worden.«

»Und wo ist dieser Mann?«, fragte Pekkala.

Der Regen war stärker geworden, heulend strich der Wind über das Dach.

»In Wodowenko. Einer Einrichtung für geistesgestörte Verbrecher.«

»Geistesgestörte Verbrecher?«, brummte Pekkala. »Gibt es diesen Bergwerksschacht überhaupt?«

»Ja. Wir haben ihn ausfindig gemacht.«

»Und die Leichen? Hat man sie gefunden?«

»Der Bergwerksschacht wurde sofort versiegelt, als das Büro davon erfuhr. Soweit wir wissen, ist der Tatort unberührt.«

»Ich verstehe trotzdem nicht, warum man mich dafür braucht«, sagte Pekkala.

»Du bist die einzige noch lebende Person, die die Romanows persönlich kannte und mit polizeilicher Ermittlungsarbeit vertraut ist. Du kannst die Leichen eindeutig identifizieren. Wir dürfen uns keine Fehler erlauben.«

Pekkala zögerte, bevor er darauf etwas sagte. »Das erklärt, warum Stalin nach mir schickt, aber nicht, was du hier machst.«

Anton öffnete die Hände und legte sie bedächtig wieder zusammen. »Das Büro war der Meinung, es könnte hilfreich sein, wenn dir ein vertrautes Gesicht das Angebot unterbreitet.«

»Angebot?«, fragte Pekkala. »Welches Angebot?«

»Bei erfolgreicher Beendigung dieser Ermittlungen wird dir deine Strafe im Gulag erlassen. Du kommst frei. Du kannst das Land verlassen. Du kannst überallhin.«

Pekkala konnte es nicht glauben. Ihm waren in der Vergangenheit zu viele Lügen erzählt worden, um das Angebot ernst zu nehmen. »Was bekommst du dafür?«

»Diese Beförderung ist meine Belohnung«, erwiderte Anton. »Seit dem Verschwinden der Romanows wurde ich immer übergangen, egal, wie sehr ich mich angestrengt oder wie loyal ich mich erwiesen habe. Bis letzte Woche war ich Unteroffizier in einem fensterlosen Büro in Moskau. Meine Aufgabe bestand darin, über heißem Wasserdampf Briefe zu öffnen und alles abzuschreiben, was regierungskritisch klang. Es sah ganz danach aus, dass ich mehr nicht erreichen könnte. Bis das Büro angerufen hat.« Anton lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. »Wenn die Ermittlungen erfolgreich sind, bekommen wir beide eine zweite Chance.«

»Und wenn nicht?«, fragte Pekkala.

»Dann kehrst du nach Borodok zurück«, sagte Anton, »und ich werde wieder Briefe öffnen.«

»Was ist mit diesem Kommissar? Was macht er hier?«

»Kirow? Der ist noch ein Kind. Er war Kochlehrling, bis man seine Schule geschlossen hat und er stattdessen auf die Politakademie geschickt wurde. Es ist sein erster Auftrag. Offiziell ist Kirow unser politischer Verbindungsmann. Aber bislang weiß er noch nicht einmal, worum es hier geht.«

»Wann willst du es ihm erzählen?«

»Sobald du dich bereit erklärt hast, uns zu helfen.«

»Politischer Verbindungsmann«, sagte Pekkala. »Dein Büro traut uns beiden anscheinend nicht.«

»Gewöhn dich daran«, sagte Anton. »Heutzutage traut man keinem mehr.«

Ungläubig schüttelte Pekkala den Kopf. »Herzlichen Glückwunsch.«

»Wofür?«

»Für das Chaos, das ihr in diesem Land angerichtet habt.«

Anton stand auf. Sein Stuhl schrappte kreischend über den Boden. »Der Zar hat bekommen, was er verdient hat, und du auch.«

Sie standen sich von Angesicht zu Angesicht gegenüber, nur der Schreibtisch als Barriere zwischen ihnen.

»Vater wäre wirklich stolz auf dich gewesen.« Pekkala konnte seine Verachtung nicht verbergen.

Bei der Erwähnung ihres Vaters verlor Anton die Beherrschung. Er holte aus und verpasste Pekkala

über den Tisch hinweg einen Faustschlag gegen die Schläfe.

Pekkala taumelte, gewann aber rasch wieder das Gleichgewicht.

Anton kam um den Schreibtisch herum und landete den nächsten Schlag gegen die Brust seines Bruders.

Pekkala kam ins Straucheln, bevor er mit einem lauten Aufschrei Anton an den Schultern zu fassen bekam und ihm die Arme zur Seite wegdrückte.

Die beiden Männer torkelten rückwärts, brachen durch die Bürotür, deren dünnes Holz splitterte, und krachten in den schmalen Gang. Anton schlug als Erster auf dem Boden auf.

Pekkala fiel über ihn.

Kurz waren beide überrascht.

Dann packte Anton Pekkala am Hals.

Hasserfüllt starrten sich die beiden Männer an.

»Du hast mir gesagt, es wäre jetzt anders«, keuchte Pekkala, »aber da hast du dich geirrt. Zwischen uns hat sich nichts geändert.«

Wutentbrannt zerrte Anton seine Pistole aus dem Gürtel und rammte seinem Bruder den Lauf gegen die Schläfe.

Noch am gleichen Tag, an dem er in Petrograd eintraf, meldete sich Pekkala als Kadett zum Finnischen Garderegiment.

Er erfuhr bald, warum Anton aus dem Regiment ausgeschlossen worden war.

Anton war beschuldigt worden, aus der Truhe eines anderen Kadetten Geld gestohlen zu haben. Zunächst hatte er alles abgestritten. Man konnte keine Beweise gegen ihn vorbringen, außer dass er just zu dem Zeitpunkt über Geld verfügte, als dem anderen eine bestimmte Summe abhandengekommen war. Doch an dem Abend, als der bestohlene Kadett seinem Bettnachbarn davon erzählte, bemerkte er etwas auf seiner Truhe neben dem Bett. Er saß auf der Bettkante und beugte sich vor, damit er nicht laut reden musste, und dabei legte sich sein warmer Atem auf die glänzende Truhenoberfläche, worauf der geisterhafte Abdruck einer Hand sichtbar wurde. Der Abdruck stammte nicht von ihm und auch nicht von den anderen sechs Kadetten in der Stube. Der Feldwebel wurde gerufen, und er ordnete den Vergleich mit Antons Handabdruck an.

Als sich herausstellte, dass die beiden Abdrücke übereinstimmten, gestand Anton die Tat, beharrte aber darauf, dass er nur eine kleine Summe gestohlen habe.

Der Betrag spielte keine Rolle. Nach dem Ehrenkodex der Finnischen Garde, in deren Kaserne keine Türen abgesperrt wurden, wurde jeder Diebstahl mit sofortiger Degradierung und Entlassung bestraft. Als Anton von seiner Anhörung beim Regimentskommandeur zurückkam, waren seine Taschen bereits gepackt.

Zwei Offiziere begleiteten Anton zum Kasernentor, dort machten die beiden ohne ein Wort des Abschieds kehrt und marschierten aufs Gelände zurück. Das Tor wurde hinter Anton geschlossen. Am ersten Tag seiner Dienstzeit wurde Pekkala ins Büro des Kommandeurs bestellt.

Er wusste noch nicht, wie er gegenüber einem vorgesetzten Offizier aufzutreten oder wie er zu grüßen hatte – diese Sorgen hegte er, als er über den Exerzierplatz eilte. Abteilungen mit neuen Rekruten stapften an ihm vorüber, übten das Marschieren und wurden dabei von schrill kreischenden Ausbildungsfeldwebeln bis ins dritte Glied verflucht.

Im Warteraum wurde Pekkala von einem großen, makellos gekleideten Gardesoldaten empfangen. Er hatte eine hellere Uniform als die Rekruten und trug über dem Rock einen Gürtel, auf dessen schwere Messingschnalle der doppelköpfige Adler des Zaren geprägt war. Eine Kappe mit kurzem Schild beschattete die obere Hälfte seines Gesichts.

Als der Soldat den Kopf hob, sah Pekkala ihm in die strahlend hellen Augen.

Mit leiser Stimme wies der Soldat Pekkala an, den Rücken gerade zu halten und die Hacken zusammenzuschlagen, wenn er vor dem Kommandeur stand.

»Mach es mal vor«, sagte der Soldat.

Pekkala tat sein Bestes.

»Nicht nach hinten überkippen«, sagte ihm der Soldat.

Pekkala konnte nicht anders. Seine Muskeln waren so verkrampft, dass er sich kaum noch rühren konnte.

Der Soldat zog das graue Tuch an den Schultern straff und glättete Pekkalas rauhen Uniformrock.

»Wenn der Kommandeur mit dir redet, antwortest du nicht einfach mit ›ja, Herr‹, sondern mit ›ja, Herr Kommandeur‹ oder mit ›nein, Herr Kommandeur‹. Verstanden?«

»Ja, Herr.«

Der Soldat schüttelte den Kopf. »Mich nennst du nicht Herr. Ich bin kein Offizier.«

Die Regeln dieser fremden Welt schwirrten ihm durch den Kopf.

Niemals würde er sie sich alle einprägen können, dachte er. Hätte ihm jemand in diesem Augenblick vorgeschlagen, nach Hause zurückzukehren, hätte er das Angebot sofort angenommen. Gleichzeitig fürchtete er, dass genau dies der Grund war, warum der Kommandeur ihn zu sich bestellt hatte.

Der Soldat schien seine Gedanken lesen zu können. »Du musst keine Angst haben«, sagte er. Dann

drehte er sich um und klopfte an. Ohne auf eine Antwort zu warten, öffnete er die Tür und wies Pekkala mit einem abrupten Nicken an, einzutreten.

Der Kommandeur hieß Parainen. Er war groß und hager, Kiefer und Wangenknochen waren so scharfkantig, dass sein Schädel aussah, als wäre er aus Glasscherben zusammengesetzt.

»Du bist der Bruder von Anton Pekkala?«

»Ja, Herr Kommandeur.«

»Hast du irgendwas von ihm gehört?«

»In letzter Zeit nicht, Herr Kommandeur.«

Der Kommandeur kratzte sich am Hals. »Er hätte vor einem Monat wieder zurückkommen sollen.«

»Zurückkommen?«, fragte Pekkala. »Aber ich dachte, er wäre ausgeschlossen worden.«

»Nicht ausgeschlossen. Nur zeitweilig relegiert.«

»Zeitweilig?«, fragte Pekkala und fügte noch ein »Herr, Kommandeur« an.

»Ja«, erklärte Parainen. »Hätte er sich noch mal etwas zuschulden kommen lassen, wäre er endgültig relegiert worden. Aber beim ersten Vergehen eines Kadetten zeigen wir Nachsicht.«

»Warum ist er dann nicht zurückgekommen?«, fragte Pekkala.

Der Kommandeur zuckte mit den Schultern. »Vielleicht ist er zu dem Schluss gelangt, dass dieses Leben nichts für ihn ist.«

»Das kann nicht sein, Herr Kommandeur. Nichts anderes hat er jemals gewollt.«

»Menschen ändern sich. Außerdem bist du jetzt hier, um seinen Platz einzunehmen.« Der Kommandeur erhob sich und ging zu den Fenstern, von denen aus man die Kaserne und die dahinterliegende Stadt überblicken konnte. Das graue winterliche Nachmittagslicht fiel auf sein Gesicht. »Ich möchte dir sagen, dass du für die Taten deines Bruders nicht zur Rechenschaft gezogen wirst. Du hast die gleichen Chancen wie alle anderen. Wenn du hier scheitern solltest, so wie es vielen ergeht, dann liegt das ausschließlich an dir. Und wenn du dein Ziel erreichst, dann nur aufgrund dessen, was du tust und nicht irgendein anderer. Klingt das in deinen Ohren gerecht?«

»Ja, Herr Kommandeur«, sagte Pekkala.

In den folgenden Wochen wurde Pekkala im Marschieren und im Schießen unterwiesen, und er fügte sich in das Leben an einem Ort, an dem es keine Privatsphäre gab – außer in Gedanken, die er aber für sich behielt. Auf dem Kasernengelände des Finnischen Garderegiments, unter jungen Männern aus Helsinki, Kauhava und Turku, hätte er fast vergessen können, dass er sich nicht mehr in seinem Heimatland befand. Viele hier hatten sich nie etwas anderes erträumt, als der finnischen Garde anzugehören. Manche folgten damit einer Familientradition, die Generationen zurückreichte. Manchmal war Pekkala, als wachte er auf und steckte in der Haut eines ganz anderen. Der Mensch, der er einmal gewesen war, trat in die Schatten zurück wie die Toten, deren letzte Reise er früher zu Hause beaufsichtigt hatte.

Aber eines Tages sollte sich das alles ändern.

Langsam schloss Pekkala die Augen, als sich ihm der Lauf von Antons Waffe in die Schläfe bohrte. Er zeigte keinerlei Angst, nur erwartungsvolle Ruhe, als hätte er seit langer Zeit genau auf diesen Moment gewartet. »Nur zu«, flüsterte er.

Im Gang hallten Schritte. Es war Kirow, der junge Kommissar. »Der Polizist ist abgehauen«, sagte er und blieb abrupt stehen, als er die beiden Männer vor sich auf dem Boden sah.

Leise fluchend ließ Anton den Hals seines Bruders los.

Keuchend rollte sich Pekkala weg.

Verwundert starrte Kirow sie an. »Kommandeur, wenn Sie mit der Rauferei fertig sind, könnten Sie mir vielleicht erklären, warum zum Teufel alle so nervös werden, wenn sie Ihren Bruder zu Gesicht bekommen.«

Pekkalas Karriere begann mit einem Pferd.

Nach der Hälfte der Regimentsausbildung verlagerte sich der Drill in die Stallungen, wo die Kadetten das Reiten lernen sollten.

Obwohl Pekkala ganz gut mit dem Pferd umzugehen wusste, das er immer vor den Wagen seines Vaters gespannt hatte, hatte er noch nie in einem Sattel gesessen.

Er hatte keine Angst davor. Schließlich, redete er sich ein, hatte er auch vom Schießen und Marschieren keine Ahnung gehabt, und das war ihm dann auch nicht schwerer gefallen als den anderen Rekruten.

Die Ausbildung verlief zunächst problemlos. Die Kadetten lernten, ein Pferd zu satteln, auf- und abzusitzen und das Tier um Holzhindernisse herumzudirigieren. Die Pferde waren damit so vertraut, dass Pekkala nur darauf achten musste, nicht aus dem Sattel zu fallen.

Die nächste Aufgabe bestand darin, in einer großen Halle mit dem Pferd über ein Hindernis zu springen. Der dafür verantwortliche Feldwebel war neu in der Einheit. Er hatte befohlen, über das Hindernis mehrere Reihen Stacheldraht zu spannen. Denn, erklärte er den angetretenen Kadetten, es reiche eben nicht, sich an das Pferd zu klammern, das die geforderte Aufgabe auch ganz ohne Reiter vollführen könne.

»Zwischen Pferd und Reiter«, erklärte er und ergötzte sich an seiner dröhnenden Stimme in der Halle, »muss ein enges Band bestehen. Solange ihr mir das nicht beweist, werde ich nicht gestatten, dass ihr ins Regiment aufgenommen werdet.«

Als die Pferde den glitzernden Stacheldraht sahen, wurden sie nervös, scheuten, tänzelten und verbissen sich in ihr Zaumzeug. Manche weigerten sich zu springen, bäumten sich vor dem Hindernis auf und warfen ihre Reiter ab. Pekkalas Pferd versuchte seitlich auszuweichen, krachte mit der Flanke gegen das Hindernis, während Pekkala darüber hinweggeschleudert wurde. Er landete auf der Schulter und rollte sich auf dem weichen Untergrund ab. Als er sich aufrappelte und sich das alte Stroh abklopfte, machte sich der Feldwebel bereits Notizen in seiner Kladde.

Nur wenige Tiere schafften es beim ersten Mal. Die meisten wurden durch den Draht verletzt, der sich in ihre Vorderläufe oder in den Bauch schnitt.

Der Feldwebel befahl den Kadetten, es ein weiteres Mal zu versuchen.

Eine Stunde später, nach mehreren weiteren Versuchen, hatte es lediglich die Hälfte der Rekruten geschafft, mit den Pferden das Hindernis zu überwinden. Der Boden war übersät mit Blutspritzern. Die Kadetten standen in Habachtstellung und hielten ihre zitternden Pferde am Zügel.

Der Feldwebel hatte mittlerweile eingesehen, dass er einen Fehler begangen hatte, konnte aber nicht mehr zurück, ohne das Gesicht zu verlieren. Seine Stimme war vom vielen Brüllen heiser und schrill geworden, und so klang er nicht mehr wie ein Befehlshaber, sondern wie jemand, der kurz vor der Hysterie stand.

Jedes Mal, wenn ein Pferd mit dem Hindernis kollidierte – beim dumpfen Aufprall des Pferdeleibs gegen die Holzplanken, dem Scharren der Hufe, dem Stöhnen des zu Boden stürzenden Reiters –, ging ein Zucken durch die übrigen Reiter und Pferde. Einer der Kadetten weinte still vor sich hin, während er darauf wartete, dass die Reihe an ihn kam. Es war sein sechster Versuch. Wie Pekkala hatte er es bislang kein einziges Mal geschafft.

Dann sollte es Pekkala wieder probieren. Er schwang sich in den Sattel und sah über den Kopf des Pferdes zum Hindernis und den unteren, von den Pferdehufen zersplitterten Planken.

Der Feldwebel stand mit gezückter Kladde daneben.

Pekkala wollte das Pferd schon antreiben und erneut auf das Hindernis zureiten. Er zweifelte nicht daran, dass er abgeworfen würde, und hatte sich in sein Schicksal gefügt. Er war dazu bereit, doch dann, plötzlich, war er es nicht mehr – er sah nicht mehr ein, warum er mit dem Pferd das Hindernis und die blutige Stacheldrahtgirlande anreiten sollte. So rasch er aufgesessen hatte, so rasch saß er

wieder ab.

»Aufsitzen«, befahl der Feldwebel.

»Nein«, sagte Pekkala. Aus den Augenwinkeln heraus glaubte Pekkala die Erleichterung im Blick der anderen Kadetten wahrzunehmen. Erleichterung darüber, dass es so nicht weiterging, und Erleichterung, dass nicht sie dafür zur Verantwortung gezogen wurden.

Diesmal brüllte und fluchte der Feldwebel nicht, wie er es den gesamten Tag getan hatte. So ruhig, wie es ihm möglich war, klappte er die Kladde zu und steckte sie in die obere Tasche seines Uniformrocks. Er verschränkte die Arme hinter dem Rücken und kam auf Pekkala zu, bis sich ihre Gesichter fast berührten. »Ich gebe dir noch eine Chance«, flüsterte er kaum hörbar.

»Nein«, wiederholte Pekkala.

Der Feldwebel kam noch näher. »Hör zu«, sagte er, die Lippen dicht an Pekkalas Ohr, »ich verlange nur, dass du es noch einmal versuchst. Wenn du scheiterst, werde ich es dir nachsehen. Und danach werde ich die Ausbildungseinheit beenden. Aber du wirst jetzt aufsitzen und tun, was man dir sagt, oder ich werde dafür sorgen, dass du das Regiment verlässt. Und ich werde dich persönlich zum Tor begleiten und es hinter dir schließen, so wie es sich auch hinter deinem Bruder geschlossen hat. Und es wird mir eine Genugtuung sein, Pekkala. Weil alle erwarten, dass du versagst.«

In diesem Augenblick lief ein Zittern durch Pekkalas Körper, eine Erschütterung wie nach einem Gewehrschuss, nur dass keinerlei Laut zu hören gewesen war. Es war das Seltsamste, was er jemals empfunden hatte, und er war nicht der Einzige, dem es so erging.

Pekkala und der Feldwebel drehten sich gleichzeitig um. Im Schatten des Eingangs zur Halle stand ein Mann. Er trug einen dunkelgrünen Uniformrock und blaue Hosen mit roten Längsstreifen. Eine einfache Uniform, aber die Farben schienen aus sich heraus zu leuchten. Der Mann hatte keine Kopfbedeckung auf. Und aus diesem Grund erkannten alle, dass es der Zar war.

Im Kamin des Polizeichefs knisterte ein kleines Feuer.

»Agent?« Kirow schritt im Zimmer auf und ab, hob die Hände und ließ sie wieder fallen. »Soll das heißen, dass Ihr Bruder für die Geheimpolizei des Zaren gearbeitet hat?«

Pekkala saß am Schreibtisch und las die schlammbraune Akte, über die sich diagonal ein roter Streifen zog. In schwarzen Lettern stand darauf: »Streng geheim«.

Das Wort »geheim« hatte für sich genommen keine Bedeutung mehr. Mittlerweile war alles geheim.

Sorgfältig blätterte er die Seiten um und war so in Gedanken vertieft, dass er den aufgetragenen Kommissar kaum zu hören schien.

»Nein.« Anton saß am Feuer und hielt die Hände über die Flammen. »Er hat nicht für die Ochrana gearbeitet.«

»Für wen dann?«

»Habe ich doch gesagt. Für den Zaren.«

Sie sprachen über Pekkala, als befände er sich gar nicht im Raum.

»In welcher Abteilung?«

»Er war seine eigene Abteilung«, erklärte Anton. »Der Zar hat eine Stelle für einen einzigartigen Ermittler geschaffen, für einen Mann mit absoluter Befehlsgewalt, der nur ihm unterstellt war. Selbst die Ochrana hatte keinen Zugriff auf ihn. Man nannte ihn das Auge des Zaren. Er konnte weder bestochen, noch gekauft, noch bedroht werden. Ganz egal, wie wohlhabend man war oder über welche Beziehungen man verfügte. Keiner stand über dem Smaragdauge, noch nicht einmal der Zar.«

Pekkala sah von der Akte auf. »Es reicht«, murmelte er.

Aber sein Bruder redete einfach weiter.

»Mein Bruder hat ein vollkommenes Gedächtnis. Er erinnert sich an das Gesicht jeder Person, der er jemals begegnet ist. Er hat den Teufel Grodek hinter Schloss und Riegel gebracht. Er hat die Attentäterin Maria Balka unschädlich gemacht.« Er deutete auf Pekkala. »Er war das Auge des Zaren!«

»Ich habe nie etwas von ihm gehört«, sagte Kirow.

»Ich nehme auch nicht an«, sagte Anton, »dass man Köchen die Techniken kriminalistischer Ermittlungsarbeit beibringt.«

»Küchenchef!«, korrigierte ihn Kirow. »Ich wurde zum Küchenchef ausgebildet, nicht zum Koch.«

»Da gibt es einen Unterschied?«

»Den gibt es, wenn man Küchenchef ist ... was ich mittlerweile wäre, wenn die Schule nicht geschlossen worden wäre.«

»Na gut, Genosse Fast-Küchenchef. Sie haben von ihm nie gehört, weil seine Identität nach der Revolution geheim gehalten wurde. Wir wollten nicht, dass sich die Leute den Kopf darüber zerbrachen, was mit dem Auge des Zaren geschehen ist. Es spielt aber auch keine Rolle mehr. Von jetzt an können Sie ihn einfach als das Auge des Roten Zaren bezeichnen.«

»Es reicht, habe ich gesagt!«, blaffte Pekkala.

Anton lächelte und atmete langsam aus, befriedigt darüber, dass seine Provokation Wirkung zeigte.

»Mein Bruder hatte eine Macht, wie es nur einmal in tausend Jahren vorkommt. Aber all das hat er einfach weggeworfen. Ist es nicht so, Bruder?«

»Scher dich zum Teufel«, sagte Pekkala.

Der Feldwebel nahm sofort Habachtstellung an.
Die Kadetten schlugen in einer einzigen Bewegung die Hacken zusammen, was sich in der Reithalle wie ein Gewehrschuss anhörte.
Selbst die Pferde wurden ruhiger, als der Zar in die Halle trat und auf die Männer zuing.
Es war das erste Mal, dass Pekkala ihn sah. Rekruten in der Ausbildung bekamen ihn im Grunde erst am Tag ihrer offiziellen Aufnahme ins Regiment zu Gesicht, wenn sie in ihren neuen grauen Uniformen an der Romanow-Familie vorbeiparadierten. Bis dahin hielt sich der Zar fern.
Und doch war er jetzt hier, ohne seine üblichen Leibwächter, ohne Begleitung der Regimentsoffiziere – ein Mann von mittlerer Größe, mit schmalen Schultern und zackigem Schritt, bei dem er immer den einen Fuß genau vor den anderen setzte. Er hatte eine breite, glatte Stirn, sein kurzer Bart war am Kinn so geschnitten, dass er dem Kiefer eine gewisse Kantigkeit verlieh. Der Blick war schwer einzuschätzen, die Miene war weder unfreundlich noch ausgesprochen wohlwollend. In ihr lag etwas irgendwo zwischen Zufriedenheit und dem Wunsch, woanders zu sein.
Eher eine Maske als ein Gesicht, dachte sich Pekkala.
Pekkala wusste, dass er dem Zaren nicht in die Augen blicken sollte. Aber er konnte nicht anders. Es war, als würde ein Bild zum Leben erweckt, ein zweidimensionales Bild, das plötzlich in die dritte Dimension der Lebenden vorsprang.
Der Zar blieb vor dem Feldwebel stehen und salutierte nachlässig.
Der Feldwebel erwiderte den militärischen Gruß.
Der Zar wandte sich an Pekkala. »Dein Pferd scheint zu bluten, Kadett.«
Er hob nicht die Stimme, dennoch hallte sie durch den weiten Raum der Reithalle.
»Ja, Exzellenz.«
»Mir scheint, alle Tiere bluten.« Er sah zum Feldwebel. »Warum bluten meine Pferde?«
»Das gehört zur Ausbildung, Exzellenz«, erwiderte der Feldwebel hastig.
»Die Pferde sind bereits ausgebildet«, sagte der Zar.
»Ausbildung der Rekruten, Exzellenz«, sagte der Feldwebel, den Blick fest auf den Boden gerichtet.
»Aber die Rekruten bluten nicht.« Der Zar strich sich über den Bart. Sein schwerer Siegelring sah aus wie ein goldener Fingerknöchel.
»Nein, Exzellenz.«
»Und welche Schwierigkeiten gibt es mit diesem Rekruten?«, fragte der Zar und warf dabei einen Blick auf Pekkala.
»Er hat sich geweigert zu springen.«
Der Zar wandte sich an Pekkala. »Stimmt das? Weigerst du dich, das Hindernis zu überqueren?«
»Nein, Exzellenz. Ich werde es überqueren, aber nicht auf diesem Pferd.«
Der Zar riss kurz ganz leicht die Augen auf. »Ich bin mir nicht sicher, ob der Feldwebel das so beabsichtigt hat.«
»Exzellenz, ich werde diesem Pferd nicht weitere Wunden zufügen, nur um zu beweisen, dass ich dazu in der Lage bin.«
Der Zar atmete tief ein, als bereitete er sich darauf vor, gleich unter Wasser zu tauchen. »Dann bedauere ich, dass er sich damit in einem Dilemma befindet.« Ohne ein weiteres Wort schritt der Zar daraufhin an Pekkala und den aufgereihten Pferden und ihren strammstehenden Reitern vorbei. Nur seine Schritte waren zu hören.
Als der Zar ihnen den Rücken zuwandte, hob der Feldwebel den Kopf und sah Pekkala in die Augen. In seinem Blick lag der pure Hass.
Am Hindernis blieb der Zar kurz stehen und betrachtete den blutverschmierten Stacheldraht.
An der gegenüberliegenden Seite der Reithalle machte er auf dem Absatz kehrt und wandte sich wieder den Soldaten zu. »Diese Übung ist beendet«, sagte er. Damit trat er in den Schatten und war

verschwunden.

Sobald der Zar außer Sichtweite war, ging der Feldwebel auf Pekkala los. »Du weißt, was damit ebenfalls beendet ist? Deine Zugehörigkeit zu diesem Regiment. Zurück in den Stall, Pferd bürsten, Sattel säubern, und dann raus!«

Pekkala führte sein Pferd fort, und die schrillen Befehle des Feldwebels an die Adresse der anderen Kadetten dröhnten durch die Halle.

Das Pferd ließ sich anstandslos in seine Box führen, wo Pekkala den Sattel loszurrtte und das Zaumzeug löste. Er bürstete das unter seinem seidenbraunen Fell noch immer zitternde Pferd und trat dann hinaus, um einen Eimer Wasser und ein Tuch zu holen, damit er die verletzten Vorderläufe verbinden konnte. Im Tor zum Kasernenhof fiel ihm die Silhouette eines Mannes auf.

Es war der Zar. Er war zurückgekehrt. Oder war vielleicht auch nie gegangen.

Pekkala konnte außer dem schwarzen Umriss nichts erkennen – fast so, als wäre der Zar wieder in seiner zweidimensionalen Gestalt aufgetaucht, wie ihn sich Pekkala früher immer vorgestellt hatte.

»Dein Verhalten wird dich teuer zu stehen kommen«, sagte der Zar. »Der Feldwebel wird dich aus dem Regiment werfen.«

»Ja, Exzellenz.«

»An deiner Stelle hätte ich mich ebenfalls geweigert«, sagte der Zar. »Leider ist es nicht meine Aufgabe, die Ausbildungsmethoden zu hinterfragen. Würdest du dein Pferd über das Hindernis zwingen, wenn es erneut von dir verlangt würde?«

»Nein, Exzellenz.«

»Aber du würdest selbst hinüberspringen?«

»Ja.«

Der Zar räusperte sich. »Ich freue mich schon darauf, die Geschichte zum Besten zu geben. Wie lautet dein Name, Kadett?«

»Pekkala.«

»Ach, ja. Du bist hier, um den Platz deines Bruders einzunehmen. Ich habe deine Akte gelesen. Es wurde bemerkt, dass du ein ausgezeichnetes Gedächtnis hast.«

»Das wurde mir in die Wiege gelegt, Exzellenz. Ich kann nichts dafür.«

»Dennoch wurde es bemerkt. Gut, Pekkala, ich bedauere, dass unsere Bekanntschaft nur von so kurzer Dauer ist.« Er drehte sich um. Das Sonnenlicht glänzte auf den Knöpfen seines Uniformrocks.

Doch statt zu gehen, kehrte er um und tauchte wieder in die Dunkelheit des Stalls ein. »Pekkala?«

»Ja, Exzellenz?«

»Wie viele Knöpfe hat meine Uniform?«

»Zwölf, Exzellenz.«

»Zwölf. Gut geraten, aber ...« Der Zar beendete den Satz nicht. Die Silhouette bewegte sich, als er enttäuscht den Kopf senkte. »Gut, auf Wiedersehen, Kadett Pekkala.«

»Ich habe nicht geraten, Exzellenz. Ihre Uniform hat zwölf Knöpfe, die Manschettenknöpfe eingeschlossen.«

Der Kopf des Zaren fuhr hoch. »Großer Gott, du hast recht! Und was ist auf diesen Knöpfen, Pekkala? Welches Wappen siehst du?«

»Keines, Exzellenz. Die Knöpfe sind nicht verziert.«

»Ha!« Der Zar trat ganz in den Stall. »Wieder richtig!«, sagte er.

Die beiden Männer standen sich jetzt auf Armeslänge gegenüber.

Pekkala bemerkte etwas in der Miene des Zaren, das ihm vertraut vorkam – eine Art trotzigte Resignation, die so tief in ihm verankert war, dass sie zu einem beständigen Merkmal geworden war wie die Farbe seiner Augen. Und dann wurde Pekkala bewusst, dass sich der Zar – wie er selbst – auf einem Weg befand, den er sich nicht selbst ausgesucht hatte, den er aber gelernt hatte, für sich zu

akzeptieren. Als er das Gesicht des Monarchen betrachtete, war Pekkala, als betrachte er seine eigene Zukunft.

Der Zar schien diese Verbindung ebenfalls zu sehen. Kurz wirkte er verwirrt, gewann aber schnell seine Fassung wieder. »Und mein Ring?«, fragte er. »Hast du zufällig bemerkt ...?«

»Ein Vogel mit langem Hals. Ein Schwan vielleicht.«

»Ein Kranich«, murmelte der Zar. »Dieser Ring hat einmal meinem Großvater gehört, Christian dem Neunten von Dänemark. Der Kranich war sein Signet.«

»Warum stellen Sie mir diese Fragen, Exzellenz?«

»Weil ich glaube«, erwiderte der Zar, »dass dein Schicksal doch mit unserem verbunden ist.«

Anton starrte wieder ins Feuer. »Mein Bruder hat alles aufgegeben, alles, was er hatte, und doch hat er etwas für sich behalten.«

»Was soll das heißen?«, fragte Kirow.

»Gerüchten zufolge ist er der letzte Überlebende, der weiß, wo sich der Goldschatz des Zaren befindet.«

»Das ist kein Gerücht«, sagte Pekkala, »sondern ein Märchen.«

»Welcher Goldschatz?«, fragte Kirow und schien noch verwirrter als zuvor. »Ich habe in der Schule gelernt, dass das gesamte Vermögen des Zaren eingezogen wurde.«

»Nur, dessen man habhaft werden konnte«, sagte Anton.

»Von wie viel Gold sprechen wir denn?«

»Das weiß keiner genau«, erwiderte Anton. »Manche sagen, es wären mehr als zehntausend Barren.«

Kirow drehte sich zu Pekkala hin. »Und Sie wissen, wo es ist?«

Pekkala schaukelte wütend auf seinem Stuhl vor und zurück. »Sie können glauben, was Sie wollen, aber ich sage die Wahrheit. Ich weiß nicht, wo es ist.«

»Gut«, sagte Kirow, bemüht um einen autoritären Ton. »Ich bin nicht hier, um die Suche nach dem Goldschatz zu beaufsichtigen. Ich soll dafür sorgen, dass Sie, Inspektor Pekkala, sich ans Protokoll halten.«

»Protokoll?«

»Ja, und wenn Sie es nicht tun, bin ich ermächtigt, tödliche Gewalt anzuwenden.«

»Tödliche Gewalt«, wiederholte Pekkala. »Haben Sie schon mal jemanden erschossen?«

»Nein«, erwiderte Kirow. »Aber ich habe auf dem Schießstand geübt.«

»Auf dem Schießstand? Und woraus waren die Zielscheiben?«

»Keine Ahnung«, blaffte er. »Aus Pappe, nehme ich an.«

»Wenn das Ziel aus Fleisch und Blut ist, gestaltet es sich nicht so einfach.« Pekkala schob dem jungen Kommissar den Bericht über den Tisch. »Lesen Sie das, und wenn Ihnen dann immer noch danach zumute ist, mich zu erschießen« – er griff in seinen Mantel, zog den Webley-Revolver heraus und legte ihn vor Kirow auf den Schreibtisch –, »dann können Sie den dafür nehmen.«

Auf Befehl des Zaren trat Pekkala der Petrograder Polizei bei, wechselte später zu der als Gendarmerie bekannten Staatspolizei, bevor er bei der Ochrana landete, deren Büros in der Fontanka-Straße lagen.

Dort diente er unter Major Wassilejew, einem leutseligen Mann mit rundem Gesicht, der zehn Jahre zuvor bei einem Bombenanschlag den rechten Arm unterhalb des Ellbogens und das linke Bein unterhalb des Knies verloren hatte.

Wassilejew ging nicht, sondern torkelte eher und schien immer Gefahr zu laufen, der Länge nach hinzuschlagen, bevor er sich wieder fing. Saß er in seinem Büro, verursachte ihm seine Prothese große Schmerzen im Beinstumpf. Pekkala gewöhnte sich bald an den Anblick des künstlichen Beins, das, mit einer Socke und einem Schuh bekleidet, neben Wassilejews Gehstock und Regenschirm an der Wand lehnte. Seine künstliche rechte Hand war aus Holz und mit Messingscharnieren versehen, die er mit der linken Hand justieren musste, bevor er sie gebrauchen konnte – in erster Linie hatte er darin seine Zigaretten eingeklemmt. Die Marke, die er rauchte, nannte sich Markow. Sie steckten in einer rot-goldenen Packung, und Wassilejew bewahrte immer eine ganze Stange davon hinter seinem Schreibtisch auf.

Ebenfalls an der Wand hinter Wassilejews Schreibtisch befand sich in einem schwarzen Kasten ein halb aufgeklapptes Rasiermesser, so dass es ein V bildete.

»Das ist Ockhams Rasiermesser«, erklärte Wassilejew.

Pekkala musste zugeben, dass er von Ockham, den er für einen von Wassilejew hinter Gitter gebrachten großen Verbrecher hielt, nie gehört hatte.

Wassilejew lachte, als er das hörte. »Es ist nicht wirklich Ockhams Rasiermesser. Das Messer steht nur für eine gewisse Idee.« Als er Pekkalas verdutzte Miene bemerkte, fuhr er fort: »Im Mittelalter formulierte ein Franziskanermönch namens Wilhelm von Ockham eines der Grundprinzipien der Ermittlungsarbeit, nämlich dass die einfachste Erklärung, die zu den Tatsachen passt, meistens auch die richtige ist.«

»Aber warum heißt es Ockhams Rasiermesser?«, fragte Pekkala.

»Keine Ahnung«, antwortete Wassilejew. »Vielleicht, weil es direkt zur Wahrheit hindurchschneidet – und das wirst auch du lernen müssen, wenn du als Ermittler überleben willst.«

Wassilejew stellte Pekkala gern auf die Probe, schickte ihn in die Stadt, um dort eine bestimmte Strecke abzugehen. Zuvor jedoch hatte er bereits Leute vorausgeschickt, die sich die Sprüche auf den Reklametafeln an den Hauswänden notierten oder die Schlagzeilen der Zeitungen, die an den Straßenecken von Jungen mit Schlapphüten verkauft wurden. Keine Einzelheit war zu gering, um nicht aufgezeichnet zu werden.

Wenn Pekkala zurückkehrte, fragte Wassilejew ihn über alles aus, was er gesehen hatte. Es ging darum, erklärte Wassilejew, dass es auf einer solchen Strecke viel zu viel gab, um sich alles zu merken, vor allem dann, wenn man nicht wusste, wonach man Ausschau halten sollte. Zweck der Übung war es, Pekkalas Gedächtnis zu trainieren, das alles katalogisierte, damit das Unbewusste die Informationen dann filtern konnte.

Irgendwann, erklärte Wassilejew, würde er in der Lage sein, sich ganz und gar auf seine Intuition zu verlassen, die ihm sagte, wenn etwas nicht stimmte.

Dann wurde Pekkala darin unterwiesen, wie er sich einer drohenden Gefangennahme entziehen konnte, indem er sich verkleidet durch die Stadt bewegte, während andere Agenten nach ihm Ausschau hielten. Er lernte, wie er sich als Droschkenkutscher, als Priester oder als Schankwirt zu verhalten hatte.

Er lernte den Umgang mit Giften, das Entschärfen von Sprengsätzen, den tödlichen Einsatz von Messern.

Neben der Ausbildung an den verschiedenen Waffen, die er allesamt blind zu zerlegen und wieder

zusammenzusetzen hatte, brachte Wassilejew ihm auch bei, die verschiedenen Kaliber, ja sogar die verschiedenen Modelle gleichen Kalibers einzig nach ihrem Klang zu unterscheiden.

Pekkala saß auf einem Stuhl, während Wassilejew, ebenfalls auf einem Stuhl sitzend, hinter einer Ziegelwand die Waffen abfeuerte und Pekkala aufforderte, sie zu identifizieren. Bei diesen Übungseinheiten hatte Wassilejew nur selten keine Zigarette zwischen die Holzfinger geklemmt, und Pekkala achtete immer auf den dünnen grauen Rauchfaden, der über der Wand aufstieg und sich kurz kräuselte, wenn Wassilejew auf die Zigarette biss, kurz bevor er den Abzug durchdrückte.

Zu Beginn des dritten Ausbildungsjahres wurde Pekkala in Wassilejews Büro gerufen. Das künstliche Bein lag auf dem Schreibtisch. Wassilejew hatte damit begonnen, mit einem Stemmeisen einen Teil der Holzprothese auszuhöhlen.

»Was machen Sie da?«, fragte Pekkala.

»Na, man weiß ja nicht, wann man ein Versteck für Wertsachen braucht. Außerdem ist das verdammt Ding zu schwer für mich.« Wassilejew legte das Stemmeisen ab und sammelte die Späne ein. »Weißt du, warum der Zar dich für diese Aufgabe ausgewählt hat?«

»Ich habe ihn nie gefragt«, erwiderte Pekkala.

»Er hat mir gesagt, du hättest das, was einem vollkommenen Gedächtnis nahekommt. Und außerdem, weil du ein Finne bist. Für uns Russen haben die Finnen etwas Unmenschliches an sich.«

»Etwas Unmenschliches?«

»Sie sind Zauberer, Hexen, Magier«, erklärte Wassilejew. »Weißt du, wie viele Russen immer noch glauben, Finnen könnten einen verzaubern? Deshalb umgibt er sich mit einem finnischen Garderegiment. Und deshalb hat er dich auserwählt. Aber du und ich, wir beide wissen, dass du kein Magier bist.«

»Das habe ich nie behauptet«, sagte Pekkala.

»Trotzdem«, erwiderte Wassilejew, »wirst du als ein solcher gesehen, sogar vom Zaren. Du darfst nie den Unterschied vergessen zwischen dem, der du bist, und dem, für den du gehalten wirst. Der Zar braucht dich mehr, als ihm selbst bewusst ist. Dunkle Zeiten kommen auf uns zu, Pekkala. Damals, als ich in die Luft gesprengt wurde, haben die Gauner noch Geld aus den Banken gestohlen. Jetzt haben sie gelernt, wie man die ganze Bank stiehlt. Es wird nicht mehr lange dauern, und sie übernehmen die Herrschaft über das ganze Land. Wenn wir es so weit kommen lassen, Pekkala, werden wir eines Tages aufwachen und feststellen, dass wir die Verbrecher sind. Und dann wirst du alles brauchen, was ich dir beigebracht habe, um am Leben zu bleiben.«

Am nächsten Morgen, als rote Lichtstreifen über dem fahlen Horizont aufzogen, stiegen Pekkala, Kirow und Anton in den Emka-Stabswagen.

Die Häuser waren noch alle verschlossen, von den Bewohnern war nichts zu sehen. Die zugezogenen Fensterläden verliehen den Gebäuden etwas Verschlafenes, aber auch Bedrohliches, so dass sich alle drei Männer beobachtet fühlten.

Kirow setzte sich hinters Steuer. Er war die halbe Nacht wach geblieben und hatte den Geheimbericht gelesen, jetzt schien er unter einer Art Schock zu stehen.

Pekkala hatte beschlossen, direkt zum Bergwerksschacht zu fahren, wo die Leichen liegen sollten. Laut Anton, der den Ort auf einer Karte eingetragen hatte, lag der Schacht in der Nähe von Swerdlowsk, von ihrem jetzigen Standort eine etwa zweitägige Autofahrt entfernt.

Kurz nach ihrem Aufbruch kam am Dorfrand ein Mann aus einem verlassenen Haus getorkelt. Es war der Polizist. Seine Uniform war völlig verdreckt.

Der Emka kam zum Stehen.

Der Polizist stand im knöcheltiefen Morast mitten auf der Straße. Er war betrunken und bewegte sich wie ein Seemann an Deck eines Schiffes auf rauher See. »Mir egal, ob er das Smaragdauge ist oder nicht!«, schrie er. »Ihr nehmt mich mit.« Er stolperte zum Wagen, zog seinen Dienstrevolver und klopfte mit dem Lauf gegen die Scheibe.

»Alle raus«, sagte Anton leise.

Die drei Männer traten auf die schlammige Straße.

»Wir müssen von hier fort«, schrie der Polizist. »Die ganze Stadt glaubt, Pekkala würde gegen mich ermitteln!« Er zielte auf die Dächer der Häuser. »Aber so lange werden sie nicht warten.«

»Wir haben Wichtigeres zu tun, als gegen dich zu ermitteln«, sagte Anton, ohne die Waffe aus den Augen zu lassen.

»Spielt keine Rolle mehr!«, sagte er Polizist. »Die Einwohner zerfleischen mich, wenn ich mich in der Dienststelle wieder blicken lasse.«

»Das hättest du dir früher überlegen sollen«, sagte Anton, »bevor du alten Männern die Zähne ausschlägst. Deine Pflicht erfordert es, auf deinem Posten zu bleiben. Jetzt geh vom Wagen weg und mach dich an deine Arbeit.«

»Ich kann nicht.« Er hatte den Finger um den Abzug gelegt – eine ungeschickte Bewegung von ihm, und die Waffe ging los. In seiner Verfassung musste man jederzeit damit rechnen, dass sich unabsichtlich ein Schuss löste. »Ihr lasst mich nicht hier!«

»Ich werde dir doch nicht beim Desertieren helfen«, erwiderte Anton.

»Ich desertiere nicht!«, rief er mit dünner Stimme. »Ich könnte doch mit Verstärkung zurückkommen.«

»Ich kann dir nicht helfen«, sagte Anton. »Wir haben anderes zu tun.«

»Das ist alles deine Schuld. Du hast dieses Gespenst aufgegabelt« – er riss den Kopf in Richtung Pekkala – »und damit Dinge aufgerührt, die man besser in Ruhe gelassen hätte.«

»Kehr auf deinen Posten zurück«, sagte Anton. »Du wirst nicht mitkommen.«

Der Polizist zitterte, als würde der Boden unter seinen Füßen nachgeben. Plötzlich schwang sein Arm vor.

Und Anton starrte in das blaue Auge eines Revolverlaufs. Er hatte sich sein Holster umgeschnallt, wusste aber, dass er die Waffe nie rechtzeitig erreichen konnte. Reglos stand er vor dem betrunkenen Polizisten.

»Nur zu«, sagte der Polizist. »Gib mir einen Grund zum Abdrücken.«

In diesem Moment griff Kirow nach seiner Waffe, die Tokarew rutschte ihm aber noch im gleichen Augenblick aus der Hand und fiel in hohem Bogen in den Schlamm. Bestürzt starrte er zu den anderen.

Der Polizist hatte es noch nicht einmal bemerkt. Seine Waffe war immer noch auf Anton gerichtet.

»Los, mach schon«, sagte er. »Ich werde dich so oder so erschießen, also ...«

Ein Knall zerriss die Luft.

Kirow schrie auf.

Verwirrt sah Anton den Polizisten auf die Knie gehen. Über seinen Hals zog sich eine klaffende weiße Wunde, aus der sich sofort ein roter Blutschwall ergoss. Langsam hob der Polizist noch die Hand und presste sie gegen die Wunde, das Blut pulsierte zwischen seinen Fingern hervor, dann blinzelte er, als versuchte er klar zu sehen, bevor er nach vorn in eine Pfütze fiel.

Anton sah zu seinem Bruder.

Pekkala ließ den Webley sinken, von dessen Trommel noch Rauch aufstieg, dann schob er ihn in das Holster unter seinem Mantel.

Kirow hob seine Waffe aus dem Schlamm auf, versuchte den Dreck wegzuwischen, seine Hände aber zitterten so sehr, dass er es schließlich aufgab. Er sah von Anton zu Pekkala. »Tut mir leid«, sagte er. Daraufhin eilte er an den Straßenrand und übergab sich in die dort stehenden Büsche.

Der Motor der Emka lief noch, aus dem Auspuff kamen Abgasschwaden.

»Fahren wir.« Mit einer Handbewegung wies Anton sie an, einzusteigen.

»Wir sollten einen Bericht anfertigen«, sagte Pekkala.

»Es ist nie geschehen«, sagte Anton. Ohne Pekkala in die Augen zu sehen, ging er an ihm vorbei und stieg ein.

»Was machen wir mit der Leiche?«, fragte Kirow, der sich den Mund am Ärmel abwischte.

»Liegen lassen!«, brüllte Anton.

Kirow setzte sich hinters Lenkrad.

Pekkala starrte auf den Toten. Die Pfütze hatte sich rot verfärbt. Dann stieg auch er ein.

Sie fuhren los.

Lange Zeit sagte keiner etwas.

Keine der Straßen, über die sie fuhren, war geteert, andere Autos kamen ihnen nur selten entgegen. Oft passierten sie Pferdekarren, oder sie mussten abbremsen, um den Pfützen auszuweichen, die stellenweise zu kleineren Teichen angewachsen waren.

In der weiten, leeren Landschaft verloren sie schließlich die Orientierung. Die sanften Hügel und Senken sahen irgendwann alle gleich aus. Alle Straßenschilder schienen gewaltsam entfernt worden zu sein, nur die gesplitterten Holzpfosten standen noch, an die früher die Wegweiser genagelt gewesen waren. Kirow besaß eine Karte, aber sie schien nicht zu stimmen.

»Ich weiß noch nicht mal mehr, in welche Richtung wir fahren«, seufzte er.

»Halten Sie an«, sagte Pekkala.

Kirow warf ihm durch den Rückspiegel einen Blick zu.

»Wenn Sie anhalten, kann ich Ihnen sagen, wohin wir fahren.«

»Sie haben einen Kompass?«

»Noch nicht«, erwiderte Pekkala.

Grummelnd ging Kirow vom Gas. Der Wagen rollte mitten auf der Straße aus. Er schaltete den Motor ab.

Stille legte sich über sie wie eine Staubwolke.

Pekkala stieg aus.

Der Wind wehte durch das hohe Gras.

»Was macht er?«, fragte Kirow.

»Lassen Sie ihn in Ruhe«, erwiderte Anton.

Pekkala nahm ein Brecheisen aus dem Kofferraum, das dort zwischen Benzinkanistern, einem Abschleppseil und mehreren lose hin und her rollenden Dosen Armeeverpflegung lag.

Er ging aufs Feld hinaus und rammte das Eisen in die Erde. Dessen Schatten erstreckte sich weit über

den Boden. Dann beugte er sich vor und suchte sich zwei Kieselsteine. Einen von ihnen legte er ans Ende des Schattens, den anderen steckte er sich in die Hosentasche. Zu den Männern im Wagen gewandt, sagte er: »Zehn Minuten.« Dann ließ er sich im Schneidersitz neben dem Brecheisen nieder.

Beide Männer sahen durch die Seitenscheibe zu Pekkala und die öde, verlassene Landschaft.

»Was macht er da?«, fragte Kirow.

»Einen Kompass.«

»Er weiß, wie das geht?«

»Fragen Sie mich nicht, was er alles weiß.«

»Er tut mir leid«, sagte Kirow.

»Er will Ihr Mitleid nicht«, erwiderte Anton.

»Er ist der Letzte seiner Art.«

»Er ist der Einzige seiner Art.«

»Was ist aus all den Leuten geworden, die er vor der Revolution gekannt hat?«

»Tot«, sagte Anton. »Alle bis auf einen.«

Sie ist eine Schönheit«, sagte der Zar.

Pekkala stand neben ihm auf der Veranda des großen Ballsaals und blinzelte in das fröhliche Nachmittagslicht.

Ilja hatte gerade ihre Schülerinnen durch den Katharinenpalast geführt. Die zwölf Kinder, die sich jeweils zu zweit an der Hand gefasst hatten, überquerten nun die Chinesische Brücke.

Ilja war eine große Frau mit Augen, die so blau waren wie alte Delfter Keramik, und dunkelblonden Haaren, die über den braunen Samtkragen ihres Mantels fielen.

Der Zar nickte anerkennend. »Sunny mag sie.« So nannte er seine Frau, Zarin Alexandra. Sie hatte ihm im Gegenzug den seltsamen Namen »das blaue Kind« verpasst, nach einer Figur aus einem Roman der Schriftstellerin Florence Barclay, der ihnen beiden gefallen hatte.

Nach der Chinesischen Brücke führte Ilja die geordnete Prozession in Richtung der Gribok-Gärten. Sie wollten zum Chinesischen Theater, dessen Fenster mit Giebeln gekrönt waren, die an die Bärte mongolischer Herrscher erinnerten.

»Wie viele solcher Besichtigungen unternimmt sie?«, fragte der Zar.

»Für jede Klasse eine, Exzellenz. Es ist der Höhepunkt des Schuljahrs.«

»Hat sie Sie wieder einmal schlafend auf dem Stuhl angetroffen, womöglich mit den Füßen auf einem meiner unschätzbaren Tische?«

»Das war das letzte Mal.«

»Und sind Sie mit ihr verlobt?«

Pekkala räusperte sich nervös. »Nein, Exzellenz.«

»Warum nicht?«

Er spürte, wie er rot wurde. »Ich hatte so viel mit der Ausbildung zu tun, Exzellenz.«

»Das mag ein Grund sein«, erwiderte der Zar, »aber ich würde es nicht als Entschuldigung gelten lassen. Außerdem wird Ihre Ausbildung bald vorbei sein. Haben Sie vor, sie zu heiraten?«

»Ja. Irgendwann.«

»Dann sollten Sie sich beeilen, damit Ihnen nicht ein anderer zuvorkommt.« Der Zar schien die Hände zu wringen, als wäre ihm gerade etwas in den Sinn gekommen, was ihn quälte. »Hier.«

Er drückte Pekkala etwas in die Hand.

»Was ist das?«, fragte Pekkala.

»Das ist ein Ring.«

Dann wurde Pekkala bewusst, dass der Zar soeben seinen Siegelring vom Finger gezogen hatte.

»Ich sehe, was es ist«, sagte Pekkala, »aber warum geben Sie ihn mir?«

»Es ist ein Geschenk, Pekkala, aber auch eine Warnung. Verlieren Sie keine Zeit. Wenn Sie verheiratet sind, brauchen Sie einen Ring. Dieser, denke ich, passt dafür ganz gut. Sie wird auch einen Ring brauchen, aber das überlasse ich dann Ihnen.«

»Danke«, sagte Pekkala.

»Bewahren Sie ihn sicher auf. Da! Schauen Sie!« Er zeigte zu den Gärten.

Ilja hatte sie gesehen und winkte ihnen zu.

Beide Männer lächelten und winkten zurück.

»Wenn Sie sie entweichen lassen«, sagte der Zar mit unterdrücktem Grinsen, »werden Sie sich das nie verzeihen. Und ich Ihnen übrigens auch nicht.«

Anton sah auf das weiße Ziffernblatt seiner übergroßen Armbanduhr und steckte den Kopf aus dem Beifahrerfenster. »Die zehn Minuten sind um!«, rief er.

Pekkala erhob sich. Der Schatten des Brecheisens war nach rechts gewandert. Er zog den zweiten Kiesel aus der Tasche und legte ihn ans jetzige Schattenende. Dann ritzte er mit dem Absatz eine Linie in den Boden, die die beiden Kiesel miteinander verband. Er stellte sich hinter den zweiten Kiesel und streckte den Arm parallel zu der von ihm gezogenen Furche. »Dort liegt Osten«, sagte er.

Keiner der beiden Männer stellte das Ergebnis in Frage, das mit Hilfe von Mitteln gewonnen worden war, die ihr Verständnis überstiegen.

Sie fuhren den ganzen Tag, legten nur dann eine Pause ein, wenn sie mit einem der Benzinkanister im Kofferraum auftankten, und hielten schließlich vor einer verlassenen Scheune, um dort die Nacht zu verbringen.

Sie fuhren den Emka in die Scheune, falls die Gegend doch nicht so verlassen war, wie es den Anschein hatte. Auf dem Boden – nichts anderes als festgestampfte Erde – machten sie ein Feuer, das sie mit den Holzplanken eines alten Pferdestalls anschürten.

Anton öffnete eine Dose der Militärverpflegung, auf dem das Wort »Tuschonka« aufgedruckt war. Mit einem Löffel, den er aus seinem Stiefel zog, nahm er einen Bissen, steckte den Löffel in die Dose und reichte sie an Kirow weiter, der einen Fleischbrocken herausfischte, in den Mund nahm und ihn sofort wieder ausspuckte.

»Grässlich!«, entfuhr es ihm.

»Gewöhnen Sie sich dran«, sagte Anton. »Ich habe drei Dosen von dem Zeug.«

Kirow schüttelte entschieden den Kopf – wie ein Hund, der sich Wasser aus dem Fell schüttelte. »Hätten Sie anständige Lebensmittel mitgebracht, hätte ich für uns was kochen können.«

Anton zog einen Flachmann aus der Tasche, ein Glasgefäß in einer Lederhülle mit einem Zinnbecher, der auf den Boden des Flachmanns passte. Er schraubte den Metallverschluss auf und nahm einen Schluck. »Der Grund für die Schließung Ihrer Kochschule ...«

»Es war eine Schule für Küchenchefs!«

Anton rollte mit den Augen. »Sie wurde geschlossen, Kirow, weil es in diesem Land nicht mehr genügend Lebensmittel gibt, um daraus ein ordentliches Essen zu machen. Glauben Sie mir, es geht Ihnen besser, wenn Sie für die Regierung arbeiten. Da werden Sie wenigstens nicht verhungern.«

»Doch«, sagte Kirow, »bei einem Fraß wie diesem schon.« Er hielt Pekkala die Dose hin. »Was hat der Zar gern gegessen?«, fragte er.

»Meistens einfache Speisen«, erwiderte Pekkala. »Schweinebraten, gekochten Kohl. Blinis. Schaschlik.« Pekkala musste an die Fleischspieße mit Paprika, Zwiebeln und Pilzen denken, die mit Reis und schwerem georgischen Wein serviert wurden. »Sie wären wahrscheinlich enttäuscht.«

»Im Gegenteil«, antwortete Kirow, »solche Speisen sind am schwersten zuzubereiten. Kommen Küchenchefs zu einem Essen zusammen, wählen sie immer traditionelle Rezepte. Ein guter Küchenchef zeichnet sich dadurch aus, dass er einfache Speisen so zubereiten kann, dass sie genau so schmecken, wie es jeder erwartet.«

»Und was ist mit den Köchen?«, fragte Anton.

Bevor Kirow darauf etwas erwidern konnte, warf ihm Anton den Flachmann in den Schoß.

»Was ist da drin?«, fragte Kirow und beäugte den Flachmann, als wäre er eine Handgranate, die jeden Augenblick hochgehen konnte.

»Samahonka!«, sagte Anton.

»Selbst gebrannt«, murmelte Kirow und gab die Flasche zurück. »Sie können von Glück reden, dass Sie noch nicht blind sind.«

»Ich habe ihn in meiner Badewanne gebrannt«, sagte Anton. Er nahm einen weiteren Schluck, bevor er

die Flasche wieder einsteckte.

»Wollen Sie Ihrem Bruder nichts anbieten?«

Anton streckte sich aus und legte den Kopf auf den Geheimbericht. »Ermittlern ist Alkohol im Dienst nicht gestattet. Ist es nicht so, Bruder?« Er zog sich seinen schweren Mantel über und rollte sich zusammen. »Ruht euch aus«, sagte er. »Wir haben noch einen langen Weg vor uns.«

»Ich dachte, wir würden nur zum Essen anhalten«, sagte Kirow. »Sie meinen, wir verbringen die ganze Nacht hier? Auf dem nackten Boden?«

»Warum nicht?«, murmelte Anton schläfrig.

»Ich bin ein Bett gewohnt«, sagte Kirow. »Ich hatte immer ein eigenes Zimmer.« Er holte die Pfeife aus seiner Tasche. Ungeduldig und fahrig stopfte er sie.

»Sie sind zu jung für eine Pfeife«, sagte Anton.

Kirow streckte sie stolz von sich. »Der Pfeifenkopf ist aus englischem Bruyèreholz.«

»Pfeifen sind was für alte Männer«, sagte Anton mit einem Gähnen.

Kirow starrte ihn finster an. »Genosse Stalin raucht auch Pfeife!«

Aber sein Kommentar kam bei Anton gar nicht mehr an. Er war eingeschlafen, und sein gleichmäßiger Atem klang wie ein langsam über ihnen hin und her schwingendes Pendel.

Auch Pekkala döste vor sich hin, hörte noch Kirow, wie er die Zähne auf den Pfeifenstiel schlug, und sog den balkanischen Tabak ein, der wie ein neues Paar Lederschuhe roch, das frisch aus seinem Karton kam. Dann rüttelte Kirows Stimme ihn wach.

»Ich frage mich ...«, begann er.

»Was?«, brummte Pekkala.

»Wenn es wirklich die Romanows sind, dann müssen die Leichen doch schon seit Jahren im Schacht liegen.«

»Ja.«

»Dann ist von ihnen doch nichts mehr übrig. Wie wollen Sie da noch etwas ermitteln, wenn es nichts mehr zu ermitteln gibt?«

»Es gibt immer etwas zu ermitteln«, erwiderte Pekkala, und dabei stand ihm das Gesicht von Dr. Bandelajew vor Augen.

Er ist der Beste«, hatte Wassilejew Pekkala gesagt, »auf einem Gebiet, von dem jeder, der noch bei Trost ist, die Finger lassen würde.«

Dr. Bandelajew war vollkommen kahl. Sein Schädel glich einer glänzenden rosafarbenen Glühbirne. Wie zum Ausgleich dafür trug er einen dichten Walross-Schnauzer.

Wassilejew brachte Pekkala an einem heißen, schwülen Julinachmittag ins Labor von Bandelajew. Der Geruch, der ihm dort entgegenschlug, war ihm vertraut – ein scharfer, süßlicher Geruch, der einem durch und durch ging. Er kannte ihn aus dem Keller seines Vaters, des Bestatters.

Wassilejew hielt sich ein Taschentuch vor Mund und Nase. »Großer Gott, Bandelajew, wie halten Sie das nur aus?«

»Atmen Sie tief ein!«, befahl Bandelajew. Er trug einen knielangen Laborkittel, auf dem in roter Farbe sein Name und das Wort »Osteologe« aufgestickt waren. »Atmen Sie den Geruch des Todes ein.«

Wassilejew wandte sich an Pekkala. »Der Doktor steht Ihnen voll und ganz zur Verfügung«, sagte er durch das Taschentuch hindurch. Dann verließ er eiligst das Labor.

Pekkala sah sich um.

Eine Fensterseite zeigte zum Hauptgebäude der Staatlichen Universität Petrograd, der Ausblick dorthin aber wurde durch Regale mit Gläsern verstellt, in denen Menscheile lagen, konserviert in einer bräunlichen, teeähnlichen Flüssigkeit. Pekkala sah die abgetrennten Stümpfe von Händen und Füßen, aus denen noch die Knochen ragten. In anderen Gläsern lagen aufgerollte Gedärme. Auf der anderen Seite des schmalen Gangs waren auf Metalltablets Knochen ausgelegt, die wie nicht vollendete Puzzles aussahen.

»In der Tat, es sind Puzzles!«, sagte Bandelajew, als Pekkala ihm gegenüber diesen Gedanken erwähnte. »Alles hier, alles, was ich mache, kann als ein Puzzle bezeichnet werden.«

In den folgenden Tagen hatte Pekkala zu tun, um Bandelajews Unterricht zu folgen.

»Der Gestank eines verwesenden Menschen unterscheidet sich nicht von dem eines toten Rehs«, sagte Bandelajew, »und deswegen glaube ich nicht an Gott.« Der Arzt sprach schnell, seine Wörter klebten aneinander, bis ihm der Atem ausging und er gezwungen war, nach frischer Luft zu schnappen.

Frische Luft aber gab es nicht in Bandelajews Labor. Die Fenster blieben geschlossen und waren versiegelt.

»Wegen der Insekten«, sagte Bandelajew. »Das hier ist nicht nur ein Laden voll faulendem Fleisch, wie manche meiner Kollegen sagen. Nein, hier drin werden sämtliche Facetten des Verwesungsprozesses studiert. Und eine Fliege kann die Arbeit von Wochen ruinieren.«

Bandelajew saß nicht gern. Sitzen zeugte seiner Meinung nach von Faulheit. Wenn er Pekkala unterrichtete, stand er hinter einem Pult, auf dem verschiedene Tablettts lagen. Hin und wieder griff er sich einen Knochen und hielt ihn hoch, damit Pekkala ihn identifizierte. Oder er griff in ein Glas, holte einen blassen Fleischbrocken heraus und befahl Pekkala, ihn zu benennen, während ihm braune Konservierungsflüssigkeit über die Finger lief und auf den Ärmel tropfte.

Einmal hielt Bandelajew einen Schädel hoch, in dessen Stirn ein kleines, sauberes Loch zu sehen war, hervorgerufen von einer aus nächster Nähe abgefeuerten Kugel.

»Wissen Sie, dass es in den Sommermonaten nur eine Frage von Minuten ist, bis sich Schmeißfliegen auf dem Leichnam niederlassen? Sie konzentrieren sich dabei auf den Mund, die Nase, die Augen oder die Wunde.« Bandelajew steckte den kleinen Finger in das Loch in der Stirn. »In wenigen Stunden können sie bis zu einer halben Million Eier in der Leiche ablegen. Die Maden, die daraus schlüpfen, können an einem einzigen Tag einen ausgewachsenen Mann um die Hälfte seines Körpergewichts verringern. In einer Woche« – er warf den Kopf zur Seite, eine Geste, die er zur Betonung einsetzte, die aber eher wie eine nervöse Zuckung anmutete – »ist dann bis auf die Knochen nichts mehr übrig.« Pekkala, der unzählige Leichen auf dem Arbeitstisch seines Vaters gesehen hatte, war nicht besonders zimperlich. Er zuckte nicht zusammen, wenn Bandelajew ihm eine Leber in die Hände warf oder eine

Schachtel mit menschlichen Fingerknöchelchen reichte. Da er die stille Verehrung gewohnt war, die sein Vater den Leichen in seiner Obhut entgegenbrachte, fiel es ihm allerdings schwer, mit Bandelajews völliger Missachtung der Menschen zurechtzukommen, deren Leichname er abwechselnd zerlegte und wieder zusammensetzte, die er verwesen ließ oder in Konservierungsflüssigkeit einmachte.

Sein Vater hätte Bandelajew nicht gemocht. Bandelajews atemlose Leidenschaft hatte etwas an sich, was sein Vater für würdelos gehalten hätte.

Als Pekkala erwähnte, dass sein Vater Bestatter gewesen war, zeigte sich Bandelajew von dessen Tätigkeit ebenso unbeeindruckt. »Drollig«, sagte er abwertend, »und letzten Endes völlig bedeutungslos.«

»Und warum?«, fragte Pekkala.

»Die Arbeit eines Bestatters«, sagte Bandelajew, »besteht darin, eine Illusion zu erschaffen. Sie ist nichts anderes als die Vorführung eines Zauberers, der den Anschein erweckt, als hätten die Toten Frieden gefunden. Als würden sie schlafen.« Er sah zu Pekkala, als wollte er ihn fragen: Und was ist der Zweck des Ganzen? »Die Osteologie dagegen ist die Erkundung des Todes.« Bandelajew klang, als könnte niemand dem drängenden Bedürfnis widerstehen, einen Leichnam mit Skalpell und bloßen Händen zu zerlegen.

»Lebend«, sagte Bandelajew, »interessieren Sie mich kaum, Pekkala. Aber wenn Sie tot bei mir aufkreuzen, dann verspreche ich Ihnen, werden wir uns richtig kennenlernen.«

Pekkala lernte zwischen Frauenschädel – schmaler Mund, spitzes Kinn, abgerundete Stirn und scharfkantiger Übergang von Augenhöhle zur Stirn – und Mannerschädel zu unterscheiden, der sofort am knöchigen Höcker an der Schädelbasis zu erkennen war.

»Identität!«, kam es von Bandelajew. »Geschlecht, Alter, Statur.«

Aus seinem Mund hörte es sich an wie eine Zauberformel.

»Die Protuberantia occipitalis externa!«, verkündete Bandelajew, als stellte er den versammelten Mitgliedern des Königshauses einen Würdenträger vor.

Pekkala lernte die schiefwinkelig stehenden Zähne eines Afrikaners von denen eines Weißen zu unterscheiden, die senkrecht aus dem Kiefer wuchsen.

Er studierte die Zickzacklinien der Schädelnähte, die sich wie Gewitterblitze über den Knochen zogen, während Bandelajew ihm über die Schulter schaute und fragte: »Was sagen sie Ihnen? Was können Sie daran ablesen?«

Am Ende jeder Lektion empfahl Bandelajew die Lektüre von Gelehrten wie Vitruv, aus denen Pekkala lernte, dass die Länge der ausgestreckten Arme zur Körperhöhe korrespondierte oder die Länge der Hand etwa einem Zehntel der Körpergröße entsprach.

Einmal schickte ihn Bandelajew mit der Übersetzung eines Buches aus dem dreizehnten Jahrhundert nach Hause, »Das Fortspülen des Unrechten«, das der chinesische Arzt Song Ci verfasst hatte. In ihm war die Vertilgung toter Körper durch Maden mit geradezu religiöser Inbrunst beschrieben.

Bald störte ihn der Gestank des Todes nicht mehr, selbst wenn er seiner Kleidung anhaftete, lange nachdem er Bandelajews Labor verlassen hatte.

In den Wochen, die sie gemeinsam verbrachten, kam Bandelajew immer wieder auf die Frage zurück: »Was sagt Ihnen das?«

Eines Tages unterrichtete Bandelajew ihn über die Wirkung von Feuer auf einen Leichnam.

»Die Hände werden sich zusammenballen«, sagte er, »Arme und Knie beugen sich. Ein Leichnam in einem Feuer ähnelt in seiner Haltung einem Boxer in einem Kampf. Aber angenommen, Sie finden einen verbrannten Leichnam, stellen jedoch fest, dass seine Arme gerade sind. Was sagt Ihnen das?«

»Es sagt mir«, antwortete Pekkala, »dass seine Hände möglicherweise auf den Rücken gebunden waren.«

Bandelajew lächelte. »Jetzt sprechen Sie die Sprache der Toten.«
Zu seiner eigenen Überraschung stellte Pekkala fest, dass Bandelajew recht hatte. Plötzlich, aus jedem Glas, von jedem Tablett, redeten Stimmen auf ihn ein und erzählten Geschichten von ihrem Tod.

Das Feuer auf dem Scheunenboden war niedergebrannt. Mohnrote Glut glimmte zwischen der Asche. Draußen erhellten Blitze den Himmel.

»Wer ist Grodek?«, fragte Kirow.

Pekkala atmete scharf ein. »Grodek? Was wissen Sie über ihn?«

»Ich habe von Ihrem Bruder gehört, Sie hätten einen Mann namens Grodek hinter Gitter gebracht.«

Pekkala mied Kirows Blick. »Grodek war der gefährlichste Mensch, dem ich jemals begegnet bin.«

»Was hat ihn so gefährlich gemacht?«

»Die Frage lautet nicht ›was‹, sondern ›wer‹. Und die Antwort darauf lautet: Die Geheimpolizei des Zaren.«

»Die Ochrana? Aber das würde ja heißen, dass er für Sie, nicht gegen Sie gearbeitet hat.«

»So war es vorgesehen«, erwiderte Pekkala. »Aber die Sache lief schief. Der Vorschlag ging auf General Zubatow zurück, den Leiter der Moskauer Ochrana. Zubatow wollte eine terroristische Vereinigung aufbauen, deren einziges Ziel gewesen wäre, den Zaren zu ermorden.«

»Aber Zubatow war dem Zaren doch treu ergeben!«, rief Kirow aus. »Warum um alles in der Welt wollte Zubatow ihn ermorden lassen?«

Anton rührte sich im Schlaf, murmelte Unverständliches und verstummte wieder.

»Die Gruppe wäre nur fingiert gewesen. Zubatows Plan sah vor, so viele potenzielle Attentäter wie möglich anzulocken. Dann hätte er, wenn die Zeit dafür reif war, alle auf einen Schlag verhaften können. Gewöhnlich muss die Polizei ja warten, bis ein Verbrechen geschieht, bevor sie jemanden in Gewahrsam nehmen kann. Einrichtungen wie der Ochrana stellt sich allerdings manchmal die Aufgabe, Verbrechen vorauszuahnen, bevor sie geschehen.«

»Die Leute glaubten also, sie würden für eine Terrorzelle arbeiten, in Wirklichkeit arbeiteten sie aber für Zubatow?«

»Genau.«

Die Augen des jungen Kommissars glänzten, während er sich die Tragweite dieses Täuschungsmanövers vorzustellen versuchte. »Und Grodek war tatsächlich Mitglied dieser Zelle?«

»Er war mehr als ein Mitglied«, erwiderte Pekkala. »Grodek war derjenige, der alles leitete. Er war damals jünger als Sie. Sein Vater war ein entfernter Verwandter des Zaren gewesen. Er hatte mit seinen Geschäften mehr als einmal Schiffbruch erlitten, aber statt die Verantwortung dafür zu übernehmen, gab er dem Zaren die Schuld daran. Er meinte, seiner Familie würden die Privilegien vorenthalten, die ihr eigentlich zustünden. Nachdem Grodeks Vater Selbstmord beging, weil er mehr Schulden angehäuft hatte, als er jemals zurückzahlen konnte, machte Grodek den Zaren dafür verantwortlich.«

»Verständlich«, sagte Kirow. »Er kannte ja nur das, was sein Vater ihm erzählt hatte.«

»Genau. Und Grodek, mittlerweile ein junger Mann, machte keinen Hehl aus seinem Hass auf die Romanows. Er war der perfekte Kandidat für ein Attentatskomplott.«

»Aber wie konnte jemand wie er dazu überredet werden, für die Ochrana zu arbeiten? Das ist mir völlig schleierhaft.«

»Genau deshalb hat Zubatow ihn ausgewählt. Als Erstes ließ er Grodek in aller Öffentlichkeit verhaften. Die Neuigkeiten verbreiteten sich schnell. Ein junger Mann, der von der Straße weg verhaftet und in einen wartenden Wagen gezerrt wurde: Jeder, der Zeuge davon wurde – und Zubatow sorgte dafür, dass es viele Zeugen gab –, hatte Mitleid mit Grodek. Nachdem Zubatow ihn im Gewahrsam hatte, begann erst die richtige Arbeit.«

»Was hat er mit dem Jungen gemacht?«, fragte Kirow.

»Er verband Grodek die Augen und brachte ihn an einen geheimen Ort. Als Zubatow ihm die Augenbinde abnahm, stand der Zar persönlich vor ihm.«

»Warum das denn?«, fragte Kirow.

»Zubatow stellte Grodek dem Mann gegenüber, der für ihn zum Sinnbild des Verkommenen geworden war. Jetzt hatte er ihn zum ersten Mal lebhaftig vor sich. Das war der Anfang der gesamten Prozedur. Der Zar erklärte seine Sicht auf die Dinge. Zusammen sahen sie die Geschäftsbücher seines Vaters durch, aus denen klar und deutlich – in der Handschrift seines Vaters – hervorging, wie das Familienvermögen verschleudert worden war. Natürlich hatte Grodek von alldem nichts mitbekommen. Beide waren tief bewegt, als sie sich wieder bewusstmachten, dass sie zur gleichen Familie gehörten.«

»Und ließ sich Grodek davon überzeugen?«

»Ja«, antwortete Pekkala, »worauf Zubatow Grodek seinen Plan erläuterte. Als *agent provocateur* sollte er sich als Leiter einer fingierten Terrorzelle ausgeben. Das alles wäre äußerst gefährlich. Würden die Attentäter Wind davon bekommen, dass Grodek in Wahrheit für die Ochrana arbeitete, wäre es mit ihm auf der Stelle vorbei gewesen. Junge Männer allerdings fühlen sich zur Gefahr hingezogen, und als sich Grodek einverstanden erklärte, die Terroristengruppe anzuführen, glaubte Zubatow, er hätte klug gehandelt. In Wahrheit war es der größte Fehler seines Lebens.«

»Warum?«, fragte Kirow.

»Im darauffolgenden Jahr«, fuhr Pekkala fort, »durchlief Grodek eine Ausbildung durch die Spezialabteilung der Ochrana. Um als Terrorist zu überzeugen, musste er sich auch als solcher verhalten. Man brachte ihm bei, wie man Sprengsätze baut, wie man mit Schusswaffen und Messern umgeht, alles, was man auch mir beigebracht hat. Sobald die Terrorzelle aktiviert war, wurde sie zur Anlaufstelle von gewissen Leuten. Grodek war ein Naturtalent. Er konnte Menschen für sich einnehmen. In den Folgemonaten wuchs die Mitgliederzahl der Zelle ständig, und Grodek übertraf jede von Zubatow erhaltene Vorgabe. Er versäumte kein einziges Treffen mit seinen Kontaktleuten, und die von ihm gelieferten Informationen waren so gut, dass Zubatow von ihm schon als dem zukünftigen Leiter der Ochrana sprach. Zubatow unterlief allerdings eine gravierende Fehleinschätzung. Nachdem er Grodek Beweise vorgelegt hatte, wonach einzig und allein sein Vater für das Unglück der Familie verantwortlich gewesen war, hatte er angenommen, Grodek hätte seinen Hass auf den Zaren damit hinter sich gelassen. Zubatow erkannte nicht, dass Grodek nach den ihm vorgelegten Beweisen lediglich zu dem Schluss kam, sowohl seinem Vater als auch dem Zaren die Schuld zu geben.

Aber auch Grodek hatte einen Fehler gemacht. Er hatte sich in eine der von ihm angeworbenen Frauen verliebt. Sie hieß Maria Balka, war fünfzehn Jahre älter und in mancher Hinsicht noch gefährlicher als er. Sie hatte bereits für mehrere Anarchistengruppen einige Attentate verübt. Grodek hielt diese Beziehung vor Zubatow geheim, und nachdem Zubatow gegenüber Grodek erwähnte, dass Maria Balka sicherlich zum Tod verurteilt werde, wenn sie mit den anderen in Grodeks Gruppe verhaftet wurde, war alles Folgende nahezu unvermeidlich.«

»Was geschah als Nächstes?«, fragte Kirow.

»Zubatow beschloss, die Falle könne nur nach einem Attentatsversuch auf den Zaren zuschnappen. Dadurch würden sich die anschließenden Verhaftungen rechtfertigen lassen. Natürlich wurde Grodek selbst für den geplanten Anschlag bestimmt. Es sollte der Anschein erweckt werden, dass der Zar wirklich getötet worden wäre. Andere Mitglieder der Terrorgruppe würden in der Nähe Posten beziehen, um Zeuge des vorgetäuschten Mordes zu werden. Die Attentäter würden sich daraufhin in einem Versteck treffen, wo sie von Ochrana-Agenten verhaftet würden.

Der Anschlag sollte auf dem Gelände des Sommerpalastes erfolgen, während der Zar dort seinen Abendspaziergang unternahm. Zubatow sorgte dafür, dass der Zar immer die gleiche Strecke nahm, damit die Terroristen davon ausgehen konnten, ihren Anschlag erfolgreich auszuführen. Als Ort für das Attentat war der Weg vorgesehen, der am Lamski-Teich und dem Tor im Zaun vorbeiführte, der den Palast und den Park umgab. Es war eine relativ enge Stelle, an der der Zar völlig ungeschützt wäre. Würde Grodek durch das Tor feuern, wäre er nur wenige Schritte vom Zaren entfernt.

»Aber war es nicht verdächtig, wenn der Zar allein spazieren ging?«

»Überhaupt nicht«, erwiderte Pekkala. »Auf seinem Programm stand jeden Tag etwas körperliche Betätigung. Manchmal ging er reiten, manchmal schwimmen, oft aber auch nur im Park spazieren, ungeachtet der Witterung. Und er bestand darauf, dabei allein zu sein.«

»Aber was war mit den anderen Attentätern? Waren sie nicht ebenfalls bewaffnet?«

»Sie waren angewiesen, nur dann zu feuern, falls Grodek verfehlte. Sie würden den Zaren zu Boden fallen sehen, nachdem er von mehreren Schüssen – natürlich von Platzpatronen – getroffen wurde.

Bis zu diesem Zeitpunkt zweifelte niemand an Grodeks Loyalität gegenüber der Ochrana. Schließlich hatte er die Namen sämtlicher Mitglieder weitergegeben, die er für seine Zelle rekrutiert hatte.

Was aber keiner in der Ochrana wusste, war, dass Grodek die Platzpatronen gegen scharfe Munition ausgetauscht hatte.

Am Abend des Attentats lief alles wie am Schnürchen. Die Terroristen konnten sich ungehindert dem Park nähern und ihre verabredeten Positionen einnehmen. Der Zar machte sich auf zu seinem Spaziergang. In der Zwischenzeit wurde das Versteck, in dem sich die Terroristen nach dem Attentat treffen wollten, von Dutzenden Ochrana-Agenten umstellt. Der Zar erreichte den schmalen Weg zwischen Zaun und Lamski-Teich. Die Sonne war untergegangen. Über den Teich wehte ein kühler Wind. Grodek trat aus dem Schatten. Der Zar blieb stehen. Er hatte raschelnde Zweige gehört. Grodek kam ans Tor und schob die Waffe zwischen die Gitterstäbe. Der Zar bewegte sich nicht. Er stand nur da, als verstünde er nicht, was hier geschah.«

»Und er verfehlte?«, stammelte Kirow. »Grodek verfehlte aus einer Entfernung von drei Schritten?«

Pekkala schüttelte den Kopf. »Grodek verfehlte nicht. Er leerte die Trommel. Alle sechs Schüsse trafen ihr Ziel.«

Kirow sprang auf. »Wollen Sie mir sagen, er hat sechsmal auf den Zaren geschossen und ihn nicht getötet?«

»Der Mann, den Grodek umgebracht hat, war nicht der Zar.«

»Wer dann ...?« Kirows Augen wurden schmal, als ihm die Wahrheit dämmerte. »Sie meinen, es war ein Doppelgänger? Grodek hat einen Doppelgänger erschossen?«

»Zubatow hat viele Fehler gemacht, aber er wäre nie so weit gegangen und hätte das Leben des Zaren in Gefahr gebracht. Diesen Teil des Plans hatte Zubatow nie mit Grodek besprochen.«

»Trotzdem, jemand hatte sterben müssen«, sagte Kirow.

»Es muss meistens jemand sterben«, erwiderte Pekkala.

Pekkala und der Zar standen in der Dunkelheit auf dem Balkon des Palastes und sahen über den Park. Die Chinesische Brücke und der Parnassus waren zu erkennen. Im Gribok-Garten unmittelbar vor ihnen raschelte das Laub im nächtlichen Wind.

Wie sie beide wussten, würde in diesem Moment der Doppelgänger des Zaren im Sommerpalast zwischen dem großen Teich und der Parkowaja-Straße entlangspazieren.

Eine Weile lang sagte keiner etwas.

Angespannt warteten beide auf die ersten Schüsse.

»Können Sie sich vorstellen, wie es ist«, sagte der Zar, »dass ich nicht durch die Palasttore gehen kann, ohne Gefahr zu laufen, umgebracht zu werden? Ich herrsche über ein Land, in dessen Straßen ich mich nicht allein bewegen kann.« Er ließ die Hand hin und her schwenken und erinnerte Pekkala damit an einen Priester, der den Weihrauchkessel schwang. »Ist es das alles wert? Ist es überhaupt irgendetwas wert?«

»Es wird bald vorbei sein, Exzellenz«, sagte Pekkala. »Morgen werden alle Terroristen verhaftet sein.«

»Es geht hier nicht nur um ein paar Terroristen«, erwiderte der Zar. »Es ist der Krieg, der uns das alles eingebrockt hat. Ich muss an den Tag der Kriegserklärung denken, als ich auf dem Balkon des Winterpalasts stand und über die Menschenmenge blickte, die gekommen war, um mir ihre Unterstützung zu zeigen. Ich hatte das Gefühl, wir wären unbesiegbar. Der Gedanke an Kapitulation war mir nie in den Sinn gekommen. Eine Niederlage konnte ich mir einfach nicht vorstellen. Tannenberg. Die masurischen Seen. Diese Namen verfolgen mich seither ständig in Gedanken. Ich hätte auf Rasputin hören sollen.«

»Was hat das mit ihm zu tun?« Pekkala hatte den sibirischen Mystiker kennengelernt, der mit seinen magischen Kräften angeblich die Hämophilie heilen konnte, unter der Alexej, der einzige Sohn des Zaren, litt. Nach Pekkalas Einschätzung war sich Rasputin sehr wohl seiner Grenzen bewusst. Nur verlangten der Zar und vor allem die Zarin von ihm weise Ratschläge, die zu geben er nicht in der Lage war. Er sollte Staatsangelegenheiten beurteilen, über die er nicht Bescheid wusste. Meistens äußerte er sich in solchen Fällen ausweichend und hatte nur tröstliche Worte parat. Aber die Romanows klammerten sich daran wie an eine Prophezeiung. Kein Wunder also, dass Rasputin den Hass derjenigen auf sich zog, die sich um die Gunst des Zaren bemühten.

Pekkala war zugegen gewesen, als die Petrograder Polizei an einem bitterkalten Morgen im Dezember 1916 Rasputins Leichnam aus der Newa fischte. Rasputin war im Haus des Fürsten Jussupow zu einer Feier eingeladen gewesen. Ihm wurde Kuchen vorgesetzt, der mit Hilfe des Arztes Lasowert genügend Kaliumcyanid enthielt, um einen ausgewachsenen Elefanten zu töten. Als das Gift aber nicht wirkte, feuerte Jussupows Mitverschwörer, der Duma-Abgeordnete Purischkewitsch, mehrere Schüsse auf Rasputin ab und stach ihm mit einem Messer in den Hals. Daraufhin rollten sie ihn in einen schweren Teppich und warfen ihn in ein Eisloch der Newa, wo Rasputin ertrank.

»Endloses Leid«, sagte der Zar. »Das, hat Rasputin gesagt, würde der Krieg über uns bringen. Und schauen Sie, wie recht er hatte.«

»Alle Kriege bedeuten Leid, Exzellenz.«

Schauernd wandte sich der Zar zu ihm. »Gott hat aus diesem Mann gesprochen, Pekkala! Wer spricht aus Ihnen, sagen Sie es mir.«

»Sie, Exzellenz.«

Kurz wirkte der Zar verblüfft. »Verzeihen Sie mir, Pekkala«, sagte er. »Ich habe kein Recht, so zu reden.«

»Es gibt nichts zu verzeihen«, erwiderte Pekkala. Es war das einzige Mal, dass er dem Zaren gegenüber nicht die Wahrheit sagte.

Kirows Stimme riss Pekkala in die Gegenwart zurück.

»Was war mit Grodek?«, fragte Kirow. »Was ist aus ihm geworden?«

»Nachdem die Ochrana das Versteck umstellt hatte, kam es zu einem Feuergefecht, wobei die Agenten mit Waffen unter Beschuss genommen wurden, die die Ochrana selbst an Grodek geliefert hatte. Am Ende waren von den ursprünglich sechszehn Mitgliedern der Terrorzelle nur noch vier am Leben. Aber Grodek war, genau wie Maria Balka, einfach verschwunden. Daher schickte der Zar nach mir und ordnete an, Balka und Grodek zu verhaften, bevor sie weitere Morde verüben konnten.« Er stieß einen tiefen Seufzer aus. »Es gelang mir nicht.«

»Aber Sie haben sie gefunden?«

»Nicht bevor sie weitere Morde auf dem Gewissen hatten. Ich spürte sie in einer kleinen Pension in der Maximilian-Gasse im Kasan-Bezirk auf. Dem Hausbesitzer war der Altersunterschied zwischen den beiden aufgefallen. Er nahm an, dass sie eine Affäre hatten, etwas, was Pensionswirte gewöhnlich geflissentlich übersehen. Aber die beiden brachten Kartons mit auf ihr Zimmer, und als er sie fragte, was darin sei, sagte Balka, es handle sich um Bücher. Nun, ein Liebespärchen verkriecht sich nicht den lieben langen Tag, um Bücher zu lesen. Deshalb verständigte er die Polizei. Wir hatten schnell das Haus umstellt. Ich wartete im Hinterhof, Ochrana-Agenten am Vordereingang. Wir gingen davon aus, dass sie durch die Hintertür flüchten würden.

Aufgrund seiner Polizeiausbildung aber bemerkte Grodek, dass unsere Agenten Stellung bezogen hatten. Als sie die Tür zum Zimmer der beiden eintraten, explodierte ein Sprengsatz, der die gesamte Vorderfassade des Gebäudes zum Einsturz brachte. Grodek hatte ihn gebaut und damit die Leute getötet, die ihn in der Kunst des Bombenbauens unterrichtet hatten. Wir hatten vier Agenten zu beklagen, zudem wurden sechzehn Zivilisten getötet. Ich selbst war nach der Explosion kaum noch bei Bewusstsein. Bis ich mich wieder aufgerappelt hatte, waren Balka und Grodek durch den Hinterausgang geflüchtet.

Ich jagte ihnen auf der Moika-Straße am Newa-Ufer hinterher. Es war mitten im Winter, die Straßen versanken knöcheltief im Matsch, zu beiden Seiten türmte sich der Schnee. Unmöglich, einen gezielten Schuss anzubringen. Irgendwann rutschte Balka aus und musste sich dabei den Knöchel gebrochen haben. Auf der Potsulejew-Brücke holte ich sie schließlich ein. Die Polizei kam uns aus der anderen Richtung entgegen. Es gab keine Deckung mehr für die beiden, und ich hatte sie im Visier.«

Pekkala hielt inne, schloss die Augen und massierte sich den Nasenrücken.

»Und was als Nächstes geschah, ging mir seither nicht mehr aus dem Kopf. Am höchsten Punkt des Brückenbogens blieben sie stehen. Ich hörte die Rufe der Polizisten auf der anderen Seite. Balka war ganz offensichtlich verletzt. Grodek hatte sie mehrere Straßenzüge abwechselnd getragen oder mitgeschleift, er war erschöpft. Sie sahen ein, dass sie nicht mehr weiter konnten. Ich rief ihnen zu, dass sie aufgeben sollten. Grodek sah mich lange an. Balka stand neben ihm und stützte sich auf seine Schulter. Dann umarmte Grodek sie, hob sie hoch und setzte sie auf das Steingeländer. Auf dem Fluss unten trieben Eisschollen. Ich rief, dass sie nicht entkommen konnten.«

»Und was hat er gemacht?«, fragte Kirow.

»Er hat sie geküsst, dann hat er seine Waffe gezogen und ihr in den Kopf geschossen.«

Kirow zuckte zurück. »Er hat sie erschossen? Ich dachte, er hätte sie geliebt?«

»Mir war nicht klar, wie weit er zu gehen bereit war. Maria Balka fiel in den Fluss und wurde unter das Eis gezogen.«

»Und Grodek? Hat er sich ergeben?«

»Erst, nachdem er versucht hat, sich selbst zu töten. Er legte die Waffe an den Kopf und drückte ab, aber die Trommel blockierte.«

»Warum ist er nicht gesprungen?«, fragte Kirow. »Vielleicht hätte er entkommen können.«

»Grodek litt unter Höhenangst. Obwohl es höchstens sechs bis acht Meter zum Wasser waren, war er

vor Angst wie gelähmt. Er wollte an mir vorbei, aber ich schlug ihn mit dem Griff meines Revolvers nieder. Er hatte eine tiefe Wunde an der Stirn. Im gesamten Verlauf des Prozesses weigerte er sich, einen Verband zu tragen. Die Narbe, eine Linie mit schwarzen Stichen, sah aus wie ein dunkelroter Tausendfüßler, der sich zwischen seinen Haaren verkriechen wollte. Und wenn Grodek nach der Gerichtssitzung zurück in seine Zelle gebracht wurde, schrie er den anwesenden Journalisten zu, die Polizei hätte ihn gefoltert.«

»Und Balka? Was ist mit ihrer Leiche geschehen?«

»Wir haben sie nie gefunden. Die Strömung unter dem Eis ist sehr schnell. Wahrscheinlich wurde sie in die Ostsee hinausgetragen. Ich ließ Taucher mehr als ein Dutzend Mal den Fluss absuchen.« Pekkala schüttelte den Kopf. »Sie ist spurlos verschwunden.«

»Und Grodek? Warum wurde er zu einer Gefängnisstrafe verurteilt, nach allem, was er getan hatte? Warum wurde er nicht zum Tod verurteilt?«

»Ursprünglich wurde die Todesstrafe verhängt. Aber der Zar setzte sich über den Richterspruch hinweg. Er hielt Grodek für ein Opfer, das erst von seinem Vater, dann von Zubatow ausgenutzt worden war. Grodek war noch jung. Der Zar meinte, unter anderen Umständen hätte Grodek sein eigener Sohn sein können. Ihm war aber auch klar, dass Grodek niemals freigelassen werden konnte. Daher wurde er in der Trubezkoi-Bastion der Peter-und-Paul-Festung inhaftiert, lebenslänglich und ohne Aussicht auf Begnadigung.«

»Ich dachte, während der Revolution wurden alle Gefangenen freigelassen.«

»Politische Gefangene, ja, aber sogar die Bolschewiken waren wohl klug genug, jemanden wie Grodek nicht auf freien Fuß zu setzen.«

»Worin hat sich Grodek denn von den anderen freigelassenen Mördern unterschieden?«

Pekkala dachte kurz nach, bevor er antwortete.

»Fast jeder kann zum Mörder werden, wenn die Umstände ihn – mehr oder weniger – dazu zwingen. Aber es ist ein Unterschied, ob Menschen auf eine entsprechende Situation reagieren oder ob sie sich die entsprechende Situation, die zum Mord führt, erst schaffen. Und diese Menschen müssen wir fürchten, denn diese genießen es, wenn sie morden können. In meiner Zeit als Polizist habe ich keinen kennengelernt, der das Töten mehr genossen hätte als Grodek.«

Das Feuer knackte.

»Haben Sie Angst?«, fragte Kirow.

»Wovor?«, flüsterte Pekkala, dem fast die Augen zufielen.

»Vor dem, was wir vielleicht im Bergwerksschacht finden.«

»Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, Kirow, ich habe Angst, seitdem ich den Wald verlassen habe.«

»Wohin wollen Sie, wenn Sie frei sind?«, fragte Kirow.

»Nach Paris«, erwiderte Pekkala.

»Warum ausgerechnet dorthin?«

»Ich habe dort noch etwas zu erledigen.«

Es war seltsam, an die Zukunft zu denken. Immer wenn er den Sonnenuntergang im Tal von Krasnagoljana gesehen hatte, hatte er gewusst, dass er dem Tod wieder ein Schnippchen geschlagen hatte. Er hatte sein Überleben in Tagen gemessen, mehr hatte er sich nie erhofft. Die Vorstellung, diese Tagesintervalle auf Wochen, Monate oder gar Jahre auszudehnen, verwirrte ihn. Es dauerte seine Zeit, bis ihm klar wurde, dass er wirklich Hoffnung verspürte; ein Gefühl, von dem er geglaubt hatte, er hätte es für immer hinter sich gelassen.

Endlich wurde Kirows Atem tief und schwer.

In der Ferne zuckten Blitze.

Bei Sonnenaufgang am nächsten Morgen waren sie wieder unterwegs.

Ihre Strecke kreuzte eine Straße, die als Moskauer Autobahn bekannt war – ein hochtrabender Name für einen unbefestigten Weg mit zwei Fahrspuren, die sich durch die hügelige Steppe zogen.

Safrangelber Staub wehte durch die offenen Fenster, während Anton blinzelnd die Karte auf seinem Schoß studierte.

Gegen Mittag erreichten sie die Kreuzung, nach der Anton Ausschau gehalten hatten. Ohne Hinweisschilder war sie nichts weiter als ein staubtrockenes Wegekreuz. »Hier abbiegen, Kirow«, befahl er. »Hier abbiegen!«

Die Strecke führte an einem seichten Flusslauf entlang und durch einen Birkenwald, bevor sich die Landschaft öffnete. Dunkle, finster aussehende Wälder umgaben die Felder. Kirow steuerte den Wagen über einen alten Feldweg, die Stoßstangen des Emka strichen durch das hohe Gras.

Mitten auf dem Feld stand eine alte Hütte, aus deren Dach windschief ein blechernes Kaminrohr ragte. Daneben eine lange Schlafbaracke mit kleinen Fenstern, vor denen die Rollläden heruntergelassen waren.

Anton drehte die Karte in die eine, dann in die andere Richtung und versuchte sich zu orientieren. »Es muss da drüben beim Haus sein, glaube ich.«

Die Federung quietschte, als sie über den unebenen Boden holperten. Schließlich hielten sie an, stiegen aus und machten sich auf die Suche nach dem Bergwerksschacht.

Es dauerte nicht lange, bis sie ihn fanden.

Der Schacht war nicht viel mehr als ein etwa fünf Schritt breites Loch, über dem sich ein verrosteter Flaschenzug erhob. Saftig grüne Grasbüschel hingen über den Rand der Öffnung. Der obere Teil war wie ein Brunnen ordentlich mit Backsteinen ausgemauert, darunter erstreckten sich nackter Fels und Erde, über die schwarze Wasserrinnale in die Tiefe sickerten. Zu beiden Schachtseiten war jeweils eine verrostete Eisenleiter angeschraubt. Die meisten Sprossen fehlten, die Schrauben hatten sich zum größten Teil gelöst. Damit konnte man unmöglich in den Schacht gelangen.

»Wollen Sie da wirklich runter?«, fragte Kirow. »Es ist dort unten stockdunkel.«

»Ich habe eine Taschenlampe«, sagte Anton. Sie steckte in einem Lederetui, das er an einem Band um den Hals trug.

Anton untersuchte den Flaschenzug. Die aufgerollten Kabel waren festgerostet, Wasser perlte von den Stellen, an denen noch Schmierfett klebte. Seitlich an der Kabeltrommel ragte eine große Kurbel heraus, die von zwei Männern zu bedienen war. Anton griff danach, zog an, und die Kurbel brach ihm unter den Händen ab. »So viel dazu«, murmelte er.

Währenddessen hatte Kirow aus dem Kofferraum bereits ein Hanfseil geholt, das als Abschleppseil diente. Nun band er es um die Stoßstange des Emka, kam dann an den Schacht und warf das Seil nach unten in die Grube.

Die drei Männer lauschten in die Dunkelheit, bis sie ein nasses Aufklatschen hörten.

Pekkala trat an den Schacht und griff nach dem Seil. Er schien zu zögern.

»Du willst wirklich da runter?«, fragte Anton.

»Gib mir die Taschenlampe«, sagte Pekkala.

Anton reichte sie ihm, dann ließ sich Pekkala ins Seil fallen und prüfte, ob es hielt. Es knarrte und ächzte, die Stoßstange aber gab nicht nach.

Kirow hob das Seil an, damit es nicht am Schachtrand scheuerte, Pekkala trat zurück, lehnte sich nach hinten über die Leere, dann stieg er ab. Kurz darauf war er nicht mehr zu sehen.

Die beiden Männer blickten ihm nach, sahen die hin und her schwenkende Taschenlampe, die Pekkala um den Hals hatte und die seine Füße, das Seil und die glitschigen Schachtwände beleuchtete. Der Lichtkreis wurde immer kleiner, Pekkalas schweres Schnaufen schwächte sich zu einem hohlen Echo ab.

»Mir kam es vor, als hätte er Angst«, sagte Kirow.

»Er hat Angst«, erwiderte Anton.

»Vor den Leichen?«

»Die Leichen jagen ihm keine Angst ein. Nein, das Eingeschlossensein. Das wird er mir nie verzeihen.«

»Was haben Sie damit zu tun?«, fragte Kirow.

»Es war ein Spiel«, sagte Anton. »Als solches hat es jedenfalls angefangen. Wir waren noch Kinder, als wir einen Ort aufgesucht haben, der uns strikt verboten war. Wir hatten es unserem Vater versprochen. Im Wald hinter unserem Haus gab es nämlich einen Krematoriumsofen. Er hatte einen hohen Kamin, so hoch wie die Bäume, der Ofen selbst sah aus wie ein riesiger Eisensarg auf einem Ziegelpodest. Wenn Vater den Ofen benutzte, ging ich immer ans Fenster in meinem Zimmer und sah den Rauch über den Baumwipfeln aufsteigen. Vater hatte uns den Ofen beschrieben, aber bis dahin hatte ich ihn nie mit eigenen Augen gesehen. Ich wollte dorthin, allein aber hatte ich Angst. Also überredete ich meinen Bruder mitzukommen. Er war normalerweise viel zu brav, er wäre nie mitgekommen, aber da er jünger war als ich, fügte er sich schließlich doch.

Es war ein Herbsttag. Wir wussten, keiner würde uns vermissen. Wir trieben uns oft stundenlang draußen herum.

Es war ein mühsames Vorankommen. Der erste Schnee war gefallen, nur eine dünne Puderschicht, die sich im trockenen Laub sammelte. Immer wieder drehten wir uns um, weil wir fürchteten, unser Vater könnte uns folgen, aber nach einer Weile wähten wir uns allein.

Der Pfad machte eine Kurve, und plötzlich stand der Ofen vor uns. Er war kleiner, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Der Platz davor war ordentlich aufgeräumt, Holz war gehackt und aufgeschichtet, der Boden gekehrt, und mein Vater hatte einen Besen in die Ofentür gestellt, damit sie offen blieb. Es schien zwar die Sonne, im Schatten der Bäume aber sah das Ofeninnere sehr dunkel und kalt aus.

Ich nahm den Besen weg und öffnete die Tür. Drinnen erkannte ich ein langes Holzbrett, ähnlich einer Bahre. Die Kammer selbst war grau vor Asche, ansonsten aber so sauber wie nur möglich. Für meinen Vater war das sehr wichtig. Obwohl sonst niemand zu diesem Ofen kam, soweit er jedenfalls wusste, legte er großen Wert darauf, dass alles ordentlich und würdevoll aussah.

Mein Bruder wollte auf der Stelle umkehren. Er war überzeugt, dass Vater uns dahinterkommen würde.

Aber dann schlug ich vor, dass einer von uns beiden in den Ofen kriecht, nur um zu sehen, wie das ist.

Mein Bruder weigerte sich.

Ich nannte ihn einen Feigling und schlug vor, dass wir Strohhalme ziehen. Ich sagte ihm, wenn ich bereit wäre, in den Ofen zu gehen, sollte er es auch sein.

Schließlich ließ er sich darauf ein.«

»Und er zog den kürzeren Halm?«, fragte Kirow.

»Glaubte er zumindest«, erwiderte Anton. »Als ich sah, dass er nach dem längeren greifen wollte, drückte ich so fest gegen den Halm, dass er in der Mitte entzweibrach und nur noch halb so lang war wie vorher. Ich sagte, er könne jetzt nicht mehr kneifen, sonst müsste er sein Leben lang mit dem Wissen leben, dass er ein Feigling sei.

Er kroch in den Ofen. Und dann schloss ich die Tür hinter ihm.«

»Sie haben was?«

»Es sollte nur ganz kurz sein. Nur um ihm ein wenig Angst einzujagen. Aber die Tür war mit einem Schnappschloss gesichert, das ich nicht mehr aufbekam. Ich habe es versucht. Wirklich. Aber mir fehlte die Kraft.

Ich hörte ihn schreien. Er wollte wieder raus. Und ich bekam Panik. Ich rannte nach Hause. Da wurde es schon dunkel. Als ich nach Hause kam, stellte Mutter bereits das Abendessen auf den Tisch.

Beim Essen, als mich meine Eltern nach meinem Bruder fragten, sagte ich, ich wüsste nicht, wo er sei. Mein Vater sah mich an. Er musste gespürt haben, dass ich etwas verheimlichte.

»Streck deine Hände aus«, sagte er, und als ich sie von mir streckte, ergriff er sie und starrte sie an. Er beugte sich sogar ganz nah zu ihnen hinunter und roch an den Fingerspitzen. Dann rannte er aus dem Haus.

Ich sah die Laterne, die er dabei hatte, schwankend auf dem Pfad zum Krematoriumsofen verschwinden. Eine Stunde darauf kam er mit meinem Bruder zurück.«

»Und dann?«, fragte Kirow.

»Nichts«, erwiderte Anton. »Mein Bruder sagte, er habe die Tür selbst geschlossen. Natürlich war es nicht möglich, die Tür von innen zu schließen. Mein Vater musste Bescheid gewusst haben, tat aber so, als würde er meinem Bruder glauben. Wir mussten ihm nur schwören, nie wieder zum Ofen zu gehen.«

»Und Ihr Bruder, hat er niemals Rache geübt?«

»Rache?« Anton lachte. »Sein ganzes Leben, bis zu seinem Eintritt ins Finnische Regiment, war eine einzige Rache gewesen für das, was damals vorgefallen war.«

»Ich hätte Sie umgebracht«, sagte Kirow.

Anton sah ihn an. Sein Gesicht lag im Schatten. »Das wäre weniger grausam gewesen als das, was mein Bruder mir angetan hat.«

Pekkala, mittlerweile auf halber Höhe des Schachts, klammerte sich an das Seil.

Es war kalt hier unten, feucht und modrig, aber der Schweiß strömte ihm übers Gesicht. Die Wände schienen sich um ihn zu drehen, Erinnerungen an seinen Aufenthalt im Krematoriumsofen wurden wach.

Er erinnerte sich, tastend in der Dunkelheit die Finger ausgestreckt und über die stumpfen Zähne der Düsen an der Decke gestrichen zu haben. Er hatte die Hände dagegepresst, wie um zu verhindern, dass die Flammen herausschossen. Noch immer konnte er sich an den Geruch erinnern. Zunächst hatte er versucht, die Luft anzuhalten, als könnte er damit den Geruch ausblenden. Aber das ging nicht. Er musste atmen, und so japste er irgendwann nach Luft, füllte die Lunge so tief wie möglich mit Sauerstoff, und der Geruch strömte in ihn hinein und vermischte sich mit seinem Blut wie Tintentropfen, die im Wasser langsam Schlieren zogen.

Er sah nach oben. Der Schachteingang war eine von schwarzen Wänden umgebene, blassblaue Scheibe. Mehrere Minuten kämpfte er gegen den Drang an, wieder hinaufzuklettern. Panik überkam ihn, so dass er nur noch am Seil hing, bis er sich wieder einigermaßen gefasst hatte und sich schließlich zum Boden des Schachts abseilen konnte.

Als Erstes sah er einen Teil der rostzerfressenen Leiter, die nach unten gestürzt war und nun an der Wand lehnte.

Seine Füße versanken im jahrzehntealten Staub. Vermoderte Holzbalken, aus denen die Nägel ragten, lagen auf dem Boden.

Pekkala ließ das Seil los und knetete die Hände. Dann richtete er die Taschenlampe in die Dunkelheit.

Der Schacht selbst war geräumig, der Gang in die Mine aber verengte sich zu einem Stollen, der sich bereits nach wenigen Metern teilte. Verrostete Eisenschienen verloren sich in der Schwärze. Beide Stolleneingänge waren verschüttet. Pekkala wusste, dass die Mine aufgelassen wurde, obwohl sie noch nicht erschöpft war. Wahrscheinlich hatten die Bergleute die Stollen absichtlich zum Einsturz gebracht, um die Rohstoffe zu schützen, die sie hier abgebaut hatten. Die Loren standen abgestellt auf den Gleisen in einer Nische, ihre verbeulten Seitenwände waren mit einem weißlich gelben Puder überzogen. Mitleid überkam Pekkala für die Männer, die sich in diesen dunklen Stollen den Rücken krumm geschuftet hatten.

Suchend ließ Pekkala den Schein der Taschenlampe über die Felswände streichen. Plötzlich kam ihm der Gedanke, dass sich sein Bruder vielleicht irrte. Vielleicht hatte der Verrückte alles nur erfunden, um Aufmerksamkeit zu erregen. Mit diesem Gedanken drehte er sich um, richtete den Lichtstrahl in die Schwärze und sah, dass er direkt neben den Leichen stand.

Sie lagen vor ihm, wie sie hingefallen waren, ein grotesker Haufen aus Knochen, Kleidung, Schuhen und Haaren. Es waren mehrere Leichname. Wie viele, war auf den ersten Blick nicht zu sagen.

Er war an der einen Wand heruntergestiegen. Die Leichen mussten an der anderen herabgefallen sein.

Das Licht seiner Taschenlampe begann zu flackern. Alles in ihm schrie danach, sich auf und davon zu

machen, aber er wusste, er konnte nicht weg. Noch nicht, auch wenn ihm die Angst beinahe den Atem raubte.

Er zwang sich zur Ruhe, redete sich ein, dass er schon viele Leichen gesehen hatte, viele davon in wesentlich schlimmerem Zustand als diese hier. Aber jene waren ihm unbekannt gewesen, im Tod wie im Leben. Sollte dieses traurige Gliedmaßenknäuel wirklich aus den Überresten der Romanows bestehen, dann war dies auch für ihn eine neue Erfahrung.

Ein von den Steinwänden widerhallendes Geräusch schreckte ihn auf. Er brauchte einen Augenblick, bis er die Stimme seines Bruders erkannte.

»Irgendwas gefunden?«

»Ja«, rief er hinauf.

Eine lange Pause.

»Und?«, hörte er seinen Bruder rufen.

»Weiß noch nicht.«

Stille.

Pekkala wandte sich wieder den Leichen zu. Der Verwesungsprozess war in der Tiefe verlangsamt worden. Die Kleidung war zum größten Teil unbeschädigt. Es gab hier weder Fliegen oder andere Insekten, deren Maden die Leichname bis auf das Skelett abgenagt hätten, noch fanden sich Spuren von Ratten oder Mäusen, die sich über die Toten hergemacht hätten. Die Tiefe und der senkrechte Zugang der Miene hatten verhindert, dass sie bis hierher gelangten. Er wusste nicht, was hier abgebaut worden war, aber vielleicht hatte auch das konservierende Wirkung.

Die Opfer schienen teilweise mumifiziert, ihre halb durchscheinende, sich über die Knochen spannende Haut hatte sich grünlich braun verfärbt und war mit Schimmel überzogen. Er hatte solche Leichen schon einmal gesehen – Menschen, die im Eis erfroren oder wie Torfleichen in Böden mit hohem Säuregehalt bestattet worden waren. Pekkala erinnerte sich an einen Fall, bei dem der Mörder sein Opfer in einen Fabrikschornstein gestopft hatte. Der regelrecht geräucherte Leichnam hatte nach einigen Jahren die Konsistenz von Schuhleder angenommen und war bemerkenswert gut erhalten, verfiel aber erstaunlich schnell, nachdem die Polizei ihn abgenommen hatte.

Solange die Leichen hier unten waren, blieben sie erhalten; würde man sie nach oben schaffen, würden sie in kürzester Zeit zerfallen. So war er froh, dass er vorerst nichts unternehmen musste, bis eine entsprechend ausgestattete Bergungsmannschaft eintraf.

Pekkala berührte zunächst nichts.

Ganz oben auf dem Haufen erkannte er eine Frau. Sie lag auf dem Rücken und hatte beide Arme von sich gestreckt. Sie hätte allein durch den Sturz sterben müssen, aber er konnte sehen, dass sie zu diesem Zeitpunkt bereits tot gewesen war. Eine Kugel hatte ihr den Schädel zertrümmert, sie war zwischen Augen und Nasenwurzel eingetreten und hatte den Teil des Gehirns zerstört, der als *medulla oblongata* bezeichnet wurde. Die Frau war auf der Stelle tot gewesen. Der Schütze musste genau gewusst haben, was er tat.

Aber es ließ sich noch mehr feststellen. Wie Wassilejew ihm eingetrichtert hatte, sagte die Art und Weise, wie jemand getötet wurde, sehr viel über den Mörder aus. Selbst wenn das Opfer schrecklich verunstaltet war – meist aufgrund von Messerstichen –, so vermieden die meisten Täter doch, dem Gesicht Schaden zuzufügen. Wer Schusswaffen gebrauchte, gab oft mehrere Schüsse ab, häufig auf den Brustkorb. War der Täter unerfahren im Umgang mit Pistolen, wiesen die Leichen mehrere zufällig verteilte Einschüsse auf, da der Schütze in der Regel die Ungenauigkeit dieser Waffe unterschätzte. Pekkala wusste von Opfern, die entkommen konnten, obwohl aus kürzester Entfernung auf sie angelegt worden war.

Morde von erfahrenen Schützen wurden gewöhnlich als Hinrichtung eingestuft. Auch sie hinterließen ihre ganz eigene Signatur. Am Hinterkopf, auf Höhe der Ohren, liegt ein kleiner Knochenwulst, die

Protuberantia occipitalis externa. Wer zum Mörder ausgebildet wurde, lernte, den Lauf der Waffe genau hier anzulegen; so reichte ein einziger Schuss, um jemanden zu töten. In der Anfangsphase der Revolution waren auf beiden Seiten viele solcher Hinrichtungen durchgeführt worden. Die Mörder hatten ihre Opfer mit dem Gesicht nach unten einfach auf Feldern, in Gräben oder Schneewehen liegen lassen, die Hände waren auf den Rücken gebunden, die Stirn war durch das austretende Geschoss weggerissen worden.

Mit ein Grund für diese Methode lag darin, dass der Henker seinem Opfer nicht ins Gesicht sehen musste. Der Mörder dieser Frau, die jetzt vor Pekkala lag, musste allerdings direkt vor ihr gestanden haben – ein Täter also, der als ganz besonders kaltblütig eingestuft werden konnte.

Bereits jetzt versuchte er sich ein Bild von dem oder, wie er annahm, den Mördern zu machen. Mit hoher Wahrscheinlichkeit durfte es sich um Männer gehandelt haben. Frauen wurden bei solchen Hinrichtungen kaum eingesetzt, auch wenn es Ausnahmen gab. Die Roten hatten in ihren Todesschwadronen einige wenige, die sich sogar als blutrünstiger erwiesen hatten als ihre männlichen Kameraden. Er musste an die bolschewistische Attentäterin Rosa Schwartz denken, die für den Tod von Hunderten zaristischer Offiziere verantwortlich war. Später wurde sie zur Nationalheldin erklärt und bereiste als »Rote Rosa« das Land – angetan mit einem weißen Kleid und einem Strauß Rosen wie eine Jungfrau an ihrem Hochzeitstag. Ein weiteres Detail, das auf Männer als die Mörder schließen ließ, war die Tatsache, dass sämtliche Schädel Austrittsöffnungen aufwiesen. Das deutete auf eine großkalibrige Pistole hin. Frauen, selbst jene in den Todesschwadronen, benutzten in der Regel kleine Kaliber.

Pekkala begann die Kleidung zu untersuchen, hielt die Taschenlampe nah an die Leiche, damit er den Stoff betrachten konnte. Als Erstes fielen ihm die winzigen Perlmutterknöpfe am Kleid auf. Sie mussten früher einmal in einem kräftigen Rot gewesen sein, was jetzt zu einem fleckigen Rosa verblichen war. Ihm war elend zumute. Das waren Kleider von wohlhabenden Leuten. Gewöhnliches Volk konnte sich nur Knöpfe aus Bein oder Holz leisten.

Lange, zerzauste Haarsträhnen fielen über die Kleidung, an den nackten Armen waren Stellen zu erkennen, an denen sich das Körperfett zu Adipocire umgewandelt hatte, jene seifige, gräulich gelbe Substanz, die als Leichenwachs bekannt war.

Er entdeckte Schuhe aus verzogenem, verschrumpeltem Leder, die kleinen Nägel, die sie einst zusammengehalten hatten, ragten nun wie dünne Zähne aus der Sohle. Wieder fühlte er sich bestätigt. Das waren nicht die Schuhe einer Arbeiterin, so etwas fand man nicht auf dem Land, so etwas war viel zu elegant für die sibirische Wildnis.

In diesem Augenblick flackerte die Taschenlampe erneut und erlosch.

Die Dunkelheit um ihn war so vollkommen, dass er glaubte, er wäre plötzlich erblindet.

Sein Atem beschleunigte sich. Er kämpfte gegen seine Panik an, die ihn umschwirrte wie ein Lebewesen aus Fleisch und Blut.

Fluchend rüttelte er an der Taschenlampe, worauf das Licht wieder anging.

Pekkala wischte sich den Schweiß von der Stirn und machte sich wieder an die Arbeit.

Nachdem er so weit wie möglich alles untersucht hatte, ohne den Tatort anzufassen, streckte er nun die Arme aus.

Seine Fingerspitzen zitterten.

Er versuchte emotionale Distanz zu wahren, wie Dr. Bandelajew es ihm beigebracht hatte. »Stellen Sie sich vor, es wären keine Menschen, sondern einfach nur Rätsel«, so die Worte des Doktors.

Er schob die Hände unter den Rücken der Frau, tastete sich zwischen den feuchten, schimmeligen Kleiderschichten voran, die die einzelnen Leichen voneinander trennten, und hob schließlich die Frau ein Stück an. Sie wog noch immer einiges, anders als die Leiche, die er aus dem Kamin gezogen hatte und die so leicht gewesen war, dass sie ihn an eine japanische Laterne erinnerte hatte.

Er wollte den Leichnam am Boden ablegen, um alle der Reihe nach auszubreiten, und als er ihn weiter anhob, löste sich der Schädel, kullerte auf der gegenüberliegenden Seite des Leichenhaufens nach unten

und schlug mit einem dumpfen Laut auf dem Boden auf. Pekkala legte die Leiche ab, ging um den Haufen herum und hob behutsam den Schädel auf. Und dort, im Licht der Taschenlampe, fiel sein Blick auf den Ärmel eines Männergewands. Eine verschrumpelte, klauenhafte Hand hing heraus.

Die Frau oben auf dem Stapel hatte er nicht sofort identifizieren können, diese Hand allerdings glaubte er zu kennen. Zwar wies sie keinerlei charakteristische Merkmale auf, aber Pekkala hatte gelernt, seiner Intuition zu trauen.

Er legte den Frauenschädel neben den dazugehörigen Körper und wandte sich der nächsten Leiche zu.

Im Lauf der nächsten halben Stunde entwirrte er die Leichen von drei weiteren Frauen und legte sie der Reihe nach ab. Allen war ins Gesicht geschossen worden.

Für ihn bestand so gut wie kein Zweifel mehr, dass es sich bei ihnen um die Zarentöchter handelte: Olga, Maria, Anastasia und Tatiana.

Als Nächstes kam eine fünfte Frau, aufgrund ihrer Körpergröße und dem reiferen Schnitt ihrer Kleidung zweifellos die Zarin. Im Gegensatz zu ihren Töchtern war ihr allerdings von hinten in den Kopf geschossen worden. Das austretende Geschoss hatte ihr, wie in solchen Fällen üblich, die gesamte Stirn weggerissen. Sie war gestorben, dachte Pekkala, als sie versucht hatte, ihre Kinder vor den Kugeln der Mörder zu schützen.

Sie alle waren auf der Stelle tot gewesen. Pekkala versuchte daraus so etwas wie Trost zu schöpfen.

Ihm fiel auf, dass die Frauen anscheinend keinen Widerstand geleistet hatten. Die Schüsse waren sorgfältig plaziert, was nicht möglich gewesen wäre, wenn sich die Opfer zur Wehr gesetzt hätten.

Pekkala kam zum letzten Leichnam.

Die Batterien seiner Taschenlampe wurden immer schwächer. Der Gedanke, sie könnte ganz erlöschen, trieb ihm den Angstschweiß auf die Stirn.

Der letzte Tote war ein Mann. Er lag auf der Seite, durch das Gewicht der anderen Leichen, die man auf ihn geworfen hatte, waren ihm teilweise die Knochen gebrochen worden. Brustkorb und Schlüsselbein waren eingesackt. Unter ihm war der Boden schwarz und ölig.

Der gesamte Körper war mit einer trockenen, gelblich -braunen Schimmelschicht überzogen. Die Knöpfe ragten wie kleine Pilze aus dem Stoffgewebe. Pekkala fuhr mit dem Daumen über den Staub auf der Gürtelschnalle: Der doppelköpfige Adler der Romanows kam zum Vorschein.

Der linke Arm, der aus dem Leichenhaufen herausgestanden hatte, war – wahrscheinlich aufgrund des Sturzes – ebenfalls gebrochen. Der rechte Arm lag angewinkelt vor dem Gesicht, als hätte er versucht, es abzuschirmen. Hatte er den Sturz überlebt und versucht, sich vor den Leichen zu schützen, die nach ihm in die Tiefe geworfen wurden?

Zu seiner Reithose und den hohen Stiefeln trug der Tote eine *Gymnastiorka*, die allerdings so gearbeitet war, dass sie vorn nicht mit Knöpfen, sondern mit Häkchen zu verschließen war. Der Kragen war mit zwei breiten silbernen Brokatbändern verziert. Der gleiche silberne Brokat säumte auch den ursprünglich grün-braunen Rock, der jetzt die Farbe eines verfaulenden Apfels hatte.

Er hatte diesen Rock schon einmal gesehen. Kein Zweifel: Vor ihm lag die Leiche des Zaren. Der Monarch hatte entsprechend den diversen Gattungen des russischen Militärs Dutzende von Uniformen besessen. Diese Uniform, die er zur Inspektion der Garderegimenter anlegte, gehörte zu den bequemsten und damit auch zu seinen Lieblingskleidern.

Vier Schusswunden waren in der Brust deutlich erkennbar. Pekkala betrachtete die verblassten Blutflecke. Am Stoff waren Schmauchspuren zu sehen, was darauf hinwies, dass die Schüsse aus extrem kurzer Entfernung abgegeben worden waren. Vorsichtig nahm Pekkala den Arm des Toten von dessen Gesicht und erwartete, ein zerschmettertes Gesicht zu sehen. Überrascht stellte er fest, dass dem nicht so war. Keine Kugel hatte die *medulla oblongata* durchdrungen. Verwirrt starrte er auf die Überreste des ordentlich gestutzten Barts, die Vertiefung, die einst die Nase gewesen war, die verschrumpelten und über die kräftigen, geraden Zähne zurückgezogenen Lippen.

Unwillkürlich wich Pekkala zurück und sah nach oben, wo sich im Schachteingang die samtene Scheibe des Himmels abzeichnete. In diesem Augenblick sah Pekkala durch die Augen des Zaren die letzten Sekunden seines Lebens, als er hier auf dem Boden des Bergwerksschachts gelegen hatte. Von weit oben stachen Lichtstrahlen auf ihn ein, brachen sich an den feuchten Wänden, überall um ihn herum glitzerten Regentropfen. Und dann sah er die Umrisse seiner Frau und seiner Kinder, die auf ihn herabtaumelten, die Finger wie die Spitzen von Vogelschwingen gespreizt, die Kleider flatternd und schlagend. Pekkala spürte regelrecht, wie sie ihn durchbohrten, und in ihrem Gefolge brach die Nacht herein wie ein schwarzer Komet; er hörte ihre Knochen wie Glas splintern.

Er schüttelte den Alptraum ab und konzentrierte sich auf die Arbeit. Warum, fragte er sich, hatte der Mörder die Frauen per Kopfschuss getötet, das Gesicht des Zaren aber unversehrt gelassen? Der umgekehrte Fall wäre einleuchtender gewesen, vor allem, wenn der Mörder ein Mann gewesen war, wie er vermutete. Hätte man in diesem Fall also nicht annehmen müssen, dass er seinen Geschlechtsgenossen bis zur Unkenntlichkeit verstümmelte?

Plötzlich beschleunigte sich sein Herzschlag. Er war so auf diese Details konzentriert gewesen, dass er eine weitaus wichtigere Tatsache glatt übersehen hatte.

Der Leichnam des Zaren war der letzte im Schacht.

Pekkala ließ den Blick noch einmal aufmerksam über die aufgereihten Frauenleichen schweifen.

Er hatte sich nicht geirrt. Eine Leiche fehlte.

Alexej war nicht unter den Toten.

Jedes Mal, wenn Pekkala an den Jungen dachte, hatte er einen Kloß im Hals. Alexej war ihm von allen Familienmitgliedern immer der liebste gewesen. Die Töchter waren charmant, besonders die älteste, Olga, sie waren auf ihre schwermütige Art sehr schön, aber alle vier hatten sich ihm gegenüber immer sehr distanziert verhalten und ihn meistens ignoriert. Pekkala machte sie nervös, wenn er in seinem schwarzen Mantel über sie auftrug und scheinbar immun war gegen die Albernheiten und die Oberflächlichkeit, die den Großteil ihres Lebens bestimmten. Außerdem mangelte es ihm an der Kultiviertheit, die den endlosen Besucherströmen eigen war, die die Familie Romanow empfing. Die elegant gekleideten Barone, Fürsten und Herzöge – irgendeinen Titel trug jeder von ihnen –, die ihre modischen Bärte zwirbelten und ihre Reden mit französischen Ausrufen garnierten, sahen in Pekkala eben nichts weiter als einen grobschlächtigen Kerl, mit dem sie nichts zu tun haben wollten.

Scheren Sie sich nicht um sie, Pekkala«, sagte Alexej.

Nach Berichten von einer Explosion in den Straßen von Petrograd war Pekkala vom Zaren nach Zarskoje Selo, ins Kaiserliche Dorf südlich der Hauptstadt, bestellt worden.

Als er das Arbeitszimmer des Zaren im Nordflügel des Alexanderpalasts betrat, stürmte eine Menschentraube an ihm vorbei nach draußen, ohne ihn auch nur eines Blickes zu würdigen.

Der Zar saß an seinem Schreibtisch.

Neben ihm saß Alexej, um die Stirn trug er einen weißen Verband mit einer von Rasputin verschriebenen Kräutertinktur.

Alexeys Miene war immer die gleiche – freundlich und traurig zugleich. So oft hatte er schon nahe davorgestanden, an seiner Hämophilie zu sterben, dass der Zar und vor allem Zarin Alexandra von der Krankheit regelrecht besessen schienen. Alexej hätte an jedem kleinen Kratzer, an jeder kleinen Abschürfung, die sich ein Junge tagtäglich zuziehen konnte, verbluten können. Die Bluterkrankheit zwang ihn dazu, so zu leben, als wäre er aus Glas. Und auch die Eltern führten ein Leben, als wären sie so zerbrechlich wie die unzähligen Bernsteinintarsien im Bernsteinzimmer des Katharinenpalasts oder die außergewöhnlich fragilen Fabergé-Eier, die der Zar seiner Frau immer zum Geburtstag schenkte.

Selbst Alexeys Spielkameraden waren von den Eltern sorgfältig danach ausgewählt worden, wie behutsam sie mit ihm umgingen.

Pekkala erinnerte sich an die leisen Makarow-Brüder – dünne, nervöse Jungen mit abstehenden Ohren, die immer die Schultern hoch- und den Kopf einzogen, wie es Jungen taten, wenn sie auf die Explosion eines Feuerwerkskörpers warteten. Trotz seiner Zerbrechlichkeit hatte Alexej sie überlebt, da beide im Krieg gestorben waren.

Ungeachtet aller Vorsichtsmaßnahmen schienen die Eltern jeden Moment zu erwarten, dass ihr Sohn starb. Und in diesem Fall wären sie wohl selbst einfach zu Staub zerfallen.

»Alexej hat recht«, sagte der Zar. »Sie dürfen diese Leute nicht beachten.« Abschätzig deutete er in Richtung der Gäste.

»Sie haben Ihnen nicht die Begrüßung zuteilwerden lassen, die Sie verdient hätten«, sagte Alexej.

»Sie kennen mich nicht«, erwiderte Pekkala.

»Sie Glückspilz!« Der Zar lächelte. Pekkalas Gegenwart schien ihn immer aufzuheitern.

»Aber wir kennen Sie, Pekkala«, sagte Alexej, »und nur das zählt.«

»Also, Pekkala! Schauen Sie sich an, was wir hier haben.« Der Zar zeigte auf ein rotes Taschentuch, das auf dem Schreibtisch lag und neben den ordentlich aufgereihten Stiften, den Scheren, dem Tintenfass und dem Brieföffner mit Jadegriff völlig fehl am Platz wirkte. Der Zar achtete immer darauf, dass auf seinem Schreibtisch penible Ordnung herrschte. Sprach er in seinem Arbeitszimmer mit Leuten, die er nicht mochte, konnte es geschehen, dass er sich gut und gern eine Minute Zeit ließ, um diese Gegenstände neu auszurichten, als hinge von einem Millimeter hin oder her seine geistige Gesundheit ab.

Mit der schwungvollen Handbewegung eines Zauberers zog der Zar das Taschentuch fort.

Darunter kam etwas zum Vorschein, was für Pekkala wie ein komisches großes Ei aussah. Nur leuchtete es in flammendem Grün, Rot und Orange. Vielleicht wieder eines von Fabergés Kunstwerken?

»Was halten Sie davon, Pekkala?«, fragte der Zar.

Pekkala wusste, wie er mit diesen Spielchen umzugehen hatte. »Mir kommt es vor wie ...« Er zögerte.

»... eine Zauberbohne.«

Der Zar brach in schallendes Gelächter aus.

Auch Alexej lachte, aber wie immer legte er dazu den Kopf schief und hielt sich die Hand vor den Mund.

»Zauberbohne!«, rief der Zar. »Mehr muss ich gar nicht wissen.«

»Es ist eine Mango«, sagte Alexej. »Die Leute, die gerade hier waren, haben sie uns zum Geschenk gemacht. Sie ist mit den schnellsten Schiffen und Zügen aus Südamerika gebracht worden. Nach allem, was sie gesagt haben, hing sie vor nicht ganz drei Wochen noch an einem Baum.«

»Eine Mango«, sagte Pekkala und versuchte sich zu erinnern, ob er das Wort schon einmal gehört hatte.

»Es ist eine Art Obst«, sagte der Zar.

»Pekkala hat keine Zeit für Mangos«, sagte Alexej und versuchte zu lächeln.

»Es sei denn«, und Pekkala hob den Finger, »sie hat sich eines Verbrechens schuldig gemacht.«

»Eines Verbrechens schuldig gemacht!«, lachte der Zar.

Pekkala streckte die Hand aus, und nachdem der Zar ihm die Frucht gegeben hatte, tat er so, als würde er sie eingehend studieren. »Verdächtig«, murmelte er. »Höchst verdächtig.«

Alexej wippte vergnügt mit seinem Stuhl.

»Gut«, sagte der Zar, »dann gibt es die Höchststrafe. Uns bleibt nichts anderes übrig.« Er öffnete eine Schublade und holte ein großes Taschenmesser mit Hirschhorngriff heraus.

Der Zar ließ die Klinge aufsnappen. Er nahm die Frucht in die Hand und schnitt die leuchtende Schale auf. Das Fruchtfleisch war tieforange. Sorgfältig schnitt er die Mango auf und reichte Pekkala und dann Alexej einen Schnitz, bevor er sich selbst einen nahm.

Schweigend kosteten sie das Obst.

Das kühle, süße Fruchtfleisch schien Pekkala im Mund herumzuspringen. Unwillkürlich entfuhr ihm anerkennende Laute.

»Pekkala schmeckt es«, sagte Alexej.

»Ja«, bestätigte Pekkala. Über die Schulter des Zaren sah er, wie Schnee auf das Palastgelände niederging.

Sie aßen die Mango auf.

Der Zar wischte die Messerklinge mit dem roten Taschentuch sauber und legte es zurück in die Schreibtischschublade. Als er wieder zu Pekkala aufsah, war von seiner bisherigen Fröhlichkeit nichts mehr zu spüren. Die Probleme der Welt waren wieder in den Fokus gerückt.

Er hatte bereits angenommen, dass die Berichte über ein Attentat in Petrograd der Wahrheit entsprachen. Und obwohl der Zar nicht wusste, wer umgebracht worden war, so hatte er keinerlei Zweifel, dass es jemanden erwischt hatte, der ihm treu ergeben war. Es war, als könnte er den zerfetzten Leichnam des Ministers Orlow vor sich sehen, der, wie er später erfuhr, dem Anschlag zum Opfer gefallen und dabei so verstümmelt worden war, dass die nackten, weißen Rückenwirbel neben dem Brustkorb gelegen hatten.

Solche Anschläge häuften sich.

Gleichgültig, wie viele terroristische Verschwörungen aufgedeckt wurden, immer schien es welche zu geben, die ihnen entgingen.

»Ich wünsche nicht über die neuesten Unannehmlichkeiten in Petrograd zu reden«, sagte der Zar. Es war mehr eine Bitte als ein Befehl. Müde legte er das Gesicht in die Hände und massierte sich mit den Fingerspitzen die geschlossenen Lider. »Wir befassen uns später damit.«

»Ja, Exzellenz.«

Alexej, der vom eigentlichen Grund für Pekkalas Besuch nichts wusste, lächelte ihn immer noch an. Pekkala zwinkerte ihm zu.

Alexej zwinkerte zurück.

Pekkala machte drei Schritte rückwärts, drehte sich um und wollte zur Tür.

»Pekkala!«, rief der Zar.

Pekkala blieb stehen, wandte sich erneut um und wartete.

»Dass Sie aber nur ja immer der bleiben, der Sie sind!«, sagte der Zar.

»Ja, immer!«, rief Alexej.

Daraufhin verließ Pekkala das Arbeitszimmer des Zaren, schloss hinter sich die Tür und hörte Alexej noch sagen:

»Warum lächelt Pekkala nie, Papa?«

Pekkala wartete kurz. Er wollte die beiden nicht belauschen, aber die Frage hatte ihn überrascht. Er hielt sich nicht für jemanden, der niemals lächelte.

»Pekkala ist ein ernster Mensch«, erwiderte der Zar. »Er hat einen sehr besonnenen Blick auf die Welt. Für die Spielereien, mit denen wir uns vergnügen, fehlt ihm die Zeit.«

»Ist er unglücklich?«, fragte Alexej.

»Nein, ich glaube nicht. Er behält seine Gefühle nur für sich.«

»Warum hast du ihn zu deinem Sonderermittler bestimmt? Warum nicht irgendeinen anderen Polizisten der Ochrana oder der Gendarmerie?«

Pekkala sah sich im leeren Korridor um. Aus entfernten Räumen drang Gelächter. Freilich hätte er gehen sollen, aber Alexeys Frage hatte auch er sich schon oft gestellt. Wenn er jetzt nicht die Antwort hörte, würde er sie vermutlich nie mehr erfahren. Also blieb er, wagte kaum zu atmen und strengte sich an, ihre Worte zu verstehen, die durch die dicke Tür gedämpft wurden.

»Ein Mann wie Pekkala«, sagte der Zar, »erkennt sein eigenes Potenzial nicht. Das war mir klar, als ich ihn zum ersten Mal sah. Verstehst du, Alexej, für Leute wie uns ist es nötig, dass wir mit einem einzigen Blick erkennen, mit wem wir es zu tun haben. Wir müssen wissen, ob wir jemandem trauen dürfen oder uns von ihm fernhalten müssen. Was jemand tut, ist wichtiger als das, was er sagt. Ich bekam mit, wie Pekkala sich weigerte, mit dem Pferd über ein Stacheldrahthindernis zu springen, das ein sadistischer Ausbilder hatte aufbauen lassen. Ich sah, wie er sich benahm, als der Feldwebel ihn zusammenstauchte. Und weißt du, er hat dabei nicht die geringste Angst gezeigt. Wäre ich nicht zufällig anwesend gewesen, hätte der Feldwebel Pekkala wegen Befehlsverweigerung aus dem Dienst entlassen. Und Pekkala wäre es egal gewesen.«

»Aber warum?«, fragte Alexej. »Wenn es ihm nicht wichtig war, dem Regiment anzugehören ...«

»Doch, doch, es war ihm wichtig, aber nur zu seinen Bedingungen. Die meisten Kadetten hätten einfach das Pferd zuschanden geritten und das getan, was ihnen befohlen wurde.«

»Aber ist das nicht wichtig?«, fragte Alexej. »Dass man unbedingten Gehorsam zeigt?«

»Manchmal ja, aber nicht für das, was mir so vorschwebte.«

»Du meinst, du hast ihn ausgewählt, weil er vielleicht nicht das tut, was ihm befohlen wird?«

»Alexej, ich habe jemanden gebraucht, der sein Verständnis von richtig und falsch nicht einfach so aufgibt, egal, wie sehr er bedroht oder bestochen wird. Jemandem wie Pekkala wird das nie passieren.«

»Aber warum nicht?«

»Weil es ihm einfach nicht passieren wird. Männer wie er, Alexej, sind dünn gesät, man findet kaum einen unter einer Million, aber wenn einer vor dir steht, erkennst du ihn auf den ersten Blick.«

»Warum macht er diese Arbeit?«, fragte Alexej. »Glaubst du, er genießt das Leben?«

»Es ist keine Frage des Genießens«, erwiderte der Zar. »Er ist dafür geschaffen, so wie ein Windhund fürs Laufen geschaffen ist. Er macht das, wofür er auf diese Welt gekommen ist, weil er weiß, dass es wichtig ist.«

Pekkala musste an seinen Vater denken, der eine Arbeit verrichtete, die sonst keiner machen wollte. In den vergangenen Monaten hatten ihn die außerordentlichen Zufälle, die dazu geführt hatten, dass er für den Zaren arbeitete, immer wieder in grenzenloses Erstaunen versetzt. Jetzt aber, als er diese Worte hörte, erschien ihm das, was er als Ergebnis unwahrscheinlicher Zufälle erachtet hatte, geradezu als unausweichlich.

»Brauchst du wirklich jemanden wie ihn?«, fragte Alexej.

»Tatsache ist leider, dass die Ochrana voller Spitzel ist. Genau wie die Gendarmerie. Die beiden Einrichtungen bespitzeln sich gegenseitig. Wir schleusen Spitzel in die Reihen der Terroristen ein. Wir schaffen sogar Spionageringe, die scheinbar gegen uns arbeiten, in Wirklichkeit aber von der Regierung gesteuert werden. Die Täuschungen nehmen kein Ende. Wenn die Menschen an dem Punkt sind, an dem sie nicht mehr erwarten, von vertrauenswürdigen Leuten regiert zu werden, ist dieses Land dem Untergang geweiht. Unter diesen Umständen, Alexej, braucht das Volk einen Menschen, von dem es weiß, dass es sich auf ihn verlassen kann.«

»Mehr noch als auf dich, Papa?«

»Das hoffe ich natürlich nicht«, erwiderte der Zar. »Aber die Antwort lautet trotzdem ja.«

Alles in Ordnung?«, hallte Kirows Stimme in den Schacht hinunter.

Pekkala sah nach oben. Anton und Kirow zeichneten sich wie Scherenschnitte ab, als sie sich über die Schachthöffnung beugten. »Es geht mir gut«, sagte er stockend.

»Sind sie es?«, fragte Anton.

»Ja, aber einer fehlt.« Bis jetzt hatte Pekkala nur drei Möglichkeiten in Betracht gezogen. Erstens: Es gab keine Leichen. Zweitens: Es gab Leichen, aber es handelte sich nicht um die Romanows. Drittens: Er würde tatsächlich die Romanows am Grund des Bergwerksschachts finden. Die Möglichkeit, dass eines der Familienmitglieder fehlen könnte, war ihm nie in den Sinn gekommen.

»Einer fehlt?«, schrie Kirow. »Wer?«

»Alexej«, rief Pekkala.

Das Licht der Taschenlampe war fast erloschen, der kupferfarbene Schein drang kaum noch über die Linse hinaus. Die Dunkelheit kroch von allen Seiten näher.

»Bist du dir sicher?«, fragte Anton. Seine Stimme wurde durch den Schacht wie in einem Megaphon verstärkt.

Pekkala sah zu dem verschütteten Stolleneingang. »Ja. Ziemlich sicher.« Selbst wenn Alexej den Sturz überlebt haben sollte, hätte er es nie in den Stollen geschafft. Außerdem wäre der junge Mann als Bluter an seinen Verletzungen sehr schnell gestorben.

Die Stimmen der beiden Männer, die sich etwas zuflüsterten, klang für Pekkala wie das Zischeln von Schlangen.

»Wir ziehen dich hoch!«, rief Anton.

Kurz darauf wurde der Motor des Emka angelassen.

»Halt dich am Seil fest«, rief Anton. »Kirow wird langsam zurückstoßen. Wir holen dich raus.«

Flackernd strich das Taschenlampenlicht über die Wände und warf Schatten, die wie Geister aus den Felsen traten.

Pekkala griff nach dem Seil.

»Bereit?«, fragte Anton.

»Ja«, antwortete er.

Der Motor heulte auf, und Pekkala wurde langsam nach oben gezogen. Er sah zu den Leichen zurück, die er der Reihe nach abgelegt hatte. Ihre Münder standen weit offen – ein lautloser, schauerhafter Chor.

Ans Seil geklammert, schritt Pekkala die senkrechten Schachtwände hinauf. Schließlich, als er fast oben war, winkte Anton Kirow zu. Der Wagen kam zum Stehen. Anton streckte ihm die Hand entgegen.

»Halt dich fest«, sagte er.

Pekkala zögerte.

»Wenn ich dich umbringen wollte«, sagte Anton, »hätte ich das längst tun können.«

Pekkala löste eine Hand vom Seil und ergriff den Unterarm seines Bruders.

Und Anton hievte ihn aus dem Schacht.

Kirow wickelte das Seil auf, Pekkala ging zum Wagen und lehnte sich mit verschränkten Armen gegen die Kühlerhaube.

Anton bot ihm seinen Flachmann mit dem Samahonka an.

Pekkala schüttelte den Kopf. »Dir ist klar«, sagte er, »dass wir jetzt zwei Ermittlungen haben. Zum einen die Suche nach den Mördern der Romanows, zum anderen die Suche nach dem Zarewitsch. Vielleicht ist er noch am Leben.«

Anton zuckte mit den Schultern und genehmigte sich einen Schluck. »Alles ist möglich«, murmelte er.

»Ich werde dir helfen, Alexeys Leiche zu finden«, sagte Pekkala. »Sollte sich aber herausstellen, dass er noch lebt, musst du dir einen anderen suchen, der ihn dir aufspürt.«

»Was soll das heißen?«

»Das heißt, ich werde dir nicht Alexej liefern, damit du ihn exekutieren oder lebenslänglich hinter Gitter bringen kannst.«

»Ich muss dir was sagen.« Anton schob sich den Flachmann in die Tasche. »Vielleicht änderst du dann deine Meinung.«

»Das bezweifle ich«, erwiderte Pekkala.

»Hör zu«, sagte Anton. »Seit Jahren jagen wir Gerüchten hinterher, dass manche Romanows noch am Leben wären. Wir sind uns bewusst, dass an diesen Gerüchten etwas dran sein könnte. Genosse Stalin hat die Absicht geäußert, allen aus der unmittelbaren Zarenfamilie, die noch am Leben sind, Amnestie zu gewähren.«

»Und das soll ich dir glauben?«, sagte Pekkala.

»Ich habe dir gesagt, dass Moskau nie vorhatte, alle Romanows umzubringen. Der Zar hätte vor Gericht gestellt werden sollen, er wäre für schuldig befunden und, zugegeben, mit ziemlicher Sicherheit hingerichtet worden. Aber keiner hatte jemals vor, die ganze Familie auszulöschen. Sie wären als Verhandlungspfand zu gebrauchen gewesen. Sie waren viel zu wertvoll, um sie einfach umzubringen.«

»Aber Moskau hat doch schon verkündet, dass die gesamte Familie getötet wurde«, sagte Pekkala. »Warum sollte Stalin eingestehen, dass ihm ein Fehler unterlaufen ist? Es wäre sehr viel naheliegender, den Zarewitsch zu töten, statt zuzugeben, dass er sich getäuscht oder gar gelogen hat.«

»Vielleicht hatte einer aus der Wachmannschaft Mitleid mit Alexej. Vielleicht wurde er vor der Hinrichtung gerettet und irgendwo versteckt, bis er in Sicherheit gebracht werden konnte. In diesem Fall hätte niemand gelogen. Moskau könnte sagen, man sei nur falsch unterrichtet worden. Wenn Stalin Alexej am Leben lässt, würde das bedeuten, dass wir keine Angst vor unserer Vergangenheit mehr hätten. Die Romanows werden dieses Land nie wieder regieren. Alexej stellt keine Bedrohung mehr dar, und deshalb ist er für uns lebend mehr wert als tot.«

Kirow hatte das Abschleppseil im Wagen verstaut, er schloss den Kofferraum und kam zu den beiden Brüdern. Er sagte nichts, aber es war klar, dass er ihr Gespräch mit angehört hatte.

»Was denken Sie?«, fragte Pekkala.

Kirow schien die Frage zu überraschen. Er dachte kurz darüber nach, bevor er antwortete. »Tot oder lebend, Alexej ist jetzt auch nur noch ein Mensch. Genau wie Sie und ich.«

»Nichts anderes hatte der Zar für ihn gewollt«, sagte Pekkala. »Und nichts anderes hatte er für sich selbst gewollt.«

»Und was meinst du dazu?«, fragte Anton und klatschte seinem Bruder auf den Arm.

Trotz seines instinktiven Misstrauens konnte Pekkala nicht abstreiten, dass das Amnestieangebot ein wichtiges Zeichen war. Nur eine selbstbewusste Regierung war zu einer solchen Geste gegenüber dem früheren Feind imstande. Stalin hatte recht. Die Welt würde aufhorchen.

Was für eine verführerische Vorstellung, Alexej könnte noch am Leben sein. Pekkala versuchte das Gefühl zu ersticken – er wusste nur allzu gut, wie gefährlich es war, etwas zu sehr zu wollen. Es konnte das Urteilsvermögen trüben. Ihn verletzlich machen. In diesem Moment aber, in dem er noch den bitteren Geruch der Toten auf der Zunge hatte, überwog das Pflichtgefühl gegenüber dem Zarewitsch.

»Gut«, sagte Pekkala. »Ich werde dir helfen, Alexej zu finden.«

»Wohin jetzt, Chef?«, fragte Kirow.

»Nach Wodowenko. In die Irrenanstalt«, sagte Pekkala. »Offensichtlich ist unser Verrückter doch nicht so verrückt, wie alle glauben.«

Mittlerweile war Swerdlowsk in Sichtweite, in der Ferne erhob sich die goldene Zwiebelkuppel der Kirche. Als sie auf die in die Stadt führende Hauptstraße trafen, bogen sie nicht ab, sondern fuhren weiter nach Süden in Richtung Wodowenko und hielten dann in den Außenbezirken der Stadt nur kurz an, um in einem Tanklager Benzin zu requirieren.

Das Lager bestand aus nicht mehr als einem umzäunten Bereich mit einer Hütte, um die herum verdreckte gelbe Treibstofffässer gelagert waren. Das Tor stand offen, und als der Emka vorfuhr, erschien der Leiter aus der Hütte und wischte sich die Hände an einem Lumpen ab. Er trug einen an den Knien zerrissenen und mit Ölflecken übersäten Blaumann.

»Willkommen im Swerdlowsker Regionalzentrum für Transport«, begrüßte er sie wenig freundlich und schlurfte durch Pfützen, auf denen ausgelaufenes Benzin in allen Regenbogenfarben schillerte. »Wir sind auch das Regionalzentrum für Kommunikation.« Er zeigte auf ein verbeultes Telefon, das in der Hütte an die Wand genagelt war. »Wollen Sie auch den Titel hören, den man mir verliehen hat, damit ich mich um das alles hier kümmerge? Es würde fünf Minuten dauern, um ihn aufzusagen.«

»Wir wollen nur Benzin.« Anton zog eine Reihe von rostroten Benzinkupons aus der Tasche, zählte sie geschwind ab wie ein Kassierer in einer Bank und reichte sie ihm.

Ohne sie überhaupt anzusehen, warf der Mann sie in ein Fass mit alten Motorteilen und Öllumpen, bevor er sich am Benzinfass mit seiner Handpumpe zu schaffen machte. Mit der Pumpe baute er Druck im Fass auf, dann griff er sich den schweren Stutzen und begann den Emka aufzutanken. »Wo wollen Sie denn hin? Viele kommen hier nicht mehr mit einem Wagen durch. Die meisten nehmen heutzutage die Bahn.«

»Zur Irrenanstalt in Wodowenko«, erwiderte Kirow.

Der Tankwart nickte. »Und auf welcher Route?«

»Die Straße nach Süden führt direkt dorthin«, kam es von Kirow.

»Aha«, flüsterte der andere. »Verständlich, aber falsch. Aber Sie sind ja auch nicht von hier.«

»Was soll das heißen – falsch?«

»Sie werden feststellen, dass es die Straße ... äh ... nicht gibt.«

»Was soll das?«, fragte Anton. »Ich habe sie auf der Karte gesehen.«

»Na ja, es gibt sie schon«, versicherte der Tankwart. »Nur, im Süden ist kein Land mehr.«

»Kein Land mehr? Haben Sie jetzt ganz den Verstand verloren?«

»Haben Sie die Karte bei sich?«, fragte der Tankwart.

»Ja.«

»Werfen Sie mal einen Blick darauf, dann sehen Sie, was ich meine.«

Anton breitete auf der Motorhaube die Karte aus. Es dauerte etwas, bis er sich orientiert hatte.

»Hier ist die Straße«, sagte Anton und fuhr sie mit dem Finger entlang.

Der Tankwart deutete mit seinem dieselverschmierten Finger auf eine große weiße Fläche südlich der Stadt, auf der die dunkelblaue Linie der Straße zu einer gepunkteten Linie wurde.

»Das ist mir vorher nicht aufgefallen«, sagte Anton. »Was bedeutet das?«

Dem Tankwart war anzusehen, dass er es zwar wusste, aber nicht die geringste Absicht hatte, damit herauszurücken. »Fahren Sie außen herum«, sagte er und deutete auf eine andere Straße, die sich erst nach Süden schlängelte, bevor sie in weitem Bogen um die weiße Fläche herum- und nach Wodowenko führte.

»Aber das wird Tage dauern!«, protestierte Anton. »So viel Zeit haben wir nicht.«

»Wie Sie wollen«, erwiderte der Tankwart.

»Was verschweigen Sie uns?«, fragte Pekkala.

Der Tankwart hievte einen weiteren Benzinkanister hoch und wuchtete ihn Pekkala auf die Arme. »Nehmen Sie den auch noch mit, für alle Fälle«, sagte er.

Am Spätnachmittag erreichten sie den Rand der großen Leere auf der Karte; sie kamen an eine Straßensperre, die aus einem Baumstamm auf zwei Holzböcken bestand. Neben der Straße war eine kleine Hütte errichtet.

Ein Wachmann stand mitten auf der Straße und signalisierte mit erhobenem Arm, dass sie anhalten sollten. In der anderen Hand hielt er einen Revolver. Die enganliegenden Ohren des Wachmanns verliehen ihm das Aussehen eines Greifvogels. Am Kragen trug er die roten rechteckigen Abzeichen eines Offiziers.

Ein zweiter döste in der dunklen Hütte. Er hatte die Arme verschränkt, der Kopf war ihm auf die Brust gefallen.

Pekkala fiel auf, dass die Felder hinter der Straßensperre bewirtschaftet waren. In der Ferne schimmerten in der Sonne die gedeckten Dächer eines Dorfes.

Auch Anton hatte es gesehen. »Laut der Karte gibt es dieses Dorf nicht«, sagte er.

Kirow hielt an, ließ aber den Motor laufen.

Der Offizier kam ans Fahrerfenster. »Aussteigen«, sagte er. »Alle drei.«

Der zweite Wachmann – er hatte große, tiefliegende Augen und einen üppigen dunklen Vollbart – war mittlerweile aus der Hütte gekommen. Er schnallte sich den Revolvergürtel um und trat zu seinem Gefährten am Wagen.

Anton, Pekkala und Kirow standen am Straßenrand, während die beiden Wachleute den Wagen durchsuchten. Sie schraubten die Benzinkanister auf und schnüffelten am Inhalt. Sie inspizierten die militärischen Verpflegungsrationen, betasteten das aufgeschossene Hanfseil. Als sie nichts fanden, wandte sich der erste Wachmann an die drei Männer. »Sie haben sich verfahren«, sagte er.

»Nein«, erwiderte Kirow. »Wir wollen nach Wodowenko.«

»Ich habe nicht gefragt, ob Sie sich verfahren haben. Ich habe es Ihnen gesagt.«

»Warum ist davon nichts auf der Karte verzeichnet?«, fragte Anton.

»Es ist mir nicht gestattet, auf diese Frage zu antworten«, sagte der Offizier. »Es ist noch nicht einmal gestattet, diese Frage zu stellen.«

»Aber wie soll es jetzt weitergehen?«, fragte Anton. »Das ist die einzige Straße nach Süden.«

»Sie werden umkehren«, antwortete der Offizier. »Fahren Sie wieder zurück. Irgendwann kommen Sie an eine Kreuzung, dort können Sie nach Norden abbiegen. Und dann« – er machte eine schlängelnde Handbewegung – »treffen Sie nach einer Weile auf eine andere Straße, die nach Osten führt.«

»Das wird Stunden dauern!«, sagte Kirow.

»Je früher Sie sich also auf den Weg machen ...«

Anton wühlte in der Innentasche seines Rocks.

Der zweite Wachmann schlug langsam die Lasche seines Revolverholsters auf.

Anton brachte einige dünne wächserne, fast durchscheinende Blätter zum Vorschein, von denen das letzte unten auf der Seite mit Tinte unterzeichnet war, die sich durch das Papier gedrückt hatte. »Lesen Sie das!«, sagte er.

Der Offizier riss ihm die Blätter aus der Hand. Dann ging sein Blick nacheinander zu den drei Männern.

Geduldig brummte der Motor des Emka vor sich hin und stieß seine Abgase aus.

Der zweite Wachmann sah dem Offizier über die Schulter und las ebenfalls die Befehle, die Anton ihnen gegeben hatte. Plötzlich schnappte er nach Luft. »Das Smaragdauge«, entfuhr es ihm.

An einem späten Septembernachmittag wurde Pekkala in den Katharinenpalast auf dem Gelände des Zarskoje Selo gerufen.

Er traf spät ein. Am Nachmittag hatte er im Prozess gegen Grodek ausgesagt. Die Anhörung hatte länger als erwartet gedauert. Als er endlich aus dem Zeugenstand entlassen wurde, war er längst überfällig.

Er nahm an, dass der Zar nicht auf ihn warten würde, sondern sich bereits in seine Gemächer zurückgezogen hatte. Da er keinerlei Möglichkeit hatte, dies in Erfahrung zu bringen, und auch sonst nicht wusste, was der Zar von ihm wollte, fuhr Pekkala für alle Fälle trotzdem hinaus. In seinen zwei Jahren als Sonderermittler des Zaren war es häufig geschehen, dass er den Zweck seines Besuchs erst nach dem Eintreffen erfahren hatte. Der Zar mochte es nicht, wenn man ihn warten ließ. Er achtete sehr auf Disziplin, seine Tage gehorchten einem rigorosen Zeitplan, dem sich Konferenzen, Mahlzeiten, körperliche Betätigung und Zeit mit der Familie unterzuordnen hatten. Wer diesen Ablauf störte, durfte nicht auf sonderlich viel Verständnis hoffen.

Zu Pekkalas Überraschung teilte ihm der Diener, der ihm im Katharinenpalast entgegenkam, mit, dass der Zar auf ihn warte und ihn – die nächste Überraschung – im Bernsteinzimmer empfangen wolle. Das Bernsteinzimmer war einmalig auf der Welt. Manche hatten es sogar als das achte Weltwunder bezeichnet. Nur wenige Menschen außerhalb der unmittelbaren Familie durften es betreten. Das Zimmer war nicht groß, etwas mehr als sechs Schritt breit und zehn Schritt lang, und so hoch wie zwei große Männer. Auch hatte man dort im Gegensatz zu anderen Räumen im Katharinenpalast keine grandiose Aussicht. Was es einzigartig machte, waren die Wände, die vom Boden bis zur Decke mit über einer halben Million Bernsteinintarsien vertäfelt waren. In den Holzmosaiken auf dem Boden spiegelte sich diese schwindelerregende Zusammenstellung, und in einem Glasschrank in einer Ecke waren Schmuckstücke ausgestellt, die ebenfalls aus dem fossilen Harz hergestellt waren – Zigarrenkisten, Spieldosen, Haarbürsten und ein kompletter Satz Schachfiguren.

Wenn Licht durch die Fenster fiel, glühten die Wände aus sich heraus und erstrahlten in einem warmen Licht. In solchen Augenblicken erschienen die Bernsteinwände fast wie ein Fenster in eine Welt fortwährenden Sonnenuntergangs.

Obwohl Pekkala häufig von den unschätzbaren Besitztümern des Zaren umgeben war, trachtete er nicht danach. Er war in einem Haus aufgewachsen, in dem Schönheit in der Einfachheit lag. Werkzeuge, Möbel, Besteck wurden geschätzt, weil sie nichts Verspieltes an sich hatten. Vieles, was der Zar besaß, erschien Pekkala einfach nur unpraktisch.

Pekkalas mangelndes Interesse am Reichtum verwirrte den Zaren. Er war es gewohnt, dass die Menschen neidisch waren; dass Pekkala nicht den geringsten Neid zeigte, wollte dem Zaren nicht in den Kopf. Gelegentlich versuchte er Pekkalas Interesse an den Elfenbein- oder Ebenholzintarsien eines Tisches zu wecken oder an den Damaszenerläufen zweier Duellpistolen, er ging sogar so weit, sie Pekkala als Geschenk anzudienen. Gewöhnlich lehnte Pekkala solche Offerten ab, er nahm nur kleine Gefälligkeiten an, und auch dann nur, wenn der Zar ein Nein partout nicht akzeptierte. Letztlich war es der Zar, der neidisch auf Pekkala war – nicht wegen der Dinge, die er besaß, sondern wegen jener, derer er nicht bedurfte.

Das Bernsteinzimmer allerdings stellte alle anderen Schätzen des Zaren in den Schatten. Selbst Pekkala konnte sich seinem Zauber nicht entziehen.

Er durchquerte das weiße und das karmesinrote Speisezimmer, dabei fiel ihm ein großer Mann in Uniform auf, der gerade aus dem Bernsteinzimmer kam, hinter sich die Tür schloss und mit federnden Schritten durch die Porträtgalerie ging.

Pekkala bemerkte den makellosen Sitz der maßgeschneiderten Uniform und den leicht o-beinigen Gang des Kavallerieoffiziers. Der Mann hatte ein hageres Gesicht, das von einem steifen, gewichsten Bart noch betont wurde.

Er ging direkt an Pekkala vorbei, ohne ihn zu grüßen, schien sich dann aber eines Besseren zu besinnen, blieb stehen und drehte sich um. »Pekkala?«, sprach er ihn an.

Pekkala zog die Augenbrauen hoch und wartete, dass der andere sich vorstellte.

»Major Koltschak!«, sagte der Mann lauter, als es in der engen Galerie nötig gewesen wäre. Er streckte ihm die Hand hin. »Freut mich, dass wir die Gelegenheit haben, uns kennenzulernen.«

»Major«, sagte Pekkala und schüttelte ihm die Hand. Er wollte ihn nicht beleidigen, indem er ihm sagte, dass er von ihm noch nie gehört habe.

»Sie werden erwartet, nehme ich an.« Mit einem Nicken wies Koltschak in Richtung Bernsteinzimmer. Pekkala bejahte. Der Major nickte nur und verabschiedete sich.

Pekkala klopfte an und trat ein.

Ohne das einfallende Sonnenlicht erschienen die Bernsteinwände fleckig und stumpf. Ihm war, als wäre er in eine Höhle getreten, nicht in ein Zimmer des Katharinenpalastes.

Der Zar saß auf einem Stuhl am Fenster. Daneben stand ein kleiner Tisch, auf dem eine Kerze brannte – der Kerzenhalter hatte die Gestalt eines Hundes, der den Mond anheulte und in dessen Gebiss die Kerze steckte. Daneben lagen, ordentlich übereinander, zwei Bücher.

Nur im schmalen Bereich des Kerzenscheins schien der Bernstein zu glühen. Der Zar selbst hatte eher etwas von einer in der Dunkelheit schwebenden geisterhaften Erscheinung an sich. Auf seinem Schoß lag ein Stapel Dokumente – nichts Ungewöhnliches, da er sein eigener Sekretär war. Was jedoch auch bedeutete, dass er oft genug mit der Schreibarbeit überlastet war.

»Sie haben Major Koltschak getroffen?«, fragte der Zar.

»Kurz«, erwiderte Pekkala.

»Koltschak ist ein äußerst findiger Mann. Ich habe ihn mit der ungewöhnlichen Aufgabe betraut, für die Sicherheit meiner privaten Finanzrücklagen zu sorgen. Wir haben uns darauf geeinigt, sie im Notfall an einem Ort zu verstecken, wo sie, so Gott will, nicht gefunden werden.« Der Zar hob den Dokumentenstapel an und ließ ihn wieder in seinen Schoß fallen. »Also«, sagte er. »Sie kommen spät.«

»Ich entschuldige mich, Exzellenz«, sagte Pekkala und wollte bereits zu einer Erklärung ansetzen, doch der Zar fiel ihm ins Wort.

»Wie war die Gerichtsverhandlung?«

»Lang, Exzellenz.«

Der Zar deutete zu den beiden Büchern. »Ich habe etwas für Sie.«

Bei näherer Betrachtung bemerkte Pekkala, dass es gar keine Bücher waren, sondern Holzkästchen.

»Los, öffnen Sie sie«, sagte der Zar.

Pekkala nahm das obere, etwas kleinere Kästchen zur Hand. Er machte es auf, und sein Blick fiel auf jenen Gegenstand, der in den Folgejahren zu seinem Markenzeichen werden sollte.

»Ich habe beschlossen«, sagte der Zar, »dass der Titel eines Sonderermittlers ungenügend ist. Er bringt in keiner Weise die Gewichtigkeit Ihrer Stellung zum Ausdruck. Es gibt andere Sonderermittler bei der Polizei, aber niemanden in einer Position wie der Ihren. Mein Großvater hat die Gendarmerie gegründet, mein Vater die Ochran. Und Sie sind meine Schöpfung. Sie sind einzigartig, Pekkala, und deshalb werden Sie von nun an dieses Abzeichen tragen. Wie anderen ist auch mir der silbrige Schimmer in Ihrem Blick aufgefallen. Etwas Ähnliches ist mir noch nie untergekommen. Man könnte glatt meinen, Sie litten an einer Form von Blindheit.«

»Nein, Exzellenz. Mein Augenlicht ist nicht beeinträchtigt. Aber ich weiß, was Sie meinen.« Pekkala fasste sich ans Auge. »Ich habe keine Ahnung, was der Grund dafür ist.«

»Nennen wir es Schicksal«, sagte der Zar. Er erhob sich, nahm das Abzeichen vom Samtkissen und heftete es Pekkala ans rechte Revers. »Von nun an werden Sie als das Smaragdauge bekannt sein. Sie werden bei der Ausübung Ihrer Pflichten höchste Befehlsgewalt innehaben. Man wird keinerlei Geheimnisse vor Ihnen haben. Es gibt keine Tür, durch die sie nicht unangekündigt treten können. Sie

können jegliches Transportmittel requirieren, wenn Sie es für nötig halten. Es steht Ihnen frei, zu kommen und zu gehen, wann und wo es Ihnen beliebt. Sie können jeden verhaften, wenn Sie ihn eines Verbrechens verdächtigen. Sogar mich.«

»Exzellenz ...«, begann er.

Der Zar brachte ihn mit erhobener Hand zum Schweigen. »Es kann keine Ausnahmen geben, Pekkala. Sonst wäre das alles sinnlos. Ich vertraue Ihnen die Sicherheit des Landes und auch mein Leben und das meiner Familie an. Damit kommen wir zu diesem zweiten Kästchen hier.«

Der Zar legte das erste Kästchen weg und öffnete das größere Kästchen auf dem Beistelltisch. Darin lag der mit einem Messinggriff versehene Webley-Revolver.

»Ein Geschenk meines Vetters George des Fünften.«

Pekkala hatte an der Wand im Arbeitszimmer des Zaren ein Bild der beiden gesehen – der englische König und der russische Zar, zwei der mächtigsten Männer der Welt. Das Foto war in England aufgenommen worden, beide Männer trugen Seglerkleidung, da der Zar kurz zuvor auf seiner Jacht, der Standard, dort angelegt hatte. Die beiden Männer sahen sich überaus ähnlich. Gesichtsausdruck, Kopfform, Bart, Nase und Ohren waren bei beiden auffällig gleich. Nur in den Augen unterschieden sie sich, die des Königs waren runder als die des Zaren.

»Nur zu«, sagte der Zar. »Nehmen Sie ihn heraus.«

Pekkala hob den Revolver vorsichtig aus der Schatulle. Er war schwer, lag aber gut in der Hand. Der Messinggriff fühlte sich kalt an.

»Die Zarin möchte ihn nicht um sich haben«, sagte der Zar. »Sie meint, er wäre für einen Mann wie mich zu ›grausam‹, was immer das heißen mag.«

Pekkala wusste genau, was ein Ausdruck wie dieser bedeutete, wenn er aus dem Mund einer Frau wie der Zarin kam, und auch der Zar wusste es wahrscheinlich.

»Von ihr stammt auch die Idee, Ihnen die Waffe zu schenken. Und wissen Sie, was ich ihr gesagt habe? Ich sagte, für einen Mann wie Pekkala ist er vielleicht nicht ›grausam‹ genug.« Der Zar lachte, plötzlich aber wurde er sehr ernst. »Die Wahrheit ist, Pekkala, wenn meine Feinde mir so nahe kommen, dass ich eine Waffe wie diese einsetzen müsste, dann wäre es bereits zu spät. Deshalb sollte sie Ihnen gehören.«

»Der Revolver ist sehr schön, Exzellenz, aber Sie wissen, was ich von Geschenken halte.«

»Wer hat irgendwas von einem Geschenk gesagt? Das und das Abzeichen sind Ihr Handwerkszeug, Pekkala. Ich gebe sie Ihnen, so wie jedem Soldaten in meiner Armee die Dinge ausgegeben werden, die er zur Ausübung seines Berufs braucht. Ich werde noch morgen tausend Schuss Munition in Ihre Unterkunft liefern lassen. Das sollte für eine Weile reichen.«

Pekkala nickte und wollte sich bereits zurückziehen, als der Zar erneut das Wort an ihn richtete.

»Die Sache mit Grodek wird Sie berühmt machen, Pekkala. Das ist unvermeidlich. Es hat großes öffentliches Aufsehen erregt, als Sie ihn in Gewahrsam genommen haben. Manche Menschen dürsten danach, berühmt zu werden. Sie würden alles dafür tun, sie würden jeden verraten. Sie würden sich selbst und die Menschen in ihrer Umgebung erniedrigen. Ob sie gehasst oder geliebt werden, ist ihnen gleich. Für sie zählt einzig und allein, berühmt zu sein. Eine traurige Sucht, in der sie sich ihr Leben lang suhlen wie die Schweine im Dreck. Aber wenn Sie der Mensch sind, für den ich Sie halte, wird Ihnen das alles nicht gefallen.«

»Da haben Sie recht, Exzellenz.«

Der Zar ergriff Pekkalas Unterarme. »Und deshalb betrachte ich Sie als einen Freund.«

Der Offizier überflog die Befehle. »Sondereinsatz«, murmelte er.

»Hast du gesehen, wer diese Papiere unterzeichnet hat?«, fragte der zweite Wachmann.

»Halt den Mund«, erwiderte der Offizier. Er faltete die Papiere zusammen und gab sie Anton zurück.

»Sie dürfen passieren.«

Der zweite Wachmann schob seine Waffe ins Holster zurück.

»Erzählen Sie niemandem davon, was Sie hinter der Sperre zu sehen bekommen«, sagte der Offizier.

»Fahren Sie direkt durch. Sie dürfen nicht anhalten oder mit irgendjemandem sprechen. Verhalten Sie sich völlig normal. Nach dem Dorf werden Sie auf eine weitere Straßensperre treffen. Erzählen Sie auf keinen Fall, was Sie gesehen haben. Verstanden?«

»Was um alles in der Welt geht hier vor sich?«, fragte Kirow. Er war ganz blass im Gesicht.

»Das werden Sie früh genug erfahren«, erwiderte der Offizier. »Noch haben Sie Zeit, es sich anders zu überlegen.«

»Wir haben keine Zeit.«

»Wie Sie wollen«, antwortete der Wachmann. Er wandte sich an seinen Gefährten: »Hol ein paar Äpfel«, sagte er.

Der andere verschwand in der Hütte. Als er zurückkam, stellte er eine Holzkiste auf die Motorhaube. Darin lagen, in schwarzes Tuch gewickelt, ein halbes Dutzend wunderbarer Äpfel. Er reichte jeweils einen den Männern.

Erst als Pekkala ihn in der Hand hielt, bemerkte er, dass die Äpfel aus sorgfältig bemaltem Holz waren.

»Was soll das?«, fragte Kirow.

»Wenn Sie durch das Dorf fahren«, sagte der Offizier, »nehmen Sie die Äpfel in die Hand, als wollten Sie gerade reinbeißen. Achten Sie darauf, dass man Sie dabei sieht. Für die Dorfbewohner sind die Äpfel das Zeichen, dass Sie eine Passiererlaubnis haben. Wenn Sie nicht genau tun, was ich Ihnen sage, riskieren Sie, erschossen zu werden.«

»Warum können wir nicht mit ihnen reden?« Kirow wollte nicht lockerlassen.

»Keine Fragen mehr«, sagte der Offizier. »Achten Sie darauf, dass man Sie mit den Äpfeln in der Hand sieht.«

Die beiden Männer hoben den schweren Balken beiseite, der die Straße blockierte.

Kirow fuhr den Emka hindurch.

Pekkala starrte auf den Apfel. Unterhalb des hölzernen Stiels war sogar ein kleines grünes Blatt gemalt. Sie fuhren an Feldern mit leuchtend gelben Sonnenblumen vorbei. Weit draußen in den wogenden Gerstenfeldern sahen sie Frauen mit weißen Kopftüchern, sie standen auf Karren und nahmen die Körbe in Empfang, die die Männer am Boden ihnen reichten.

»Die Körbe sind ja leer«, bemerkte Kirow leise.

Im Dorf, das sie bald darauf erreichten, wimmelte es von Menschen. Alles sah sauber und wohlhabend aus. Frauen trugen Kleinkinder auf den Hüften. In den Schaufenstern stapelten sich Brotlaibe, Obst und Fleisch. Kein Vergleich zu den morastigen Straßen und unglücklichen Einwohnern von Oreshek. Eine Gruppe von Frauen und Männern trat gerade aus der Versammlungshalle des Dorfes. Nach ihrer Kleidung und den Haarschnitten zu schließen, waren sie allesamt Westeuropäer oder Amerikaner, manche hatten Ledertaschen und Kameras bei sich, andere aufgeschlagene Notizblöcke, in die sie eifrig kritzelten.

Leiter der Gruppe war ein kleiner Mann mit Nickelbrille. Sein dunkler Anzug stammte aus einer russischen Schneiderei, wie sich aufgrund der Jackettlänge und des weiten Revers eindeutig sagen ließ. Der Mann strahlte übers ganze Gesicht, deutete in diese und gleich darauf in die andere Richtung, und die Köpfe der Ausländer drehten sich hin und her und folgten seiner Hand, als würden sie wie in Trance der pendelnden Uhr eines Hypnotiseurs folgen.

»Journalisten«, flüsterte Anton.

Der Mann im dunklen Anzug wandte sich von seiner Zuhörerschaft ab und starrte dem vorbeifahrenden Wagen nach. Das Lächeln schwand aus seinem Gesicht und machte einer finsternen Miene Platz.

Anton winkte ihm mit dem Apfel zu.

Einer der Journalisten hob seine kleine Kamera und machte ein Foto vom Wagen.

Die anderen Journalisten beugten sich vor, reckten die Hälse und wollten ebenfalls einen Blick auf den vorüberfahrenden Wagen erhaschen.

Der Mann im Anzug drehte sich zu den Journalisten um, wieder ging ein Strahlen über sein Gesicht.

Pekkala musterte die Menschen auf der Straße. Sie machten alle einen glücklichen Eindruck ... bis er einen Mann entdeckte, der allein auf einer Bank saß und eine Pfeife rauchte. In seinem Blick lag nichts als Angst.

Am anderen Dorfe befand sich der Bahnhof. Das einzige Gleis vollführte eine weite Schleife, so dass der Zug in die Richtung zurückfahren konnte, aus der er gekommen war. Der Zug war für die Rückfahrt schon bereitgestellt. Schwarze Vorhänge hingen vor den Fenstern der beiden olivgrünen und mit marineblauen Zierleisten versehenen Waggons, jede Waggonseite war mit einem großen roten Stern geschmückt, in dem Hammer und Sichel prangten.

Vier Männer, die mit baumelnden Füßen auf dem Bahnsteig gesessen hatten, sprangen sofort auf, als sie den Wagen näher kommen sahen, griffen nach ihren Besen und fegten hektisch den Bahnsteig. Kurz hielten sie in ihrer Arbeit inne, als sie die Insassen des Wagens bemerkten. Die Männer schienen verwirrt und starrten dem Wagen hinterher, bis er außer Sichtweite war.

In der nachfolgenden Senke, durch die die Straße führte, tauchte sehr abrupt die zweite Straßensperre auf.

Kirow trat auf die Bremse, quietschend kam der Wagen zum Halten.

Die Wachmänner erwarteten sie bereits.

»Haben Sie angehalten?«, fragte der befehlshabende Wachmann.

»Nein«, erwiderte Kirow.

»Haben Sie mit jemandem gesprochen?«

»Nein.«

Kirow hielt ihm seinen Holzapfel hin. »Wollen Sie den wiederhaben?«, fragte er.

Der Wachmann nahm den Apfel entgegen, und als die Schranke hochging, trat Kirow so ungestüm aufs Gas, dass die Räder des Emka den Schotter aufwühlten.

Pekkala blickte zurück, als sie aus der Senke wieder hinausfuhren, und erkannte, warum diese Stelle gewählt worden war. Von den Eisenbahngleisen war die Sperre nicht einsehbar – falls es einem Ausländer überhaupt gelingen sollte, hinter den schwarzen Vorhängen einen Blick auf die Landschaft draußen zu erhaschen. Er fragte sich, was für eine Geschichte sich die Behörden für die zugezogenen Vorhänge ausgedacht hatten und ob die Journalisten aus dem Westen wirklich glaubten, was man ihnen zeigte.

Hinter der Sperre sah die Landschaft wieder so aus wie zuvor: Die Felder lagen brach, abgestorbene Obstbäume reckten ihr kahles Geäst in den Himmel, die vernachlässigten Hausdächer hingen durch.

Unvermittelt bog Kirow von der Straße ab.

Die beiden Brüder prallten gegeneinander und fluchten.

Kirow stieg aus, sobald der Wagen stand, ließ die Tür offen, stapfte hinaus aufs Feld und starrte mit dem Rücken zum Wagen in die leere Landschaft.

Bevor Pekkala danach fragen konnte, setzte Anton zu einer Erklärung an. »Nach der Revolution ordnete die Regierung die Kollektivierung der Landwirtschaft an. Die alten Großgrundbesitzer wurden erschossen oder nach Sibirien deportiert. Diejenigen aber, die daraufhin das Sagen hatten, verstanden nichts von der Landwirtschaft. Es kam zu Missernten und Hungersnöten. Ungefähr fünf Millionen Menschen sind verhungert.«

Pekkala atmete hörbar aus.

»Vielleicht waren es auch mehr als fünf«, fuhr Anton fort. »Genaue Zahlen wird niemand erfahren. Als die Welt von den Hungersnöten erfuhr, stritt unsere Regierung alles ab. Es wurden mehrere solcher Musterdörfer gebaut. Ausländische Journalisten werden eingeladen und im Land herumkutschiert. Es wird ihnen ordentlich zu essen aufgetischt, sie bekommen Geschenke, ihnen werden diese Musterdörfer präsentiert. Man sagt ihnen, die Hungersnot wäre nichts weiter als antisowjetische Propaganda. Wo diese Dörfer liegen, wird streng geheim gehalten. Mir ist erst klar geworden, dass wir hier auf eines stoßen werden, als wir schon da waren.«

»Meinst du, die Journalisten glauben, was sie sehen?«, fragte Pekkala.

»Genügend. Die Menschen zeigen Mitgefühl, wenn ein einzelner Mensch stirbt, wenn fünf, wenn zehn Menschen sterben. Eine Million Tote aber ist nur noch Statistik. Solange Zweifel bestehen, entscheiden sich die Menschen für das, was sich am leichtesten glauben lässt. Aus diesem Grund hatten während der Revolution dein Zar und du gegen uns keine Chance. Ihr wolltet euch immer einreden, dass die menschliche Gewalttätigkeit Grenzen hat. Der Zar ging in dem Glauben in den Tod, dass er von seinem Volk geliebt würde, wenn er es liebt. Schau, wohin dich das geführt hat.«

Pekkala sagte nichts. Er sah nur auf seine Hände, die sich langsam zu Fäusten ballten.

Dann kam Kirow zum Wagen zurück; er lächelte, wie Pekkala und Anton überrascht feststellten.

»Schön, Sie so beschwingt zu sehen«, sagte Anton schließlich, nachdem Kirow schon wieder losgefahren war.

»Warum nicht?«, entgegnete Kirow. »Verstehen Sie nicht, wie genial das ist, was wir gerade gesehen haben? Man hat uns am Institut gelehrt, dass es manchmal notwendig ist, die Wahrheit in einem anderen Licht darzustellen.«

»Sie meinen, zu lügen«, sagte Pekkala.

»Zeitweilig zu lügen«, erklärte Kirow. »Eines Tages, wenn der rechte Zeitpunkt gekommen ist, wird alles klargestellt werden.«

»Das glauben Sie?«, fragte Pekkala.

»Natürlich!«, erwiderte er leidenschaftlich. »Ich habe nur nicht gedacht, dass ich es jemals selbst zu Gesicht bekommen würde.«

Pekkala zog den Holzapfel aus seiner Hosentasche, den er am Kontrollpunkt nicht zurückgegeben hatte, und warf ihn Kirow in den Schoß. »Hier, ein kleines Souvenir«, sagte er, »an das Dorf der zeitweiligen Lügen.«

Anton boxte seinem Bruder gegen die Schulter. »Willkommen bei der Revolution«, sagte er.

Aber Pekkala dachte nicht an die Revolution. Seine Gedanken schweiften zurück zu einer Zeit, in der es noch richtige Äpfel gegeben hatte.

Er traf den Zaren beim Holzhacken hinter der Orangerie an – so wurden die Gewächshäuser in Zarskoje Selo genannt.

Nachdem er den Zaren in keinem der vielen Zimmer gefunden hatte und auf die Terrasse des Katharinenpalasts getreten war, hörte er in der Ferne das rhythmische Schlagen einer Axt. Nach dem Klang zu urteilen – die Schläge kamen in schneller Abfolge, ohne Zögern und ohne die dumpfe Wucht dessen, der mehr Kraft aufwandte, als nötig war –, wusste Pekkala, dass es der Zar sein musste.

Der Zar liebte körperliche Betätigung, jedoch keineswegs um ihrer selbst willen. Er zog es vor, Dinge zu tun, die er für nützlich hielt, wie Schneeschaukeln oder das Entfernen der Binsen am Teichufer. Am liebsten aber versteckte er sich hinter der Orangerie und widmete sich der meditativen Tätigkeit des Holzhackens.

Es war ein kalter Septembertag. Der erste Schnee war gefallen, der Boden war hart vom Frost. In ein paar Tagen würde er wahrscheinlich wieder auftauen, und Straßen und Wege würden sich in Schlamm verwandeln. Pekkala war aufgefallen, dass der erste Schneefall für die Bewohner von Petrograd eine ganz besondere Zeit war. Er erfüllte sie mit neuer Energie, die ihnen während der schwülen, dampfigen Sommermonate abhandengekommen war.

Der Zar arbeitete mit nacktem Oberkörper. Zu seiner Linken lag ein sauber aufgeschichteter Stoß mit Stämmen, jeweils so lang wie das Bein eines Mannes. Rechts von ihm hatte er die geviertelten Scheite aufgestapelt. Dazwischen stand der Hackklotz.

Pekkala bewunderte die Präzision, mit der der Zar seiner Arbeit nachging, wie er den Stamm auflegte, die Axt hob, deren Eschengriff durch seine Hände glitt, bis die Axt den höchsten Punkt erreicht hatte. Dann kam der kräftige Schlag, so schnell, dass er kaum zu sehen war, und der Stamm teilte sich wie eine Orangenscheibe.

Pekkala wartete am Rand des freien Geländes, bis der Zar eine Pause einlegte und sich den Schweiß vom Gesicht wischte. Erst dann trat er vor und räusperte sich.

Der Zar fuhr herum. Zunächst wirkte er verärgert wegen der Störung, bis er erkannte, wer vor ihm stand. Seine Miene wurde freundlicher. »Ah, Sie sind es, Pekkala.« Er ließ die Axt in den Hackklotz fallen, wo die Schneide im Holz steckenblieb. »Was führt Sie hierher?«

»Ich möchte Sie um einen Gefallen bitten, Exzellenz.«

»Einen Gefallen?« Der Zar rieb gleichmäßig seine geröteten Handflächen aneinander. »Na, es ist langsam an der Zeit, dass Sie mich um einen Gefallen bitten. Ich habe schon befürchtet, Sie hätten für mich überhaupt keine Verwendung.«

»Keine Verwendung für Sie, Exzellenz?« Er hatte nie darüber nachgedacht.

Der Zar lächelte. »Was hätten Sie denn gern, mein Freund?«

»Ein Boot.«

Der Zar zog die Augenbrauen hoch. »Na, ich glaube, das lässt sich einrichten. Was für ein Boot? Meine Jacht, die Standard? Oder etwas Größeres? Brauchen Sie etwas Militärisches?«

»Ich brauche ein Ruderboot, Exzellenz.«

»Ein Ruderboot.«

»Ja.«

»Nur ein ordinäres Ruderboot?« Der Zar konnte seine Enttäuschung nicht verbergen.

»Und Ruder, Exzellenz.«

»Lassen Sie mich raten«, sagte der Zar. »Sie hätten gern zwei davon.«

Pekkala nickte.

»Ist das alles, was Sie von mir wollen?«

»Nein, Exzellenz«, erwiderte er. »Ich brauche auch einen See, auf dem ich das Boot zu Wasser lassen kann.«

»Ach«, grummelte der Zar. »Jetzt kommen wir der Sache schon näher, Pekkala.«
Zwei Tage darauf ruderte Pekkala kurz nach Sonnenuntergang auf den See am Südrand des Zarskoje Selo hinaus, der als der Große See bekannt war. Ilja saß mit verbundenen Augen im Boot. Der Abend war kühl, aber nicht kalt. In einem Monat wäre der See gefroren.
»Wie lange muss ich das noch um die Augen haben?« Bevor er darauf antworten konnte, kam auch schon die nächste Frage: »Wohin fahren wir?«
Wieder blieb ihm keine Zeit, etwas zu erwidern.
»Ist sonst noch jemand im Boot?«, kam sie ihm zuvor. »Warum antwortest du mir nicht?«
»Würde ich, wenn du mich lassen würdest«, sagte er. »Die Antworten lauten ›nicht lang‹, ›sag ich nicht‹ und ›nein‹.«
Ilja seufzte und verschränkte die Hände im Schoß. »Was, wenn eine meiner Schülerinnen mich sieht? Dann glauben sie, ich werde entführt.«
»Ich liebe dich«, sagte Pekkala. Das hatte er eigentlich erst später sagen wollen, aber es rutschte ihm einfach heraus.
»Was?«, fragte sie mit plötzlich warmer Stimme.
»Du hast mich gehört.«
Sie schluckte.
Er fragte sich, ob er einen Fehler gemacht hatte.
»Na, das wurde aber auch langsam Zeit«, sagte sie.
»Du bist der zweite Mensch, der mir das in letzter Zeit sagt.«
»Ich liebe dich auch«, sagte sie.
Das Boot stieß sanft gegen die Insel, die in der Mitte des Großen Sees lag. Dort stand ein großer Pavillon, der fast die gesamte Insel einnahm, so dass es schien, als schwebte er auf dem Wasser. Pekkala zog die Ruder ein, dann half er Ilja aus dem Boot. Sie trug immer noch die Augenbinde, aber sie beschwerte sich nicht mehr – auch zuvor hatte sie nicht ernsthaft protestiert. Er führte sie hinauf zum Pavillon, in dem ein Tisch mit zwei Stühlen stand. Eine Laterne auf dem Tisch tauchte alles in ein gedämpftes Licht, die Stuhllehnen warfen Schatten, die ineinander verschlungenen Ranken glichen. Nachdem sie Platz genommen hatte, hob er die silbernen Wärmedeckel von den Tellern. Er hatte das Essen selbst zubereitet: zusammengerollte, mit Butter und Petersilie gefüllte und anschließend frittierte Hühnchenbrust, was als Kiewer Kotelett bezeichnet wurde, dazu gab es Pilze in einer Sahne-Weinbrandsauce, Gartenbohnen, die nicht dicker als eine Stricknadel waren, und mit Rosmarin gewürzte Bratkartoffeln. Die Zarin hatte eine Flasche Grande Dame Veuve Clicquot beige-steuert. Neben der Laterne stand eine Schale mit wunderbaren Äpfeln, die sie mit Käse zum Nachtisch essen wollten.
Die Teller standen auf silbernen Ringen, in deren Mitte eine niedrige Kerze brannte, die das Essen warm hielt.
Pekkala nahm die Kerzen und die Ringe weg und plazierte die Teller direkt auf dem Tisch. Er atmete tief ein, ließ den Blick über die Umgebung schweifen und vergewisserte sich, dass alles in Ordnung war. In den vergangenen zwei Tagen war er so sehr mit den Vorbereitungen beschäftigt gewesen, dass für Nervosität keinerlei Zeit geblieben war. Dafür war er jetzt umso nervöser. Er atmete langsam aus. »Du kannst die Binde jetzt abnehmen«, sagte er.
Sie sah zum Essen, dann zu ihm, dann blickte sie sich im Pavillon um, den die Dunkelheit umfing wie ein Samtvorhang.
Unsicher beobachtete Pekkala sie.
»Dieser ganze Aufwand wäre doch gar nicht nötig gewesen«, sagte sie.
»Na ja, ich weiß, aber ...«
»Ich bin doch schon beim ersten Knarren der Ruder dahingeschmolzen.«

Kirow hielt in der einen Hand den Holzapfel, während er mit der anderen den Wagen lenkte. »Ist es nicht herrlich?«, sagte er. »Leben wir nicht in wunderbaren Zeiten?«

Das Wodowenko-Sanatorium lag oben auf einem windumtosten Hügel. Eine einzige Straße führte hinauf zum hoch aufragenden Steingebäude. Der gesamte Hügel war jeglicher Vegetation beraubt, das umliegende Land war gepflügt.

»Warum?«, fragte Kirow. »Soll hier was angebaut werden?«

Es war Anton, der darauf antwortete. »Dadurch kann man die Spuren besser verfolgen, falls jemand abhauen sollte.«

Sie erreichten den Kontrollpunkt am Fuß des Hügels.

Bewaffnete Wachen überprüften ihre Papiere, dann wurde die gelb-schwarze Schranke geöffnet, und sie konnten hindurch.

Die beiden Stahltore am Eingang des Sanatoriums schwangen auf. Der Emka rollte in den Innenhof.

Die hohen Mauern ragten über ihnen auf. Vor sämtlichen Fenstern hingen dicke Eisenplatten, die mit einer Handbreit Abstand zu den Wänden angebracht waren.

Kirow stellte den Motor aus.

Die Stille, die sie umfing, hatten sie nicht erwartet; es war, als würde alles und jeder im Gebäude den Atem anhalten.

Am Empfangsschalter im Eingangsbereich nahm ein Aufseher erneut ihre Dokumente in Augenschein. Er hatte ein breites Gesicht, zerzauste rote Haare und rostrote Sommersprossen. Seine Nase war gebrochen und schief zusammengewachsen. Er zog eine Akte heraus und schob sie über den Schalter.

An die obere linke Ecke, sah Pekkala, war das Foto eines verängstigten Mannes geheftet, oben stand ein Name: Katamidse.

Der Aufseher griff zum Telefon und befahl, den Patienten in einen sicheren Raum zu bringen.

Was, ging Pekkala durch den Kopf, meinte er mit »sicher«, wenn sie sich hier in einem Gebäude befanden, das sowieso bereits einem Gefängnis glich?

»Sie müssen Ihre Waffen abgeben«, sagte der Aufseher.

Zwei Tokarew und der Webley wurden auf den Schalter gelegt.

Der Aufseher musterte den Webley, dann sah er zu Pekkala, sagte aber nichts. Die Waffen wurden in einen Eisenschrank gelegt. Dann erhob sich der Aufseher, ging zu einer Doppeltür aus Stahl, schob den Riegel zurück und deutete mit einem Nicken an, dass sie hineinkonnten.

Pekkala wandte sich an Anton und Kirow. »Wartet hier«, sagte er.

Anton wirkte erleichtert.

»Es macht mir nichts aus mitzukommen«, sagte Kirow. »Ich würde sogar ...«

»Nein«, sagte Pekkala.

Anton klopfte Kirow auf die Schulter. »Kommen Sie, gehen wir nach draußen. Dort können Sie auch Ihre hübsche Pfeife schmauchen.«

Kirow starrte ihn finster an, erwiderte aber nichts.

Pekkala ging durch die gepanzerte Tür, der Aufseher folgte ihm und sperrte mit einem Schlüssel ab, der an seinem Gürtel baumelte.

Schon nach wenigen Metern in den Korridoren von Wodowenko brach Pekkala der Schweiß aus. Es begann mit den Böden, die, mit dickem grauem Filz ausgelegt, seine Schritte dämpften und jedes Geräusch aufzusaugen schienen. Der Geruch nach Teerseife, zerkochtem Essen, Exkrementen und dem alles durchdringenden, ätzenden Schweiß von Menschen, die Angst hatten, stürmte auf seine Sinne ein.

In den Korridoren lag eine Eisentür neben der anderen. Alle waren mit grünlich blauer Farbe gestrichen, die in mehreren Schichten auf dem Metall haftete, alle waren geschlossen, alle hatten einen mit einem Schieber versehenen Beobachtungsschlitz. Darunter war eine Durchreiche für die Mahlzeiten

angebracht.

Pekkala blieb stehen. Seine Beine wollten nicht weiter, Schweiß tropfte ihm von den Wangen. Sein Atem schien sengend heiß.

»Alles in Ordnung mit Ihnen?«, fragte der Aufseher.

»Ja«, erwiderte Pekkala.

»Sie waren noch nie hier«, sagte der Aufseher. »Hier oder woanders. Ich kenne den Blick von den Leuten, die hier ein zweites Mal aufkreuzen.«

Der Aufseher führte ihn zu einem Raum im zweiten Untergeschoss.

Die niedrige Decke befand sich kaum eine Handbreit über Pekkalas Kopf. Genau in der Mitte stand ein mit L-förmigen Klammern fest im Betonboden verschraubter Eisenstuhl.

Das einzige Licht stammte von einer nackten Glühbirne, die in einem Metallkäfig über dem Stuhl hing.

Auf dem Stuhl saß ein Mann, seine beiden Handgelenke waren mit einer Kette an die vorderen Stuhlbeine gefesselt. Er war groß und wegen der Fesseln gezwungen, nach vorn gebeugt zu sitzen – Pekkala musste an einen Sprinter vor dem Beginn des Rennens denken.

Um seinen kahlen Schädel zog sich ein grauer, verdreckter Haarkranz. Er hatte große Ohren und ein weiches, rundes Kinn mit einem Zweitagebart. Die Augen des Mannes waren so graublau wie die eines neugeborenen Kindes.

Katamidse trug die gleiche beigefarbene Kleidung, die auch Pekkala bei seiner Einlieferung in den Gulag ausgegeben worden war. Er erinnerte sich an den beschämend dünnen Stoff, der an den Beinen klebte, wenn er schwitzte, und das fehlende Zugband, so dass er immer die Hose festhalten musste.

»Katamidse«, sagte der Aufseher. »Hier ist jemand, der dich sprechen will.«

»Das ist nicht meine übliche Zelle«, erwiderte der Angesprochene.

»Katamidse«, sagte der Aufseher, »siehst du den Mann, den ich zu dir gebracht habe?«

»Ich sehe ihn.« Er fixierte Pekkala. »Sie sind also das Smaragdauge.«

»Ja«, sagte Pekkala.

»Beweisen Sie es«, sagte Katamidse.

Pekkala schlug das Revers zurück. Der Smaragd blitzte im Schein der vergitterten Glühbirne.

»Ich habe gehört, Sie seien tot.«

»Eine kleine Übertreibung«, erwiderte Pekkala.

»Ich habe gesagt, dass ich nur mit Ihnen sprechen werde.« Katamidse sah zum anderen. »Unter vier Augen.«

»Gut«, sagte Pekkala.

»Ich bin nicht befugt, Sie mit dem Patienten allein zu lassen«, sagte der Aufseher.

»Ich will nicht freigelassen werden«, sagte Katamidse, und dann bewegte sich sein Mund noch, lautlos, ohne Ton, lange nachdem er die Worte ausgesprochen hatte.

Pekkala las ihm von den Lippen ab und erkannte, dass Katamidse nur die letzten Worte jedes Satzes wiederholte, als hallten sie wie ein Echo in seinem Kopf nach. Außerdem bemerkte er, dass sein rechter Knöchel und das linke Handgelenk übel geschwollen waren. Wahrscheinlich war er mit ihnen an die Wand in seiner Zelle gefesselt.

»Es verstößt gegen die Vorschriften«, sagte der Aufseher.

»Gehen Sie schon«, erwiderte Pekkala.

Der Aufseher sah aus, als wollte er am liebsten ausspucken. »Gut«, sagte er. »Aber dieser Mann gilt als gefährlich. Kommen Sie ihm nicht zu nahe. Ich übernehme keine Verantwortung, wenn was passieren sollte.«

Als die beiden Männer allein waren, setzte sich Pekkala auf den Boden und lehnte sich mit dem Rücken an die Wand. Er wollte nicht, dass Katamidse das Gefühl hatte, er würde verhört werden.

»Welche Jahreszeit ist jetzt?«, fragte Katamidse.

»Bald Herbst«, erwiderte Pekkala. »Die Blätter verfärben sich schon.«

Ein Lächeln huschte über Katamidses Gesicht. »Ich erinnere mich an den Geruch des Laubs am Boden nach dem ersten Frost. Ich habe es geglaubt, als man mir gesagt hat, Sie wären tot.«

»War ich auch, in gewisser Weise.«

»Dann sollten Sie mir danken, Inspektor Pekkala, dass ich Sie aus der Welt der Toten zurückgeholt habe! Und jetzt haben Sie etwas, wofür es sich zu leben lohnt.«

»Ja«, sagte Pekkala. »Das habe ich.«

Ilja und Pekkala standen in der dichten Menschenmenge auf dem Bahnsteig des Nikolai-Bahnhofs in Petrograd.

Es war die letzte Februarwoche 1917.

Ganze Regimenter – das Wolhynische Garderegiment, das Semjonowski- und das Preobraschenski-Regiment – hatten gemeutert. Viele Offiziere waren bereits erschossen worden. Vom Litejny-Prospekt war Maschinengewehrfeuer zu hören. Mit den Soldaten hatten streikende Fabrikarbeiter und Matrosen von der Festungsinsel Kronstadt mit der systematischen Plünderung von Geschäften begonnen. Sie hatten das Amtsgebäude der Petrograder Polizei gestürmt und die Fahndungslisten zerstört.

Der Zar hatte schließlich davon überzeugt werden können, Kosaken gegen die Aufständischen in den Kampf zu schicken, aber die Entscheidung kam zu spät. Als die Kosaken sahen, wie weit die Revolution fortgeschritten war, stellten auch sie sich gegen die Regierung.

An diesem Punkt wusste Pekkala, dass er Ilja außer Landes schaffen musste, zumindest so lange, bis sich die Lage beruhigt hatte.

Der Zug nach Kiew war bereit zur Abfahrt. Von dort würde es weiter nach Odessa gehen, und von dort sollte Ilja irgendwie versuchen, nach Frankreich und nach Paris zu gelangen.

»Hier«, sagte Pekkala und fasste in seinen Hemdausschnitt. Er brachte ein Lederband zum Vorschein, das er um den Hals trug und an dem ein goldener Siegelring hing. »Pass für mich auf ihn auf.«

»Aber das sollte doch dein Hochzeitsring sein.«

»Wird er auch«, erwiderte er. »Wenn wir uns wiedersehen, werde ich diesen Ring anlegen und ihn nie mehr abnehmen.«

Die Menge wogte hin und her wie ein Getreidefeld im Wind.

Viele der Flüchtenden waren mit großen Seemannstruhen erschienen, mit Koffern, sogar mit Vögeln in Käfigen. Die erschöpften Gepäckträger in ihren dunkelblauen Uniformen, den kleinen runden Hütchen und Hosen, die mit einem dünnen roten Streifen verziert waren, als liefe ein Blutrinnsal das Bein hinab, hatten schwer zu schleppen. Es waren einfach zu viele Menschen. Niemand kam voran, ohne den anderen aus dem Weg zu drängen. Immer mehr Passagiere ließen ihr Gepäck kurzerhand stehen und schoben sich mit dem Fahrschein in der über den Kopf erhobenen Hand zum Zug voran. Ihre Rufe übertönten noch das Schnaufen der kurz vor der Abfahrt stehenden Dampflokomotive. Hoch oben unter den verschmutzten Glasscheiben des Daches bildeten sich Kondenstropfen, die als schwarzer Regen auf die Passagiere niedergingen.

Ein Schaffner lehnte sich aus einer Waggontür und stieß auf seiner Pfeife drei schrille Töne aus.

»Noch zwei Minuten«, sagte Pekkala. »Der Zug wird nicht warten. Du musst los, Ilja.«

Panik machte sich in der Menge breit.

»Ich könnte auf den nächsten Zug warten«, flehte sie. Sie hielt ihre einzige, aus gefärbtem Teppichstoff gefertigte Tasche umklammert, die einige Bücher, ein paar Bilder und eine zweite Wäschegarnitur enthielt.

»Einen nächsten Zug gibt es vielleicht nicht mehr. Du musst jetzt fahren.«

»Aber wie willst du mich finden?«, fragte sie.

Er lächelte schwach und strich ihr durchs Haar. »Keine Sorge«, sagte er. »Wenn ich etwas kann, dann das.«

»Wie werde ich wissen, wo du bist?«

»Wo immer der Zar ist, werde auch ich sein.«

»Ich sollte bei dir bleiben.«

»Nein. Auf keinen Fall. Das ist jetzt viel zu gefährlich. Wenn sich alles wieder beruhigt hat, werde ich zu dir kommen und dich holen.«

»Aber was, wenn sich nichts mehr beruhigt?«

»Dann werde ich von hier weggehen. Ich werde dich finden. Bleib, wenn möglich, in Paris. Aber egal, wo du bist, ich werde dich finden. Dann fangen wir ein neues Leben an. So oder so, wir werden bald zusammen sein, das verspreche ich dir.«

Die Schreie derjenigen, die nicht mehr in den Zug kamen, waren zu einem lauten Kreischen angewachsen.

Ein zu hoch aufgeschichteter Gepäckstapel fiel plötzlich in sich zusammen. Passagiere in Pelzmänteln stoben auseinander, bevor sich die Menge wieder um sie schloss.

»Jetzt«, sagte Pekkala. »Bevor es zu spät ist.«

»Gut«, sagte sie schließlich. »Pass auf dich auf.«

»Mach dir um mich keine Sorgen«, sagte er. »Aber steig ein.«

Sie löste sich von ihm und ließ sich von der Menge mittragen.

Pekkala blieb zurück und sah ihr nach. Als sie fast am Waggon war, drehte sie sich noch einmal um und winkte ihm zu.

Er winkte zurück. Dann verlor er sie aus den Augen. Menschen strömten an ihm vorbei, getrieben von dem Gerücht, dass ein weiterer Zug im Finnischen Bahnhof auf der anderen Flussseite eingefahren sei.

Ehe er sich's versah, wurde er auf die Straße hinausgespült.

Es gelang ihm, sich aus der Menge zu befreien, er rannte seitlich am Bahnhof entlang, und von einer Straße, die zum Newski-Prospekt führte, sah er dem abfahrenden Zug hinterher. Die Fenster waren geöffnet, Passagiere lehnten sich hinaus und winkten den Zurückgebliebenen auf dem Bahnsteig zu. Die Waggonen fuhren vorbei. Und plötzlich waren die Gleise leer, und alles, was er hörte, war das rhythmische Schlagen der Räder, das in der Ferne verklang.

Es war der letzte Zug, der die Stadt verließ.

Am nächsten Tag steckten die Roten den Bahnhof in Brand.

Was wollen Sie mir erzählen, Katamidse?»

»Ich weiß, wo sie sind«, antwortete er. »Die Leichen der Romanows.«

»Ja«, erwiderte Pekkala. »Wir haben sie gefunden.« Noch sagte er nichts von Alexej.

»Haben Sie auch meine Kamera gefunden?«, fragte Katamidse.

»Ihre Kamera? Nein. Es lag keine Kamera im Bergwerksschacht.«

»Nicht im Bergwerksschacht! Im Keller des Ipatjew-Hauses.«

Pekkala spürte, wie sein Gesicht plötzlich taub wurde. »Sie waren im Ipatjew-Haus?«

Katamidse nickte. »Ja. Ich bin Fotograf«, sagte er, als würde das alles erklären. »Der einzige in der Stadt.«

»Aber wie sind Sie in den Keller gekommen?«, fragte Pekkala. Laut Anton waren dort die Leichen der Wachleute gefunden worden. Er versuchte ruhig zu klingen, obwohl sein Herz raste.

»Für das Porträt!«, sagte Katamidse. »Sie haben mich gerufen. Ich habe ein Telefon. Es gibt nicht viele Telefone in der Stadt.«

»Wer hat Sie gerufen?«

»Ein Offizier der Inneren Sicherheit, der Tscheka. Sie haben den Zar und seine Familie bewacht. Der Offizier sagte, ich solle ein Porträt machen, damit das Land weiß, dass die Romanows gut behandelt werden. Er sagte, es würde veröffentlicht werden.«

»Hat er seinen Namen genannt?«

»Nein. Ich habe nicht gefragt. Er sagte nur, er gehöre zur Tscheka.«

»Haben Sie gewusst, dass der Zar im Ipatjew-Haus untergebracht war?«

»Natürlich! Keiner hat sie gesehen, aber alle haben es gewusst. So was kann man nicht geheim halten. Die Wachleute hatten einen provisorischen Zaun um das Haus errichtet und die Fenster angestrichen, damit niemand hineinschauen konnte. Danach rissen sie den Zaun ab, aber solange die Romanows da waren, zückten die Soldaten sofort ihre Waffen, wenn man auch nur stehen blieb und das Haus betrachtete. Nur die Rotgardisten kamen und gingen. Und ich bekam den Anruf! Ein Porträt des Zaren. Stellen Sie sich bloß vor! Den einen Moment noch fotografiere ich preisgekrönte Kühe und Bauern, die mich mit Äpfeln bezahlen, weil sie kein Geld für Fotografien haben, und im nächsten mache ich ein Bild der Romanows. Ich hätte Karriere machen können. Ich hatte vor, mein Honorar zu verdoppeln. Der Offizier sagte, ich solle gleich vorbeikommen, obwohl es schon dunkel war. Ich fragte, ob es nicht bis zum nächsten Morgen Zeit habe. Er sagte, er habe gerade seine Befehle aus Moskau erhalten. Sie wissen ja, wie solche Leute sind. Die kommen nur schwer in die Gänge, aber wenn sie dann was wollen, muss es immer gestern geschehen. Er sagte, es gebe einen Raum im Keller, der sei freigeräumt worden und würde sich für das Familienporträt gut eignen. Zum Glück wusste ich, dass die Ipatjews Strom im Haus hatten, ich konnte also meine Studioscheinwerfer mitnehmen. Ich hatte kaum Zeit, alles zusammenzupacken. Man braucht ja einiges für so eine Aufnahme. Stativ, Filme. Ich hatte seit kurzem eine neue Kamera. In Moskau bestellt. Ich hatte sie erst einen Monat. Ich hätte sie gern wieder.«

»Was ist passiert, als Sie im Ipatjew-Haus ankamen?«

Katamidse blies die Backen auf und atmete hörbar aus. »Na, auf dem Weg dorthin wäre ich fast überfahren worden. Einer ihrer Laster raste an mir vorbei. Sie hatten zwei davon, müssen Sie wissen. Ich hatte meine gesamte Ausrüstung bei mir. Ich konnte gerade noch ausweichen. Ein Wunder, dass nichts kaputtging.«

»Wo war der andere Laster?«

»Im Hof hinter dem Haus. Ich konnte ihn nicht sehen, der Hof ist nämlich von hohen Mauern umgeben, aber ich habe den laufenden Motor gehört. Und die Abgase gerochen. Als ich anklopfte, kamen zwei Tscheka-Leute heraus. Beide hatten die Waffen im Anschlag. Sie waren sehr nervös und sagten mir, ich solle wieder gehen. Als ich das mit der Fotografie erklärte und sagte, der Befehl dazu sei von einem ihrer

Offiziere gekommen, ließen sie mich rein.«

»Was haben Sie gesehen, als Sie das Haus betraten?«

Katamidse zuckte mit den Achseln. »Ich kannte das Haus. Ich habe von der Familie Ipatjew Porträts gemacht. Es sah aus wie immer, außer dass vielleicht weniger Möbel im Erdgeschoss standen. Oben war ich nie. Dort waren die Romanows untergebracht. Rechts von der Eingangstür ist die Treppe, links davon ein großes Zimmer.«

»Haben Sie die Romanows zu Gesicht bekommen?«

»Zunächst nicht«, sagte Katamidse, und in der nachfolgenden Stille wiederholten seine Lippen lautlos die Worte. Zunächst nicht. Zunächst nicht. »Ich habe sie gehört, oben. Gedämpfte Stimmen. Auch Musik. Ein Grammophon. Mozart, Klaviersonate Nummer 11. Das habe ich auch immer gespielt, als ich Klavierunterricht hatte.«

Mozart gehörte zu den Lieblingskomponisten der Zarin. Pekkala sah sie noch vor sich, wie sie mit geneigtem Kopf der Musik gelauscht, dabei Daumen und Zeigefinger zusammengelegt und mit der Hand mitdirigiert hatte.

»Ich brachte meine Sachen in den Keller«, fuhr Katamidse fort. »Dann holte ich einige Stühle aus dem Speisezimmer und baute meine Scheinwerfer und das Stativ auf. Ich überprüfte gerade den Film in der Kamera, als ich hinter mir ein Geräusch hörte. Eine Frau erschien auf der Treppe. Prinzessin Maria. Ich erkannte sie von den Bildern, die ich gesehen hatte. Ich wusste nicht, was ich tun sollte, also ging ich auf die Knie! Sie lachte mich aus und sagte mir, ich solle aufstehen. Sie sagte, man habe ihr von den Aufnahmen erzählt, und sie wolle nachsehen, ob schon alles bereit wäre. Ich bejahte. Sie könnten alle unverzüglich kommen. Daraufhin ging sie wieder nach oben.«

»Was haben Sie dann getan?«

»Was ich getan habe? Ich habe an die zwanzig Mal die Kamera überprüft, um mich zu vergewissern, dass alles funktioniert, und dann hörte ich sie nach unten kommen. So leise wie Mäuse. Sie betraten nacheinander den Raum, und ich verbeugte mich vor jedem Einzelnen, und sie nickten nur. Ich dachte, mir bleibt das Herz stehen! Ich setzte den Zar und die Zarin auf die beiden Stühle in der Mitte, links und rechts von ihnen jeweils die jüngsten, Anastasia und Alexej. Hinter ihnen standen die drei ältesten Töchter.«

»Wie kamen sie Ihnen vor?«, fragte Pekkala. »Waren sie nervös?«

»Nicht nervös. Nein, das würde ich nicht sagen.«

»Haben sie mit Ihnen geredet?«

Katamidse schüttelte den Kopf. »Nur um zu fragen, ob es passt, wie sie standen oder saßen. Ich konnte ihnen kaum antworten, ich war ja so nervös.«

»Und dann?«, fragte Pekkala. »Was ist dann passiert?«

»Ich hatte gerade die erste Aufnahme im Kasten. Ich wollte mehrere machen. Da hörte ich ein Klopfen an der Haustür. Die Wachleute machten auf. Stimmen waren zu hören, aber ich verstand nicht, was gesprochen wurde. Dann gab es Schreie. Das war der Moment, als der Zar plötzlich nervös wurde. Und dann hörte ich einen Gewehrschuss. Einmal! Zweimal! Ich weiß nicht mehr, wie oft geschossen wurde. Es musste oben eine richtige Schießerei stattgefunden haben. Eine der Prinzessinnen schrie, welche, weiß ich nicht mehr. Der Zarewitsch fragte seinen Vater, ob sie jetzt gerettet würden. Der Zar befahl ihnen, still zu sein. Er stand auf, ging an mir vorbei zur Tür und schloss sie. Ich war wie gelähmt. Er wandte sich an mich und fragte, ob ich wüsste, was los sei. Ich konnte noch nicht einmal sprechen. Er musste bemerkt haben, dass ich nichts wusste. Dann sagte er zu mir: ›Lassen Sie sich nicht anmerken, dass Sie Angst haben.««

»Und dann?«

»Schritte. Sie kamen die Treppe herunter. Dann flog die Tür auf. Ein Tscheka-Wachmann kam in den Raum.«

»Ein anderer?«

»Ja. Ich hatte ihn davor nicht gesehen. Im ersten Augenblick dachte ich, er wäre gekommen, um uns zu sagen, dass alles in Ordnung sei.«

»Nur ein Mann? Können Sie ihn beschreiben?«

Katamidse legte das Gesicht in Falten. »Er war weder groß noch klein. Er hatte eine schmale Brust und schmale Schultern.«

»Und sein Gesicht?«

»Er trug so eine Mütze, wie sie Offiziere tragen, bei denen der Schirm die Augen beschattet. Ich konnte ihn nicht richtig sehen. Er hielt in jeder Hand einen Revolver.«

Pekkala nickte. »Und dann?«

»Der Zar sagte dem Mann, er soll mich gehen lassen«, fuhr Katamidse fort. »Ich dachte nicht, dass er das tun würde, aber dann sagte er mir, ich solle verschwinden. Ich hörte noch, als ich hinaustaumelte, dass er etwas zum Zaren sagte.«

»Sie haben sich unterhalten?«

»Ich konnte nicht verstehen, was sie sagten. Sie hatten die Stimmen gesenkt.«

»Haben Sie gehört, ob der Zar ihn mit Namen angesprochen hat?«

Katamidse starrte hinauf zur Glühbirne an der Decke. »Der Zar rief etwas, als der Mann in den Raum kam. Es hätte ein Name sein können. Ich habe mich lange daran erinnert, aber irgendwann war es aus meinem Gedächtnis verschwunden.«

»Strengen Sie sich an, Katamidse. Versuchen Sie sich zu erinnern.«

Katamidse lachte. »Nachdem ich so lange versucht habe, alles zu vergessen?« Er schüttelte den Kopf. »Nein, ich weiß es nicht mehr. Als Nächstes erinnere ich mich, dass sich der Zar und der Wachmann stritten. Dann lösten sich Schüsse. Ich hörte Schreie. Der ganze Raum war voller Rauch.«

»Warum sind Sie nicht weggelaufen?«, fragte Pekkala.

Wieder schüttelte Katamidse den Kopf. »Ich war wie gelähmt, meine Beine wollten mich einfach nicht die Treppe hinauftragen. Ich stand nur da und sah alles mit an. Ich konnte nicht glauben, was da geschah.«

»Was haben Sie dann getan?«

»Plötzlich hörten die Schüsse auf. Die Tür stand halb offen. Ich sah, wie der Wachmann nachlud. Körper krümmten sich auf dem Boden. Sie stöhnten. Ein Frauenarm bewegte sich im Rauch. Ich konnte Alexej erkennen. Er saß immer noch auf seinem Stuhl und hielt sich die Hände vor die Brust. Er starrte einfach nur vor sich hin. Als der Revolver nachgeladen war, ging der Wachmann von einem zum anderen.« Er verstummte, nur sein Kiefer bewegte sich noch.

»Haben Sie gesehen, dass er Alexej erschossen hat?«

»Ich habe ihn die Zarin erschießen sehen«, sagte Katamidse stockend.

Pekkala zuckte innerlich zusammen. »Was ist mit Alexej? Was ist mit ihm geschehen?«

»Ich weiß es nicht. Ich weiß nicht, wie jemand hätte überleben sollen. Schließlich kam ich zur Besinnung und lief weg. Die Stufen hinauf und hinaus zur Haustür. Dort lagen die beiden Wachleute, die mich reingelassen hatten. Sie lagen auf dem Boden, beide erschossen. Um sie herum viel Blut. Ich nahm jedenfalls an, dass sie tot waren. Ich blieb nicht stehen, um es zu überprüfen. Ich verstehe es nicht. Wenn die Tscheka die Romanows bewachte, warum sollte dann einer von ihnen den Zaren und sogar die eigenen Leute umbringen?«

»Was ist dann passiert, Katamidse?«

»Ich rannte in die Dunkelheit hinaus«, sagte er, »immer weiter. Erst flüchtete ich mich nach Hause, aber dann dämmerte mir, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis man mich dort suchen würde, entweder der Mörder oder andere, die mich für den Täter hielten. Also machte ich mich wieder davon. Ich rannte in den Wald, dort habe ich eine kleine Hütte, eine von der Art, die man *Semljanka* nennt.«

Pekkala musste an seine eigene Erdhütte im Wald von Krasnagoljana denken, von der nichts übrig geblieben war außer Asche und ein paar verrosteten Nägeln.

»Ich wusste, dass ich dort in Sicherheit war«, fuhr Katamidse fort, »zumindest für eine Weile. Ich war etwa eine Stunde unterwegs, als ich an der alten Mine außerhalb der Stadt vorbeikam. Es ist ein verrufener Ort. Er wird von den Alten *Tunug Koriak* genannt, das heißt, ›dort, wo die Vögel aufgehört haben zu singen«. Die Einheimischen meiden ihn. Wer im Bergwerk arbeitete, musste von außerhalb herangeschafft werden. Sie sind alle krank geworden. Die meisten sind gestorben.«

»Was wurde dort abgebaut?«, fragte Pekkala.

»Radium. Das Zeug, das in Uhren und Kompassen Verwendung findet. Es leuchtet in der Nacht. Der Staub ist giftig.«

»Was haben Sie dort gesehen?«, fragte Pekkala.

»Einen der Tscheka-Laster«, erwiderte Katamidse. »Und den Mann, der die Romanows erschossen hat. Er hatte die Leichen neben dem Schacht abgeladen. Dann warf er eine nach der anderen hinein.«

»Und Sie wissen ganz bestimmt, dass er es war?«

Katamidse nickte. »Die Scheinwerfer des Lasters waren an. Als er durch den Lichtstrahl ging, sah ich, dass er es war.«

»Und Sie sind sich auch sicher, dass er alle Leichen hinuntergeworfen hat?«

»Der Laster war schon da, als ich ankam. Ich weiß nicht, wie viele Leichen er hinuntergeworfen hat.«

»Hat er Sie gesehen?«

»Nein. Es war finster. Ich habe mich hinter den alten Gebäuden versteckt, in denen die Bergwerksarbeiter gewohnt haben. Ich wartete, bis er wieder einstieg und davonfuhr. Dann lief ich weiter. Ich blieb eine Weile in meiner Hütte. Aber dann fühlte ich mich dort nicht mehr sicher. Daher machte ich mich wieder auf den Weg. Ich blieb nie lange an einem Ort. Irgendwann las ich in der Zeitung, dass die Romanows auf Befehl von Moskau ermordet worden waren. Ganz offiziell. Aber so hatte es für mich nicht ausgesehen. Nachdem ich das las, wurde mir klar, dass ich etwas wusste, was ich eigentlich nicht wissen durfte. Wem sollte man dann noch trauen? Also versuchte ich weiterhin abzutauchen, bis ich schließlich in Wodowenko landete.«

»Wie sind Sie hierhergekommen, Katamidse?«

»Ich habe in den Straßen von Moskau gelebt, in der Kanalisation. Kanalarbeiter haben mich aufgegriffen. Ich weiß nicht, wie lange ich da unten war. Es war der einzige Ort, wo ich mich einigermaßen sicher fühlte. Wissen Sie, wie das ist, Inspektor? Wenn man sich nie sicher fühlt, ganz egal, wo man ist?«

»Ja«, sagte Pekkala. »Dieses Gefühl kenne ich.«

Am 2. März 1917, nach den Unruhen in den Straßen von Petrograd und der offenen Meuterei der Frontsoldaten gegen ihre Offiziere, dankte der Zar als absoluter Herrscher von Russland ab. Eine Woche später, als man darüber verhandelte, die Romanows nach Großbritannien ins Exil zu schicken, wurden der Zar und seine Familie in Zarskoje Selo unter Hausarrest gestellt. General Kornilow, der das Kommando über den Petrograder Militärbezirk hatte, setzte die Bediensteten in Zarskoje Selo darüber in Kenntnis, dass man ihnen vierundzwanzig Stunden Zeit gab, um zu gehen. Wer bleiben wollte, würde unter den gleichen Bedingungen wie die Zarenfamilie unter Arrest gestellt.

Die meisten Bediensteten packten sofort ihre Sachen.

Pekkala blieb.

Der Zar hatte ihm ein kleines Haus am Rand des Anwesens zugewiesen, nicht weit von den Stallungen entfernt. Dort wartete Pekkala mit dem zunehmenden Gefühl der Hilflosigkeit auf die kommenden Ereignisse. Das heillose Durcheinander außerhalb der Palasttore wurde noch durch die Tatsache verschlimmert, dass keiner im kaiserlichen Haushalt zu wissen schien, was jetzt zu tun war. Pekkalas einzige Anweisung, die man ihm am Tag der Abdankung des Zaren mitgeteilt hatte, lautete, er solle sich für weitere Befehle bereithalten. Besonders schwer fielen Pekkala in diesen ungewissen Zeiten die alltäglichen Aufgaben, die er früher verrichtet hatte, ohne darüber nachzudenken. Tätigkeiten wie Wasser für den Tee aufzusetzen, das Bett zu machen oder die Wäsche zu waschen wurden plötzlich zu ungemein komplexen Dingen, die ihn zu überfordern drohten. Da er sonst nichts zu tun hatte, überließ er sich seinen dunklen Vorahnungen und versuchte sich vorzustellen, was außerhalb seiner zusammengeschrumpften Welt vor sich ging.

Pekkala hörte nichts vom Zaren. Stattdessen schnappte er Gerüchte auf, wenn er sich in der Küche seine Tagesration abholte.

Er erfuhr, dass Verhandlungen aufgenommen wurden, die Romanows ins Exil nach Großbritannien zu schicken. Sie sollten, eskortiert von der Royal Navy, vom Nordmeerhafen Murmansk auslaufen. Der Zar hatte zunächst gezögert, die Reise anzutreten, da sich die Kinder noch von den Masern erholten. Die Zarin, die die lange Seereise fürchtete, hatte darum gebeten, nur bis Dänemark zu fahren. Da tagtäglich bewaffnete Fabrikarbeiter vor die Tore des kaiserlichen Anwesens zogen, um die Romanows zu verhöhnen, ging Pekkala davon aus, dass die Zarenfamilie heimlich nach draußen geschmuggelt werden musste, wollte sie von hier fort. Und da Pekkala nichts von einem solchen Plan mitgeteilt wurde, kam er zu dem Schluss, dass er zurückgelassen werden würde, ganz allein auf sich gestellt.

Kurz darauf aber kam ihm zu Ohren, dass die Briten ihr Asylangebot zurückgezogen hätten. Bis das Revolutionskomitee entschied, wie mit den Romanows weiter zu verfahren wäre, saßen sie auf dem Anwesen fest.

Der Zar und die Zarin versuchten, zum Wohl ihrer Kinder ihr Leben so normal wie möglich fortzusetzen. Alexejs Hauslehrer, Pierre Gilliard, der sich ebenfalls zum Bleiben entschlossen hatte, gab weiter jeden Tag Französischunterricht. Der Zar selbst unterrichtete Geschichte und Geographie. In der Küche traf Pekkala immer auf dienstfreie Wachleute, die sich dort nach ihren Patrouillengängen aufwärmten. Sie wussten, wer er war, und Pekkala war aufrichtig überrascht, dass sie sich ihm gegenüber in keiner Weise feindselig gaben. Anders als die noch anwesenden Hauslehrer und Leibdiener gehörte er für sie nicht zu den Romanows. Warum er in Zarskoje Selo geblieben war, war ihnen ein Rätsel. Hinter vorgehaltener Hand ermutigten sie ihn zur Flucht und boten sogar ihre Hilfe an, um an den Absperrungen vorbeizukommen.

Die Wachleute selbst schienen keine eindeutigen Befehle zu haben, wie sie die Romanows zu behandeln hatten. An dem einen Tag konfiszierten sie Alexejs Spielzeuggewehr. Am nächsten gaben sie es ihm zurück. Einmal verboten sie der Zarenfamilie das Schwimmen im Großen See. Dann wurde das

Verbot wieder aufgehoben. Da es an eindeutigen Richtlinien mangelte, nahm ihre offene Feindseligkeit gegen die Romanows zu. Einmal rammte ein Wachmann sein Bajonett dem Zar in die Speichen des Fahrrads, auf dem er über das Anwesen fuhr, und der Zar schlug der Länge nach hin. Als er davon erfuhr, war Pekkala klar, dass es nur eine Frage der Zeit sein würde, bis das Leben der Romanows in Gefahr war. Nicht mehr lange, und sie würden auf ihrem Anwesen nicht sicherer sein als draußen vor den Toren. Wenn sie nicht bald von hier wegcamen, würden sie nie mehr wegkommen, und er würde mit ihnen untergehen.

Ich habe eine letzte Frage an Sie«, sagte Pekkala.

Katamidse zog die Brauen hoch.

»Warum reden Sie jetzt? Nach so vielen Jahren?«

»Eine Zeitlang«, sagte Katamidse, »wusste ich, dass ich nur am Leben blieb, wenn mich die Leute für verrückt hielten und kein Wort von dem glaubten, was ich sagte. Das Problem dabei ist nur, Inspektor, wenn man lange genug hier ist, wird man wirklich verrückt. Ich wollte das, was damals geschehen ist, noch loswerden, bevor ich selbst nicht mehr daran glaube.«

»Haben Sie keine Angst, dass der Mann, der den Zaren umgebracht hat, Sie findet?«

»Ich will doch, dass er mich findet«, flüsterte Katamidse. »Ich bin es leid, immer in Angst zu leben.«

Es war spät, als sie Swerdlowsk erreichten.

Der Emka holperte und rumpelte über das Kopfsteinpflaster der Hauptstraße, die sich durch die Stadt zog. Im nassen Glanz der nächtlichen Lichter sah die Straße aus wie die abgestreifte Haut einer riesigen Schlange.

Ordentlich gepflanzte Bäume säumten die Straße und trennten den für Fuhrwerke und Autos reservierten Bereich von dem für Fußgänger ab. Entlang des Bürgersteigs standen große, gepflegte Häuser, ihre Gärten lagen hinter weißen Lattenzäunen, die Fensterläden waren für die Nacht geschlossen.

Anton hatte den Befehl, sofort nach Ankunft dem örtlichen Polizeichef seine Papiere vorzulegen. Da die Dienststelle geschlossen war, wollten sie bis zum Morgen warten.

Nur die Schänke hatte geöffnet, ein niedriges Gebäude, vor deren weiß getünchten Wänden Bänke aufgebaut waren. Auf ihnen saßen alte, vollbärtige Männer, die die großen doppelhenkeligen Kupferbecher untereinander weiterreichten. Einige der Männer rauchten Pfeife, der Rauch kräuselte sich, ihre Gesichter wurden von der Glut beleuchtet. Argwöhnisch sahen sie dem vorbeifahrenden Emka hinterher.

Antons Richtungsanweisungen folgend, steuerte Kirow den Wagen in den Hof hinter einem großen zweigeschossigen Haus. Hohe Steinmauern schirmten es gegen Blicke von außen ab. Das Haus zeigte Anzeichen von Verfall; es war ihm anzusehen, dass niemand mehr hier wohnte. An den Fensterrahmen blätterte die Farbe ab, aus den Abflussrinnen wuchsen Gräser. Auch von der Gartenmauer bröckelten Farbe und Verputz, so dass stellenweise die nackten Steine zum Vorschein kamen. Alles schien von feindseliger Leere zu sein.

»Wo sind wir?«, fragte Kirow, als er ausstieg.

»Im Ipatjew-Haus«, erwiderte Anton. »Was wir das Haus für besondere Zwecke nennen.«

Anton zog einen Schlüssel aus der Tasche, mit dem er die Küchentür aufsperrte.

Die drei Männer traten ein. Er tastete nach dem Lichtschalter, betätigte ihn, aber die verstaubten Birnen blieben dunkel. An Nägeln an der Tür hingen mehrere Sturmlaternen, die Kirow schließlich mit dem Petroleum aus einer Kanne auffüllte, die er aus dem Emka geholt hatte. Jeder griff sich eine Laterne, und damit gingen sie durch die Küche, wichen den auf dem Boden liegenden klapprigen Stühlen aus und betraten einen Flur mit schmalen Bodendielen und einer hohen Decke, von der die Überreste eines kristallinen Kronleuchters hingen. Vor ihnen lag die Haustür, links davon führte eine Treppe in den ersten Stock. Rechts lag das vordere Zimmer mit seinem großen offenen Steinkamin.

Pekkala atmete die schale Luft ein. »Warum wohnt hier keiner mehr?«

»Das Haus wurde nach dem Verschwinden der Romanows geschlossen. Nikolai Ipatjew, der Besitzer, ist nach Wien abgereist und nie mehr zurückgekehrt.«

»Schauen Sie bloß«, sagte Kirow und deutete auf die Einschusslöcher in der Tapete. »Was sollen wir hier? Ziehen wir ins Hotel um.«

»Welches Hotel?«, fragte Anton.

Kirow blinzelte unsicher. »Da, wo wir übernachtet haben, als wir die Ermittlungen durchführten.«

»Wir bleiben hier«, sagte Anton.

Kirow riss die Augen auf. »Oh nein. Nicht hier!«

Anton zuckte mit den Schultern.

»Aber hier gibt es nichts!«, sagte Kirow.

»Doch, uns gibt es hier.«

»Ich meine, es gibt keine Möbel!« Kirow deutete in den vorderen Raum. »Sehen Sie doch!«

Durch die hohen Fenster an der einen Seite hatte man früher einen guten Blick auf die Straße. Nun hingen schwere, dunkelgrüne Samtvorhänge davor, die nicht nur zugezogen, sondern fest zusammengenäht waren, damit man sie auf keinen Fall aufziehen konnte.

»Es muss doch ein Hotel in der Stadt geben, eines mit einem anständigen Bett«, flehte Kirow.

»Gibt es«, sagte Anton, »aber das übersteigt unser Budget.«

»Was soll das heißen?«, fragte Kirow. »Können Sie nicht einfach Ihre Befehle vorzeigen, und wir bekommen, was wir wollen?«

»Die Befehle lauten, hier unser Hauptquartier aufzuschlagen.«

»Vielleicht gibt es oben Betten«, schaltete Pekkala sich dazwischen.

»Ja«, sagte Kirow. »Ich sehe mal nach.« Er lief die Treppe hinauf, seine Laterne ließ er hin und her schwingen. Sie warf unruhige Schatten.

»Es gibt keine Betten«, murmelte Anton.

»Was ist mit ihnen passiert?«, fragte Pekkala.

»Gestohlen«, erwiderte Anton, »wie alles andere auch. Der Familie Ipatjew wurde beim Auszug erlaubt, einige Besitztümer mitzunehmen – Bilder und dergleichen. Als die Romanows eintrafen, war nur noch das Nötigste da. Und als wir die Stadt verließen, kamen die braven Swerdlowsker Bürger und nahmen alles mit, was nicht niet- und nagelfest war, bevor die Weißen einmarschierten. Bis die kamen, war wahrscheinlich nichts mehr hier, was man hätte stehlen können.«

Kirow stapfte im darüberliegenden Stockwerk durch die Räume. Die Dielen knarrten unter seinen Schritten, seine Flüche hallten durchs ganze Haus.

»Wo ist der Keller?«, fragte Pekkala.

»Hier entlang«, sagte Anton. Mit erhobener Laterne führte er Pekkala durch die Küche zu einer blassgelben Tür. Die alte Messingklinke war über und über mit fettigen Fingerabdrücken verschmiert.

Anton öffnete die Tür.

Eine einfache Holztreppe führte nach unten in die Dunkelheit.

»Dort unten«, sagte Anton, »haben wir die Wachen gefunden.«

Sie stiegen in den Keller hinunter. Unten links lag der Kohlenkeller. Durch eine Falltür in der Decke konnten die Kohlen hineingeschaufelt werden. Jetzt lag nur noch Kohlestaub in den Ecken, dazwischen einige kleinere Kohlebrocken. Selbst die Kohle war gestohlen worden. Rechts der Treppe lag ein normalerweise durch eine Doppeltür abgeschlossener Raum. Die Türen aber standen offen und gaben den Blick frei auf einen vier Schritt breiten und zehn Schritt langen Raum mit niedrigem Gewölbe. Weißrosarot gestreifte Tapeten hingen an den Wänden. Auf den rosaroten Streifen erkannte Pekkala ein sich wiederholendes Bild, das ihn an die stilisierte Darstellung einer kleinen Schildkröte erinnerte. Räume wie diese wurden zur Aufbewahrung von Kleidung genutzt, die in der jeweiligen Jahreszeit nicht getragen wurde.

Auch dieser Raum, so sauber und ordentlich er einmal gewesen sein musste, war verwüstet. Große Teile der Tapete waren heruntergerissen, so dass darunter der Verputz, Steine und Erde zum Vorschein kamen, die sich auch über den Boden verteilt hatten. Die Wände waren übersät mit Einschusslöchern. Großflächige Flecken geronnenen Bluts bedeckten den Boden und hatten sich mit Mörtelbrocken vermischt. Blutschlieren schienen in der Luft zu hängen, und Pekkala musste zweimal hinsehen, bis ihm

klar wurde, dass das Blut nur an den Wänden klebte.

»Nach allem, was Katamidse erzählt hat«, sagte Pekkala, »wurden die Wachleute oben umgebracht und nach unten geschleift. Wahrscheinlich sollten die Ermittler, die sich unweigerlich die Frage stellten, woher das viele Blut stammte, in die Irre geführt werden.«

»Wenn du es sagst«, antwortete Anton. Er blickte sich nervös um.

Die Einschusslöcher in den Wänden schienen sie wie Augen anzustarren.

Pekkala entdeckte im Staub Geschosshülsen.

Er hob eine auf und drehte sie zwischen den Fingern hin und her. Mit dem Daumen rieb er die Rückseite sauber und sah den kleinen Abdruck des Schlagbolzens. Um den unteren Rand der Patrone zog sich ein russischer Schriftzug sowie das Datum 1918; die Munition musste zum Zeitpunkt des Abfeuerns also noch ganz neu gewesen sein. Er sammelte auch die anderen Hülsen ein, die vom gleichen Hersteller stammten und mit dem gleichen Datum versehen waren.

»Ich wollte mit dir reden«, sagte Anton.

Pekkala drehte sich zu seinem Bruder um, der mit der über den Kopf erhobenen Laterne wie eine Statue vor ihm stand. »Worüber?«, fragte er.

Anton sah über die Schulter, um sich zu vergewissern, dass Kirow außer Hörweite war. »Über das, was du als Märchen abgetan hast«, sagte er.

»Du meinst den Zarenschatz?«

Anton nickte. »Wir wissen beide, dass es ihn wirklich gibt.«

»Oh, es gibt ihn«, stimmte Pekkala zu. »Das habe ich nie bestritten. Das Märchen bezieht sich nur darauf, dass ich wusste, wo er versteckt ist.«

Anton war bemüht, seine Enttäuschung zu verbergen. »Der Zar hatte keine Geheimnisse vor dir. Du warst vielleicht der Einzige, dem er wirklich vertraut hat. Er muss dir gesagt haben, wo er sein Gold versteckt.«

»Selbst wenn ich wusste, wo es ist«, sagte Pekkala, »würde ich nicht im Traum daran denken, es mir zu holen – eben genau deshalb, weil der Zar mir vertraut hat.«

Anton packte seinen Bruder am Arm. »Der Zar ist tot! Sein Blut ist am Boden unter deinen Füßen. Jetzt bist du den Lebenden verpflichtet.«

»Wenn Alexej noch am Leben ist, gehört das Gold ihm.«

»Und meinst du nicht, dass nicht auch dir etwas zusteht, nach allem, was deine Treue dich gekostet hat?«

»Das einzige Gold, das ich brauche, ist das, was der Zahnarzt mir in die Zähne macht.«

»Und was ist mit Ilja? Was hat sie verdient?«

Pekkala zuckte zusammen, als er ihren Namen hörte. »Lass sie aus dem Spiel«, sagte er.

»Erzähl mir nicht, dass du sie vergessen hättest«, sagte Anton.

»Natürlich nicht. Ich denke die ganze Zeit an sie.«

»Und du meinst, vielleicht hat sie dich vergessen?«

Pekkala zuckte mit den Schultern, als schmerzten sie ihn, als wären die Schulterblätter plötzlich eine zu große Last für seinen Rücken.

»Du hast auf sie gewartet, oder?«, sagte Anton. »Wer will dann schon behaupten, sie hätte nicht auch auf dich gewartet? Sie hat ebenfalls einen Preis für ihre Treue gezahlt, aber ihre Treue galt nicht dem Zaren. Sondern dir. Und wenn du sie findest, hast du dafür zu sorgen, dass sie nicht auf der Straße betteln muss. Das bist du ihr schuldig.«

In Pekkalas Kopf drehte sich alles. Das Tapetenmuster tanzte vor seinen Augen, und die mattbraunen Flecken auf den Bodendielen schienen erneut wie frisches Blut zu glänzen und zu schimmern.

Es war März 1917.

Es klopfte an der Tür von Pekkalias Haus in Zarskoje Selo, wo er seit Wochen eingesperrt war. Als Pekkala die Tür öffnete, stand der Zar vor ihm. Obwohl sie beide hier gefangen waren, hatte ihn der Zar bislang nicht besucht. In einer Zeit wie dieser, in der ihrer beider Leben in der Schwebe hing, war ihm Pekkalias Privatsphäre heiliger gewesen als seine eigene.

Der Zar war in den vergangenen zwei Monaten gealtert. Er hatte dunkle Tränensäcke unter den Augen, aus seinen Wangen war alle Farbe gewichen. Er trug einen schiefergrauen Rock mit einfachen Messingknöpfen und enganliegendem Stehkragen. »Darf ich reinkommen?«, fragte er.

»Ja«, sagte Pekkala.

Der Zar wartete. »Vielleicht treten Sie dann zur Seite.«

Pekkala geriet beinahe ins Stolpern, als er Platz machte.

»Ich kann nicht lange bleiben«, sagte der Zar. »Ich stehe unter ständiger Bewachung. Ich muss zurück, bevor meine Abwesenheit auffällt.« Der Zar sah sich im niedrigen Zimmer um, ließ die Blicke über die blassgelben Wände, den kleinen offenen Kamin und den davorstehenden Stuhl schweifen. Dann musterte er Pekkala. »Ich möchte mich dafür entschuldigen, bislang keinen Kontakt mit Ihnen aufgenommen zu haben. Aber je weniger wir zusammen gesehen werden, desto besser ist es. Mir sind Gerüchte zu Ohren gekommen, dass wir, meine Familie und ich, irgendwann in den nächsten zwei Monaten von hier fortmüssen.«

»Wohin gehen Sie?«

»Jemand sagte etwas von Sibirien. Wenigstens wird die Familie zusammenbleiben. Das war Teil der Vereinbarung.« Er seufzte schwer. »Die Dinge haben sich zum Schlechteren gewendet. Ich war genötigt, Major Koltschak eine Nachricht zukommen zu lassen. Sie erinnern sich noch an ihn, oder?«

»Ja, Exzellenz. Ihre Versicherungspolice.«

»Genau. Und in Anbetracht dessen, dass man sich darum kümmern soll, was einem kostbar ist«, und der Zar lächelte schwach, »möchte ich, dass Sie, alter Freund, von hier verschwinden.« Er fasste in seine Tasche und zog eine Ledermappe heraus. »Hier sind die Dokumente für Ihre Reise.«

»Dokumente?«

»Gefälscht, natürlich. Ausweispapiere. Zugfahrkarten. Etwas Geld. Noch wird richtiges Geld angenommen. Die Bolschewiken hatten noch keine Zeit, ihre eigenen Scheine zu drucken.«

»Aber, Exzellenz«, protestierte er, »dem kann ich nicht zustimmen.«

»Pekkala, wenn Ihnen unsere Freundschaft jemals etwas bedeutet hat, dann zwingen Sie mich nicht, die Verantwortung für Ihren Tod zu übernehmen. Sobald wir von Zarskoje Selo fort sind, werden alle, die dann immer noch hier sind, zusammengetrieben und inhaftiert. Ich kann dann für Ihre Sicherheit ebenso wenig bürgen wie für meine eigene. Wenn die Wachen bemerken, dass Sie geflüchtet sind, Pekkala, werden sie nach Ihnen suchen. Je größer Ihr Vorsprung, umso besser. Sie wissen, mit Ausnahme des Haupttors und des Zugangs zur Küche sind alle Eingänge abgeriegelt. Es gibt allerdings einen in der Nähe des Lamskoj-Pavillons, der nur für Fahrzeuge gesperrt ist. Ein Mensch kann sich durchzwängen. Dort wartet ein Wagen auf Sie. Er wird Sie so weit wie möglich in Richtung finnische Grenze bringen. Der Zugverkehr in der Stadt ist eingestellt, aber auf dem Land fahren noch Züge. Mit ein wenig Glück kommen Sie so vielleicht nach Helsinki.« Der Zar hielt ihm die Ledermappe hin. »Nehmen Sie es, Pekkala.«

Pekkala nahm die Mappe entgegen.

»Ah. Und noch etwas«, sagte der Zar. Er fasste in die Innentasche seines Rocks und zog Pekkalias Ausgabe des Kalevala heraus, die er sich vor Monaten ausgeliehen hatte. »Womöglich haben Sie gedacht, ich hätte es vergessen.« Der Zar überreichte ihm das Buch. »Es hat mir sehr gefallen, Pekkala. Sie sollten mal wieder einen Blick hineinwerfen.«

»Aber, Exzellenz.« Pekkala legte das Buch auf den Tisch. »Ich kenne die Geschichten alle auswendig.«

»Vertrauen Sie mir, Pekkala.« Der Zar nahm erneut das Buch zur Hand und schlug damit Pekkala sacht gegen die Brust.

Verwirrt starrte Pekkala den Zaren an. »Wie Sie meinen, Exzellenz.«

Pekkala traten beinahe Tränen in die Augen, wenn er den Zaren so hörte. Ihm war nur allzu klar, dass es für ihn hier nichts mehr auszurichten gab. »Wann soll ich aufbrechen?«, fragte er.

»Jetzt!« Der Zar ging zur offenen Tür und zeigte über die weite Fläche des Alexander-Parks in Richtung Lamskoj-Pavillon. »Es ist an der Zeit, dass Sie sich mit Ihrer Schullehrerin häuslich niederlassen. Wo ist sie jetzt?«

»In Paris, Exzellenz.«

»Sie kennen ihren Aufenthaltsort?«

»Nein, aber ich werde sie finden.«

»Das bezweifle ich nicht«, erwiderte der Zar. »Darin wurden Sie ja schließlich ausgebildet. Ich wünschte, ich könnte mit Ihnen kommen.«

Sie wussten beide, wie unmöglich das war.

»Gehen Sie«, sagte der Zar. »Bevor es zu spät ist.«

Pekkala machte sich auf den Weg. Bevor er zwischen den Bäumen im Park verschwand, drehte er sich noch einmal um.

Der Zar stand an der Tür, sah ihm nach und hob zum Abschied die Hand.

In diesem Augenblick spürte Pekkala, wie etwas in ihm starb – als würde die Dunkelheit über sich selbst hereinbrechen.

Wenn du uns einfach hinbringen könntest«, sagte Anton. »Wir müssen uns ja nicht alles nehmen.«

»Es reicht«, sagte Pekkala.

»Kirow muss gar nichts davon erfahren.«

»Es reicht!«, wiederholte er.

Anton verstummte.

Das flackernde Laternenlicht warf ihre taumelnden Schatten an die Wände.

Anton drehte sich um und stapfte die Treppe hinauf.

»Anton!«, rief ihm Pekkala hinterher.

Sein Bruder reagierte nicht.

Es war zwecklos, ihm hinterherzulaufen. Pekkala richtete den Blick wieder auf die verstaubten Patronenhülsen in seiner Hand. Es waren 7,62-mm-Patronen, die zu einem M1895 Nagant-Revolver gehörten, einer Waffe mit einem überraschend dünnen Lauf, bogenförmigem Griff und großem Hammer. Trotz des ungelungen Aussehens war der Nagant ein Kunstwerk, dessen Schönheit erst zur Geltung kam, wenn man ihn benutzte. Er lag hervorragend in der Hand, war exakt ausbalanciert und verfügte für eine Handfeuerwaffe über eine ungewöhnliche Zielgenauigkeit.

Dass die Patronen zu einem Nagant gehörten, war an ihrer einzigartigen Form zu erkennen. Im Gegensatz zu den üblichen, aus der Patronenhülse ragenden Projektilen saß bei einem Nagant-Revolver das Projektil vollständig in der Messinghülle – was den Vorteil hatte, dass beim Abfeuern der Hülsenmundbereich der Patrone in den Lauf gedrückt wurde, wodurch sich der Spalt zwischen Trommel und Laufansatz schloss. Dadurch ergab sich nicht nur eine höhere Mündungsgeschwindigkeit, die Waffe konnte auch wirkungsvoll mit einem Schalldämpfer versehen werden. Schallgedämpfte Nagant-Revolver galten daher bald als bevorzugte Waffe von Attentätern, wie Pekkala nur allzu oft an den Tatorten feststellen konnte.

Der Lärm eines abgefeuerten Schusses in einem so beengten Raum musste ohrenbetäubend gewesen sein. Pekkala versuchte sich die Situation vorzustellen, nachdem die Waffen endlich geschwiegen hatten. Dichte Rauchschwaden, von den Wänden geplatzter Verputz. Blut, das im Staub versickert. »Ein Schlachthof«, murmelte er.

Pekkala ging hinauf und sah sich im übrigen Haus um. Auch die Wände an der Treppe waren mit Einschusslöchern übersät. Die Wachleute hatten sich also nicht kampfflos ergeben. Im ersten Stock, wo die Romanows untergebracht gewesen waren, gab es vier Schlafzimmer, zwei große und zwei kleine, dazu zwei Arbeitszimmer. Eines davon hatte offensichtlich dem Hausherrn als Büro gedient; die Wände waren dunkelgrün tapeziert, in eine Wand waren Bücherregale aus dunklem Holz eingepasst. Im anderen Zimmer mit seinen pfirsichfarbenen Wänden hatte einmal eine Polsterbank gestanden, auf der die Dame des Hauses die Passanten auf der Straße beobachten konnte. Jetzt lag die Bank umgestürzt im Zimmer, eines der Beine war von einer Kugel weggerissen. Ein ovaler Spiegel hing schief an der Wand, nur ein Glaszacken steckte noch im Rahmen, der Rest lag zersplittert am Boden. Die Deckenleuchte war mit Spinnweben überzogen, an den Fensterscheiben waren noch Spuren der weißen Farbe zu erkennen. Die Weißen mussten sie abgewaschen haben, als sie das Haus besetzten, dachte Pekkala.

Nachdem er durch das ganze Haus gegangen war, blieb er auf dem Treppenabsatz stehen. Sein Blick folgte dem polierten Treppengeländer, das sich sanft geschwungen ins Erdgeschoss hinunterzog. Er versuchte sich den Zaren in dieser Umgebung vorzustellen. Manchmal hatte der Monarch, wenn er durch die langen Korridore des Winterpalasts schritt, plötzlich innegehalten und war mitten im Satz verstummt. Dann hatte er regungslos dagestanden wie jemand, der einer fernen Musik lauschte und die Melodie zu erkennen versuchte. Pekkala ging die Treppe hinunter und musste an die Hirsche mit ihren gewaltigen Geweihen denken, die er in den Wäldern beobachtet hatte. Auch sie verharren manchmal so, wenn sie darauf warteten, dass sich die Gefahr zeigte, die sie bereits gewittert hatten.

Kurz darauf saßen die drei Männer müde und mit versteinelter Miene um den nackten Küchentisch. Das einzige Geräusch stammte von den Löffeln, mit denen sie die Konservendosen auskratzten. Teller oder Schüsseln hatten sie nicht. Anton hatte ein halbes Dutzend Dosen mit Gemüse und Fleisch aus Militärbeständen geöffnet und sie in die Mitte des Tisches gestellt. Hatte einer von ihnen genug von den Karottenscheiben, stellte er die Dose einfach zurück auf den Tisch und nahm sich die Dose mit den gewürfelten Roten Beeten. Ihr Trinkwasser holten sie draußen vom Brunnen und füllten es in eine Blumenvase, die sie in einem der oberen Räume gefunden hatten.

Kirow brach als Erster das Schweigen. Er schob die Fleischkonserve von sich und ließ sich gegen die Stuhllehne fallen. »Was muss ich noch alles ertragen?«

Er zog den Holzapfel, den ihm Pekkala gegeben hatte, aus der Tasche und legte ihn auf den Tisch. Der angemalte rote Apfel schien von innen heraus zu glühen. »Wenn ich ihn nur ansehe, läuft mir das Wasser im Mund zusammen«, sagte Kirow. Er holte seine Pfeife heraus. »Ich habe kaum noch Tabak, das macht es nicht unbedingt besser.«

»Kommen Sie, Kirow«, sagte Anton. »Was ist aus unserem frohgemuten kleinen Kommissar geworden?« Er zog einen dicken Lederbeutel aus der Tasche und inspizierte den Inhalt. Würziger Tabakgeruch zog über den Tisch. »Na, mein eigener Vorrat hält wohl noch eine Weile.«

»Leihen Sie mir welchen«, sagte Kirow.

»Sie haben Ihren eigenen«, antwortete Anton. Er wollte gerade zu einem weiteren Kommentar ansetzen, als ein kleiner Kiesel gegen die Fensterscheibe geworfen wurde.

Die drei Männer fuhren zusammen.

»Was zum Teufel war das?«, fragte Anton.

Kirow fiel die Pfeife aus dem Mund.

Ein weiterer Kiesel, lauter diesmal.

Anton zog seine Waffe.

»Jemand ist an der Tür«, sagte Pekkala.

Er musste von der Rückseite gekommen sein, um nicht vor dem Haus gesehen zu werden.

Pekkala ging nachsehen.

Die anderen blieben am Tisch sitzen.

Als Pekkala zurückkehrte, folgte ihm ein alter Mann mit mächtigem Bauch und breitbeinigem Gang, der wie ein Metronom hin und her schwankte, als er das Zimmer betrat.

»Das ist Jewgeni Majakowski«, sagte Pekkala.

Der Alte grüßte sie mit einem Nicken.

»Er sagt, er hat Informationen«, fuhr Pekkala fort.

»Ich erinnere mich an Sie«, sagte Anton.

»Ich erinnere mich auch an Sie.« Majakowski machte abrupt kehrt. »Dann gehe ich lieber mal wieder«, sagte er.

»Nicht so eilig.« Anton hob die Hand. »Bleiben Sie hier.« Er klopfte auf die Sitzfläche eines Stuhls. »Machen Sie es sich bequem.«

Zögernd ließ sich Majakowski nieder. Seine mit roten Äderchen überzogenen Wangen glänzten vor Schweiß.

»Woher kennt ihr euch?«, fragte Pekkala.

»Ach, er hat es schon mal mit dieser Masche versucht«, erwiderte Anton. »An dem Tag, als die Tscheka kam, ist er ebenfalls aufgetaucht und hat behauptet, er könne Informationen verkaufen und sich auch sonst ganz nützlich machen.«

»Und?«, fragte Kirow.

»Wir haben es nicht drauf ankommen lassen«, antwortete Anton.

»Sie haben mir die Nase gebrochen«, sagte Majakowski leise. »Sehr unhöfliches Benehmen.«

»Für Höflichkeiten waren wir nicht zuständig«, erwiderte Anton.

»Ich habe nicht gewusst, dass Sie es sind, als ich das Licht hier brennen sah«, sagte Majakowski und rutschte unruhig auf dem Stuhl herum. »Ich verschwinde wohl besser wieder.«

»Keiner wird Sie diesmal anrühren«, sagte Pekkala.

Majakowski warf ihm einen skeptischen Blick zu. »Ach ja?«

»Ich gebe Ihnen mein Wort«, sagte Pekkala.

»Ich habe was, was nicht ganz unwichtig ist«, sagte Majakowski und tippte sich mit einem feisten Finger an die Stirn.

»Wovon reden Sie?«, fragte Pekkala.

»Nach dem Einmarsch der Weißen ist eine Untersuchung eingeleitet worden. Den Weißen war klar, dass die Romanows tot waren. Aber sie hielten sich nicht lange mit der Suche nach den Mördern auf, sondern waren nur daran interessiert, den Roten die Schuld in die Schuhe zu schieben. Und dann sind die Roten zurückgekommen, und sie haben ebenfalls eine Untersuchungskommission eingesetzt. Genau wie die Weißen gingen auch sie davon aus, dass die Romanows nicht mehr am Leben waren, nur wollten sie die Wachen im Haus für die Morde verantwortlich machen. Alle vermuteten also, dass die Romanows tot waren, aber keiner wollte die Verantwortung dafür übernehmen. So, und dann gibt es da natürlich noch das, was wirklich passiert ist.«

»Und was ist wirklich passiert?«, fragte Pekkala.

Majakowski klatschte leise in die Hände. »Na, deshalb bin ich hier. Das möchte ich Ihnen verkaufen.«

»Wir haben kein Geld, um Informationen zu kaufen«, sagte Anton.

»Wir könnten tauschen«, flüsterte Majakowski.

»Tauschen? Was?«, fragte Kirow.

Majakowski fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. »Sie haben da eine hübsche Pfeife.«

»Was?« Kirow setzte sich mit einem Ruck auf. »Die bekommen Sie nicht.«

»Geben Sie ihm die Pfeife!«, herrschte Pekkala ihn an.

»Was?«

»Ja, die Pfeife würde mir gefallen«, sagte Majakowski.

»Aber die bekommen Sie nicht!«, brüllte Kirow. »Ich schlafe hier auf dem Boden, da können Sie nicht auch noch verlangen ...«

»Geben Sie ihm die Pfeife«, wiederholte Pekkala, »und hören wir uns an, was er zu sagen hat.«

Kirow flehte Anton an. »Er kann mich doch nicht dazu zwingen ...«

»Er hat es gerade getan«, sagte Anton.

»Keiner weiß, was ich weiß«, sagte Majakowski.

Kirow starrte Anton und Pekkala an. »Sie Schweinepriester.«

Beide musterten ihn geduldig.

Majakowski streckte ihm die Hand hin.

Anton verschränkte die Arme und lachte, als Kirow die Pfeife übergab.

»Und du gibst ihm deinen Tabak«, sagte Pekkala zu Anton und wies mit einem Nicken auf den Lederbeutel, der noch auf dem Tisch lag.

Abrupt verging Anton das Lachen. »Meinen Tabak?«

»Los!« Kirow schlug mit der Faust auf den Tisch. »Geben Sie ihm Ihren Tabak.«

Der Alte streckte wieder die Hand aus.

»Wehe, die Informationen taugen nichts.« Anton warf dem Alten den Lederbeutel hin. »In dem Fall werde ich mir Ihre Visage nämlich noch mal vornehmen.«

Die drei Männer warteten. Majakowski stopfte sich die Pfeife und zündete sie mit einem Streichholz an, das er aus seiner Weste zog und an der Schuhsohle entfachte. Zufrieden paffend begann er zu erzählen: »Ich habe in den Zeitungen gelesen, dass die Romanows tot sind.«

»Das hat jeder gelesen!«, sagte Kirow. »Die ganze Welt hat es gelesen.«

»Ja.« Majakowski nickte. »Aber es stimmt nicht.«

Anton wollte schon wieder losbrüllen, aber Pekkala brachte ihn mit einer Handbewegung zum Schweigen.

Grummelnd ließ sich Anton auf seinen Stuhl fallen.

»Majakowski«, sagte Pekkala, »warum glauben Sie, dass sie nicht tot sind?«

»Weil ich alles mit eigenen Augen gesehen habe!«, antwortete Majakowski. »Ich wohne gleich auf der anderen Straßenseite.«

»Gut, erzählen Sie, was geschehen ist«, sagte Pekkala.

»In der Nacht damals, als die Romanows gerettet wurden, sind die Tscheka-Wachen plötzlich aus dem Ipatjew-Haus in den Hof gestürzt. Dort hatten sie zwei Laster stehen, auf einen davon sind sie aufgesprungen und losgefahren.«

»Wir hatten einen Anruf erhalten«, mischte sich Anton ein. »Der Befehl lautete, eine Straßensperre zu errichten. Die Weißen standen vor dem Angriff auf die Stadt. Hatte man uns jedenfalls erzählt.«

»Wie auch immer, ein paar Minuten später, nachdem der Laster fort war, ist der Idiot Katamidse aufgetaucht. Das ist der, der jetzt in Wodowenko eingesperrt ist. Kein Wunder! Nennt sich Künstler, ha, ich habe seine Kunst gesehen! Nackte Frauen! Da gibt es auch einen anderen Namen dafür. Und diese Bilder waren noch nicht mal billig ...«

»Majakowski!«, unterbrach Pekkala. »Was ist passiert, als der Fotograf kam?«

»Die Wachen haben ihn reingelassen, und ein paar Minuten danach ist ein Tscheka-Offizier aufgetaucht. Er hat angeklopft, und die Wachen haben die Tür aufgemacht. Dann waren Schüsse zu hören.«

»Und was haben Sie gesehen?«, fragte Pekkala.

»Eine richtige Schießerei«, antwortete Majakowski.

»Einen Moment«, unterbrach Anton. »Es gab einen hohen Zaun, der bis auf die Eingangstür und die Hofeinfahrt um das ganze Gebäude verlief. Wie wollen Sie da irgendwas gesehen haben?«

»Ich sagte doch, ich wohne gegenüber. Ich habe ein kleines Fenster im Dachstuhl. Von dort oben konnte ich über den Zaun sehen.«

»Aber die Fenster waren doch angestrichen«, sagte Anton.

»Das Mündungsfeuer der Waffen hat durch die Farbe geleuchtet. Als die Schießerei vorbei war, ist die Eingangstür aufgefliegen, und Katamidse ist herausgekommen und davongerannt.«

»Könnte es sein, dass Katamidse an der Schießerei beteiligt war?«, fragte Pekkala.

Majakowski lachte. »Wenn Sie dem eine Waffe in die Hand drücken, weiß er nicht, an welchem Ende die Kugeln rauskommen. Und wenn Sie glauben, er wäre tapfer genug, das Ipatjew-Haus anzugreifen, um den Zaren zu retten, dann kennen Sie Katamidse nicht.«

»Was ist passiert, nachdem Katamidse fort war?«, fragte Pekkala.

»Etwa zwanzig Minuten danach hat der zweite Tscheka-Laster den Hof verlassen. Das waren die Romanows, die mit dem Mann, der sie gerettet hat, geflohen sind. Kurz danach ist der erste Laster zurückgekehrt. Die Tscheka hat bemerkt, dass sie hinters Licht geführt worden sind. Und dann war die Hölle los. Die Wachleute waren tot. Ich habe gehört, wie einer von ihnen sagte, dass die Romanows entkommen seien.«

»Woher wollen Sie wissen, dass die Wachleute tot waren?«, fragte Pekkala.

»Weil ich am nächsten Tag gesehen habe, wie ihre Leichen in den Hof getragen wurden. Die Leichen der Romanows habe ich nicht gesehen. Daher weiß ich, dass sie geflohen sind. Das ist die Wahrheit, egal, was in den Zeitungen steht.«

Eine Weile herrschte Schweigen im Raum, nur Majakowski war zu hören, der an der Pfeife zog.

»Der Mann, der die Romanows angeblich befreit hat«, sagte Kirow schließlich. »Haben Sie sein Gesicht gesehen?«

Pekkala sah zu Kirow.

Kirow wurde rot. »Ich meine ...«

Anton unterbrach ihn. »Ja, was meinen Sie, Jungkommissar? Ich wusste gar nicht, dass jetzt Sie die Ermittlungen leiten.«

Majakowski verfolgte das alles wie ein Zuschauer bei einem Tennis-Match.

»Schon gut.« Pekkala wies mit einem Nicken zu Kirow. »Fahren Sie fort.«

Anton warf die Hände in die Luft. »Na, das nenne ich jetzt aber wirklich mal einen Fortschritt.«

Kirow räusperte sich. »Können Sie den Mann beschreiben, Majakowski?«

»Er stand mit dem Rücken zu mir. Es war dunkel.« Majakowski stocherte zwischen seinen Vorderzähnen. »Ich weiß nicht, wer er war, aber ich kann Ihnen sagen, wer den Zaren gerettet hat ... nach allem, was sie gesagt haben.«

»Wer hat was gesagt?«, fragte Pekkala.

»Na, sie!« Majakowski zuckte mit den Schultern. »Ich habe doch keine Namen. Die, die da waren und sich unterhalten haben, daher weiß ich doch, was sie gesagt haben.«

»Gut«, sagte Kirow. »Was haben sie gesagt? Wer hat den Zaren gerettet?«

»Ein berühmter Mann. Ich wünschte mir, ich hätte ihn mal kennengelernt.«

»Wer?«

»Inspektor Pekkala«, sagte Majakowski. »Das Smaragdauge höchstpersönlich.«

Die drei Männer, die sich gespannt nach vorn gebeugt hatten, ließen sich gegen die Stuhllehne fallen. Alle drei seufzten vernehmlich auf.

»Was ist los?«, fragte Majakowski.

»Was los ist?«, sagte Kirow. »Das Smaragdauge sitzt direkt vor Ihnen.« Er deutete auf Pekkala.

Majakowski nahm die Pfeife aus dem Mund und zeigte mit dem Stiel auf Pekkala. »Na, Sie kommen aber ganz schön rum.«

Keine achtundvierzig Stunden nachdem er sich vom Zaren verabschiedet hatte, wurde Pekkala auf dem kleinen Bahnhof Vainikkala von einer Abordnung der Bahnpolizei der Rotgardisten festgenommen. Die Lage entlang der Grenze war nach wie vor verworren. Auf manchen Bahnhöfen gab es finnisches Personal, andere standen unter russischer Kontrolle, obwohl sie noch weiter im Westen lagen. Zu ihnen gehörte Vainikkala.

Es war spätnachts, als die Rotgardisten zustiegen. Sie trugen grobe schwarze Wollmäntel mit kirschroten gesäumten Kragen, um den rechten Oberarm hatten sie selbstgefertigte rote Bänder gewickelt, auf die ein Hammer und ein Pflug gezeichnet waren – die bald darauf von Hammer und Sichel abgelöst werden sollten, den Symbolen der Sowjetunion. Passend zur Uniform trugen sie schwarze Kappen, auf denen vorn ein großer roter Stern aufgenäht war.

Laut Pekkalas gefälschten Papieren war er Gynäkologe. Die Papiere waren schon vor einiger Zeit auf Befehl des Zaren von der Ochrana-Druckerei angefertigt worden, von ihrer Existenz aber hatte Pekkala erst erfahren, als der Zar ihm zwei Tage zuvor befohlen hatte, das Land zu verlassen. Die Papiere inklusive Reiseerlaubnis waren perfekt ausgeführt und wiesen alle relevanten Fotos, Stempel und Unterschriften auf. Ihretwegen war er nicht aufgehalten worden.

Pekkala beging den Fehler, den Kopf zu heben und einem der Gardisten direkt in die Augen zu schauen, als sich die drei durch den schmalen Gang im Waggon schoben. Auf ihren Schultern schmolz der Schnee, von ihren Waffen perlte Wasser.

Der erste Gardist stolperte über den Tragegurt einer drei Reihen vor Pekkala unter dem Sitz verstaute Tasche, er fiel der Länge nach hin und fluchte aus Leibeskräften. Die Leute im Abteil zuckten bei seinen hervorgestoßenen Obszönitäten zusammen. Der Gardist riss den Kopf hoch. Er war wütend und fühlte sich blamiert. Und den Ersten, den er erblickte, war Pekkala, der ihm in diesem Moment zufällig in die Augen sah.

»Los«, sagte der Gardist. Er zerrte Pekkala auf die Beine und brachte ihn aus dem Zug.

Der erste Atemzug in der kalten Luft fühlte sich an, als hätte er Pfeffer in der Lunge.

Ein Dutzend Menschen war aus dem Zug geholt worden, vor allem Männer, aber auch einige elegante Frauen, die nun auf dem Bahnsteig zusammenstanden. Der Name der Ortschaft war unter dem Eis auf dem Schild nur schwer zu entziffern.

Dampfend wartete der Zug darauf, die Fahrt nach Helsinki fortsetzen zu können.

Pekkala überdachte seine Lage. Die Männer, mit denen er es hier zu tun hatte, waren wahrscheinlich ehemalige Soldaten, kaum dafür ausgebildet, gut gefälschte Papiere zu erkennen oder jene Fragen zu stellen, die nötig wären, damit sich jemand, der sich für eine andere Person ausgab, verriet. Eine einzige gezielte Frage zur Gynäkologie, und Pekkalas Tarnung wäre aufgefliegen. Er hatte keine Zeit mehr gehabt, sich auf seinen neuen Beruf vorzubereiten.

Pekkala trug den Webley in einem Holster am Körper. Er hätte den Mann, der sie bewachte, problemlos erschießen und in die Dunkelheit davonlaufen können, solange die anderen noch den Zug durchsuchten. Aber ein Blick in den dichten Wald mit seinen hohen Schneemassen genügte, und Pekkala wusste, dass er nicht weit kommen würde. Selbst wenn sie ihn nicht erwischten, würde er aller Voraussicht nach erfrieren.

Er konnte nur hoffen, dass die Rotgardisten bald ihre Neugier befriedigt hatten, ihr Stolz wiederhergestellt war und sie alle wieder einsteigen konnten.

Er hatte vor, seine Eltern zu besuchen, um dann weiter nach Stockholm und Kopenhagen und von dort nach Paris zu reisen, wo er sich auf die Suche nach Ilja machen konnte.

Die übrigen Rotgardisten verließen den Zug.

Passagiere hinter den Waggonfenstern wischten Kreise in die beschlagenen Scheiben, um zu sehen, was draußen vor sich ging.

Der Rotgardist, der gestolpert war, schritt die Reihe der aus dem Zug geholten Fahrgäste ab und

inspizierte die Papiere. Er war ein wenig zu groß für seine Uniform, die Ärmel hörten ein gutes Stück über den Handgelenken auf. Zwischen den Lippen baumelte eine angezündete Zigarette, und wenn er sprach, hörte er sich an, als hätte er einen eingeklemmten Gesichtsnerv.

»Gut«, sagte er zu einem der Männer. »Du kannst gehen.«

Ohne aufzusehen, rannte der Mann zum Zug.

Zwei Frauen, die vor Pekkala in der Reihe gestanden hatten und nicht fortgelassen wurden, warteten weinend im grellen Schein der Bahnhofslichter. Es hatte zu schneien begonnen, die Flocken trieben in dichten Schwaden über den Bahnsteig.

Der Rotgardist kam zu Pekkala. »Ein Arzt«, sagte er.

»Ja, Herr«, erwiderte Pekkala, den Blick zu Boden gerichtet.

»Wie heißt dieser Knochen?«, fragte der andere.

Und damit wusste Pekkala, dass er in der Falle saß. Nicht weil er den Knochen nicht benennen konnte – nach seiner Ausbildung bei Bandelejew und den langen Jahren in der Leichenkammer seines Vaters, wo die Abbildung eines menschlichen Skeletts an der Wand gehangen hatte, gab es kaum einen Knochen, den er nicht kannte. Nein, er saß in der Falle, weil er nie und nimmer freigelassen würde, wenn er Blickkontakt mit dem Rotgardisten aufnahm. Es war völlig egal, ob der Rotgardist ihm oder einem Hund gegenüberstand; für ihn war das bloß ein Spiel.

»Dieser Knochen hier«, sagte er und schnippte mit den Fingern, um Pekkalas Aufmerksamkeit zu erregen.

Pekkala starrte nach wie vor auf seine Füße. Schneeflocken landeten auf seinen Stiefeln.

Der Zug schnaufte ungeduldig.

Zigarettenrauch strich an seinem Gesicht vorbei.

»Antworte, verdammt noch mal!«, sagte der Rotgardist.

Pekkala blieb nichts anderes übrig, als den Kopf zu heben.

Der Rotgardist grinste ihn an. Die Zigarette war so weit heruntergebrannt, dass die Glut fast seine Lippen berührte. Er deutete mit der Hand neben seinen Kopf und bewegte langsam die Finger, als wollte er ihn spöttisch grüßen.

Ihre Blicke trafen sich.

Als der Zug losfuhr, blieben nur Pekkala und eine Frau zurück.

Pekkala wurde mit Handschellen an eine Bank gefesselt. Die Rotgardisten zerrten die Frau in den Wartesaal.

Pekkala hörte ihre Schreie.

Eine halbe Stunde später kam die Frau nackt auf den Bahnsteig gerannt.

Der Schneefall hatte aufgehört. Zwischen den vorbeitreibenden Wolkenfetzen war der volle Mond sichtbar. Irgendwann war der gefallene Schnee nicht mehr auf Pekkalas Mantel geschmolzen, sondern hatte sich auf ihn gesetzt und war immer dicker geworden, wie der Pelz eines Eisbären. Er spürte seine Hände nicht mehr. Die Handschellen waren so kalt, dass sie ihm an der Haut festfroren. Seine Zehen waren so hart wie Kugeln, die in die weichen Füße gehämmert waren.

Die Frau erreichte das Ende des Bahnsteigs. Sie schlitterte im Schnee, drehte sich kurz um und sah zu Pekkala.

In ihrem Gesicht lag die gleiche panische Angst, die er einmal in den Augen eines alten, am Straßenrand zusammengebrochenen Pferdes gesehen hatte. Der Besitzer hatte damals ein Puukko-Messer gezückt und sich darauf vorbereitet, dem Tier die Kehle durchzuschneiden. Er hatte sich neben das Pferd gesetzt und das Messer an einem kleinen Wetzstein geschliffen, den er sich aufs Knie gelegt hatte. Und die ganze Zeit hatte das Pferd ihn mit verängstigtem Blick beobachtet.

Die Frau sprang vom Bahnsteig, fiel schwer auf die tiefer liegenden Gleise, bevor sie sich aufrappelte und auf den Gleisen in Richtung Helsinki lief.

Die Rotgardisten kamen auf den Bahnsteig. Einer von ihnen hielt sich den Finger an die blutende Lippe. Lachend sahen sie sich um.

»He!« Einer von ihnen trat Pekkala gegen das Bein. »Wo ist sie?«

Bevor er darauf antworten konnte, hatte der Anführer sie entdeckt. Sie lief immer noch. Alabasterweiß glänzte ihr nackter Körper im Mondlicht, über ihrem Kopf stiegen seidene Atemwölkchen auf. Der Rotgardist zog seine Pistole, eine Mauser C96 mit montierbarem Anschlagsschaft, der es ermöglichte, die Waffe wie ein Gewehr abzufeuern. Der Rotgardist klemmte sich den Schaft gegen die Schulter und visierte die Frau an.

Die Pistole gab einen trockenen Knall von sich. Eine Patronenhülse wurde ausgeworfen und landete vor Pekkalas Füßen im Schnee. Ein dünner Rauchfaden stieg auf.

Die anderen Gardisten standen am Bahnsteigrand und spähten in die Dunkelheit.

»Sie läuft immer noch«, sagte einer von ihnen.

Der Anführer zielte erneut und feuerte.

Korditgeruch lag in der kalten Luft.

»Vorbei«, sagte einer der Rotgardisten.

Der Anführer fuhr herum. »Dann geht mir doch mal aus dem Weg!«

Die anderen beiden, gut und gern drei Schritte von ihm entfernt, wichen gehorsam noch weiter zurück. Pekkala beugte sich vor. Undeutlich erkannte er die rennende Frau, deren Körper wie eine Kerzenflamme zwischen den silbernen Gleisen schimmerte.

Wieder legte der Anführer an und gab schnell hintereinander zwei Schüsse ab.

Die Frau stürzte zu Boden.

Der Anführer setzte den Schaft in die Ellbogenbeuge, so dass der Lauf in den Himmel zeigte.

»Sollen wir sie holen?«, fragte einer der anderen.

»Lasst sie erfrieren«, erwiderte der Anführer. »Am Morgen wird sie nicht mehr da sein.«

»Warum nicht?«

»Vor der Morgendämmerung kommt noch ein Zug. Wenn der sie überrollt, zersplittert sie wie Glas.«

Am folgenden Morgen stülpte ein Rotgardist Pekkala eine schwarze Kapuze über den Kopf. Als der Zug aus Helsinki einfuhr, wurde Pekkala, blind und nach Atem ringend, über den Bahnsteig geschoben. Grobe Hände hieften ihn in einen Waggon. Dann lag er im unbeheizten Gepäckabteil, mit den Handschellen an einen darin transportierten Motor gefesselt, bis der Zug in Petrograd einlief.

Pekkala folgte Majakowski zur Tür. »Was, wenn die Romanows auf dem Laster waren ...?«

Majakowski drehte sich um. »Das waren sie, sagte ich doch schon.«

»Aber was, wenn sie tot waren, als der Laster sie weggebracht hat?«

»Hören Sie«, sagte Majakowski. »Jeder in der Stadt weiß, dass die Tschekisten nur eine Aufgabe hatten: Sie sollten dafür sorgen, dass die Romanows tot sind, wenn die Weißen in die Stadt einmarschieren. Deshalb haben sie die örtliche Miliz rausgeworfen, die das Ipatjew-Haus bewacht hat. Moskau wollte absolut sichergehen, dass die Tscheka den Exekutionsbefehl ausführt, wenn die Weißen anrücken, und nicht einfach davonläuft, wie es vielleicht die Miliz getan hätte. Wenn irgendein Außenstehender es darauf angelegt hätte, die Romanows umzubringen, hätte er nur warten müssen, bis die Weißen auftauchen. Wenn also jemand ins Haus eindringt und bei einer Schießerei mit den Wachen sein Leben aufs Spiel setzt, dann doch nur jemand, der die Zarenfamilie nicht töten, sondern befreien möchte.«

Nachdem Majakowski gegangen war, kehrten die drei Männer an den Tisch zurück.

»Warum haben Sie ihn weiterreden lassen?«, fragte Kirow. »Obwohl Sie doch wissen, dass er uns nur einen Haufen Lügen aufischt.«

»Zum ersten Mal stimme ich unserem Jungkommissar zu«, sagte Anton. »Und das Schlimmste ist: Majakowski glaubt auch noch, er wäre mit seinen Lügen durchgekommen.«

»Majakowski ist davon überzeugt, uns nicht belogen zu haben«, sagte Pekkala. »Er glaubt wirklich, dass du und die Tscheka die Miliz abgelöst habt, damit ihr die Familie ermorden konntet.«

»Wir haben die Miliz abgelöst«, erwiderte Anton, »weil sie die Romanows bestohlen hat. Der Zar war von einer Gaunerbande bewacht worden. Es war unprofessionell. Man konnte sich auf sie nicht mehr verlassen.«

»Aber du siehst, wie eure Ankunft auf einen Außenstehenden gewirkt haben muss. Deshalb glaubt Majakowski auch, was er uns erzählt. Es ist wichtig zu wissen, wie Menschen ein Verbrechen wahrgenommen haben, auch wenn man weiß, dass es nicht der Wahrheit entspricht.«

»Entweder ist es wahr, oder es ist nicht wahr.« Anton griff sich den Holzapfel und warf ihn Pekkala zu. »Du klingst schon wie der Typ, der uns diesen Apfel gegeben hat.«

»Mit dem Unterschied, dass wir ein Verbrechen aufklären, aber keines begehen«, sagte Pekkala.

Anton breitete beschwichtigend die Arme aus. »Wie du willst, schließlich leitest du die Ermittlungen. Ich jedenfalls verziehe mich in die Schänke, mal sehen, ob ich dort jemanden um Tabak anhauen kann, sonst kommt man ja kaum an welchen ran.« Er knallte die Tür hinter sich zu.

Kirow und Pekkala machten daraufhin im vorderen Zimmer Feuer, holten die Stühle aus der Küche und ließen sich vor dem offenen Kamin nieder. Sie hatten sich Decken um die Schultern gelegt und streckten die Hände den Flammen entgegen.

Pekkala zog aus der Manteltasche das alte Buch, das er mitgebracht hatte, und vertiefte sich darin.

»Was ist das?«, fragte Kirow nach einer Weile.

»Das *Kalevala*«, murmelte Pekkala und las weiter.

»Das was?«

Pekkala seufzte und legte das Buch auf seinem Knie ab. »Ein Buch mit Geschichten«, erklärte er.

»Was für Geschichten?«, fragte Kirow.

»Legenden«, antwortete Pekkala.

»Ich kenne keine Legenden«, sagte Kirow.

»So was wie Gespenstergeschichten. Man muss sie nicht glauben, aber man kann sich vorstellen, dass vielleicht doch ein Körnchen Wahrheit in ihnen steckt.«

»Glauben Sie an Gespenster, Pekkala?«

»Warum fragen Sie das, Kirow?«

»Weil ich gerade eines gesehen habe«, sagte er.

Pekkala richtete sich auf. »Was?«

Kirow zuckte mit den Schultern. »Beim Feueranschüren, da hat jemand zum Fenster hereingeschaut.« Er deutete zum Vorhang neben dem Kamin. Von ihrem Platz aus war ein Teil des Fensters zu erkennen, das nicht vom Vorhang verdeckt wurde. Dahinter lag die Straße und die Silhouette der Äste, die sich im Mondlicht wie seltsame Meereswesen hin und her bewegten.

»Wahrscheinlich nur ein Betrunkener auf dem Heimweg von der Schänke, der sehen wollte, warum hier Licht brennt«, sagte Pekkala. »Menschen sind neugierig.«

Kirow kratzte sich die geröteten Wangen. »Es ist nur ... na ja ... es klingt so ...«

»Was, Kirow? Spucken Sie es schon aus ... damit ich wieder mein Buch lesen kann.«

»Es ist nur ... ich hätte schwören können, dass der Zar zum Fenster hereingeschaut hat. Sein Bart. Diese traurigen Augen. Das alles kenne ich natürlich nur von Bildern. Außerdem war es dunkel.« Er atmete langsam aus. »Vielleicht habe ich mir alles nur eingebildet.«

Pekkala stand auf, verließ das Zimmer und öffnete die Eingangstür. Der nächtliche Wind strich über ihn hinweg. Lange stand er so da, starrte zu den Fensterläden der Häuser auf der gegenüberliegenden Straßenseite und hielt nach allem Ausschau, was auf einen möglichen Beobachter hinweisen könnte. Er entdeckte niemanden, hatte aber das Gefühl, beobachtet zu werden.

Als Pekkala ins Zimmer zurückkehrte, hockte Kirow vor dem Kamin und legte Teile eines zerbrochenen Stuhls nach.

Pekkala nahm wieder Platz.

Die Flammen knisterten.

»Sagte doch, dass ich mir alles nur eingebildet habe«, sagte Kirow.

»Möglich«, erwiderte Pekkala.

Pekkala fuhr aus dem Schlaf hoch.

Das Geräusch von splitterndem Glas hatte ihn geweckt.

Von Anton war nichts zu sehen. Seine Decke lag noch zusammengelegt auf dem Kaminsims.

Kirow war bereits auf den Beinen. Die Haare standen ihm nach allen Richtungen weg. »Es ist von dort gekommen.« Er zeigte zur Küche, ging dann in das andere Zimmer und entzündete eine der Laternen.

Pekkala schlug die Decke zurück und strich sich übers Gesicht. Vielleicht nur Anton, dachte er, der sich ausgesperrt hatte und ein Fenster einschlug, damit er hereinkam.

»Diese verfluchten Kinder!«, kam es von Kirow.

Pekkala stand auf, griff sich den Webley-Revolver, streckte die steifen Glieder und ging in die Küche. Das Erste, was er sah, war die zerbrochene Fensterscheibe über der Spüle. Glasscherben lagen auf dem Boden.

Kirow beugte sich zum zerbrochenen Fenster vor. »Haut ab!«, schrie er in die Dunkelheit. »Verschwindet!«

»Was haben sie reingeworfen?«, fragte Pekkala.

»Ein Stuhlbein«, antwortete Pekkala.

Pekkala stockte der Atem.

Kirow hielt eine deutsche Stielhandgranate hoch. Sie bestand aus einem grauen Metallzylinder von der Größe einer Konservendose, aus dem ein Holzstab ragte, der etwas kürzer war als der Unterarm eines Mannes und dem Werfer erlaubte, die Granate relativ weit zu schleudern.

»Was?«, sagte Kirow nur. Er sah zu Pekkala, dann zu dem Ding in seiner Hand, und plötzlich dämmerte es ihm. »O mein Gott«, flüsterte er.

Pekkala riss Kirow die Granate aus der Hand und schleuderte sie durch die Fensterscheibe nach draußen. Noch in der gleichen Bewegung zog er Kirow mit sich auf den Boden.

Klappernd landete die Handgranate im Hof.

Pekkala presste sich die Hände auf die Ohren, öffnete zum Druckausgleich den Mund und wartete auf die Detonation. Wenn die Männer draußen richtig ausgebildet waren, würden sie sofort nach der Explosion ins Haus stürmen. Pekkala schob sich so dicht wie möglich an die Wand, um die Verletzungsgefahr zu verringern, wenn die Fenster und die Tür aufgesprengt würden. Handgranaten wie diese hatten einen auf sieben Sekunden eingestellten Zeitzünder. Pekkala und Kirow warteten und zählten die Sekunden, aber die Explosion blieb aus. Überzeugt, einen Blindgänger vor sich zu haben, stand Pekkala schließlich auf und sah in den Hof hinaus. Glitzernd fiel das Mondlicht auf die Glasscherben und die Windschutzscheibe des Emka und tauchte den Hof in geometrische Muster aus bläulichem Licht und scharfkantigen schwarzen Schatten.

Er stupste Kirow mit dem Fuß an. »Gehen wir«, sagte er.

Vorsichtig gingen die beiden Männer in den Hof hinaus. Der Himmel war sternenklar.

Das Tor stand offen. Als sie sich hingelegt hatten, war es geschlossen gewesen.

»Sollen wir die Verfolgung aufnehmen?«, fragte Kirow.

Pekkala schüttelte den Kopf. »Wenn ihnen klarwird, dass die Granate nicht detoniert ist, kommen sie vielleicht zurück. Besser, wir warten hier auf sie.«

Kirow ging seine Waffe holen. Neben dem Schuppen entdeckte Pekkala die Handgranate, gleich daneben, wie er beim Näherkommen bemerkte, lag eine kleine weiße Murmel. Erst bei genauerem Hinsehen erkannte er, dass es sich dabei um den Abreißknopf handelte. Üblicherweise saß auf dem Stielende eine Gewindeschutzhülse, sie musste abgeschraubt werden, damit der im Stiel verstaute Abreißknopf betätigt und die Granate scharf gemacht werden konnte. Wer also diese Handgranate geworfen hatte, hatte zwar die Schutzhülse entfernt, aber nicht die Reißschnur gezogen.

»Vielleicht war es als Warnung gedacht«, sagte Kirow, als ihm Pekkala erklärt hatte, warum die Handgranate nicht detoniert war.

Pekkala wog die Granate in der Hand und schlug sich mit der Sprengkapsel gegen die Handfläche.

Schließlich vereinbarten sie, dass Kirow vor dem Haus Wache halten sollte, während Pekkala in der Küche blieb. Sie löschten sämtliche Lichter, er legte den Webley und die Handgranate vor sich auf den mit winzigen Glassplittern übersäten Tisch und starrte durch die zerborstene Fensterscheibe hinaus in die Dunkelheit, bis ihm Schatten vor den Augen tanzten.

In der Morgendämmerung tauchte Anton auf. Er marschierte schnurstracks zum Brunnen und betätigte den elegant gebogenen Pumpenschwengel. Die Pumpe gab ein schrilles Kreischen von sich.

Kurz darauf ergoss sich ein silberner Wasserschwall aus der Pumpe. Anton steckte den Kopf darunter, glitzernd spritzte ihm das Wasser über die Schultern. Dann strich er sich bei geschlossenen Augen und geöffnetem Mund mit beiden Händen die Haare zurück.

In diesem Augenblick wurde Pekkala klar, dass er diese Pumpe schon mal gesehen hatte.

Auf einem Bild in einer *Prawda*, die zusammen mit seiner Winterration am Ende des Waldwegs in Krasnagoljana zurückgelassen worden war.

Der Zar und sein Sohn Alexej schnitten mit einer großen, von zwei Männern zu bedienenden Säge Holz. Neben ihnen war Holz aufgeschichtet. Und im Hintergrund war die Pumpe zu sehen. Das Bild musste während der Gefangenschaft des Zaren in diesem Haus aufgenommen worden sein. Der Monarch trug einen einfachen Kittel, wie ihn vermutlich auch seine Bewacher getragen hatten, Alexej dagegen einen schweren Mantel mit Pelzkappe, der gegen die Kälte schützte, die sein Vater überhaupt nicht zu spüren schien.

Als Pekkala diese Fotografie gesehen hatte, war der Zar schon über ein Jahr tot gewesen.

Pekkala dachte an das Gesicht, das Kirow im Fenster gesehen hatte. Vielleicht spukte es ja wirklich in diesem Haus.

Anton kam in die Küche. Seine Augen waren gerötet, die Augäpfel gelblich verfärbt. Eine der Wangen war aufgeschürft, und am Wangenknochen hatte er einen dunklen Bluterguss.

»Was ist mit dir passiert?«, fragte Pekkala.

»Sagen wir, Majakowski ist nicht der Einzige in der Stadt, der sich noch an mich erinnert.«

»Wir hatten letzte Nacht Besuch«, sagte Pekkala. Er legte die Handgranate auf den Tisch.

Anton stieß einen leisen Pfiff aus. Er inspizierte die Granate. »Blindgänger?«

»Sie wurde nicht scharf gemacht.«

»Das passiert nicht aus Versehen.«

»Es ist eine Warnung«, sagte Pekkala. »Das nächste Mal dürften wir nicht mehr so viel Glück haben.«

»Ich muss der Polizei meine Papiere vorlegen, bevor du offiziell mit deinen Ermittlungen beginnen kannst«, sagte Anton. »Du kannst mitkommen, vielleicht wissen die ja was.«

Alexander Kropotkin, der Polizeichef von Swerdlowsk, war ein stämmiger, breitschultriger Mann mit dichten blonden Haaren, die er sich in die Stirn kämmte.

Pekkala und Anton standen vor seinem Schreibtisch, Kropotkin saß dahinter und blätterte die Papiere durch, die Anton ihm vorgelegt hatte. Schließlich kam er zur letzten Seite, betrachtete blinzeln die Unterschrift und warf daraufhin die Blätter auf den Schreibtisch. »Warum die Mühe?«, fragte er.

»Welche Mühe?«, fragte Anton.

Kropotkin deutete mit seinem dicken Zeigefinger auf die Papiere. »Genosse Stalin hat diese Befehle unterzeichnet. Sie können tun und lassen, wonach Ihnen zum Teufel noch mal der Sinn steht. Sie brauchen meine Erlaubnis nicht.«

»Aus Höflichkeit«, sagte Anton.

Kropotkin beugte sich vor und stützte die Unterarme auf den Schreibtisch. Er musterte Pekkala. »Das Smaragdauge. Ich habe gehört, Sie seien tot.«

»Da sind Sie nicht der Einzige.«

»Ich habe auch gehört, dass man Sie nicht kaufen kann. Und trotzdem arbeiten Sie jetzt für die.« Er wies mit dem Kinn zu Anton.

»Ich bin nicht gekauft worden«, sagte Pekkala.

»Dann eben bestochen. Oder bedroht. Spielt keine Rolle. So oder so, Sie arbeiten für die.«

Die Worte kränkten ihn, aber Pekkala gab keine Antwort darauf.

Kropotkin wandte sich an Anton. »Sie kommen mir bekannt vor. Sie haben zu den Tscheka-Leuten gehört, die den Zaren bewacht haben, oder?«

»Schon möglich«, erwiderte Anton.

»Ganz sicher. Ich vergesse Gesichter nicht. Außerdem habe ich Sie immer in der Schänke gesehen. Wie oft habe ich miterlebt, wie Tschekisten Sie abgeholt haben, weil Sie zu betrunken waren, um allein nach Hause zu kommen? Nach Ihrem Gesicht zu urteilen, laufen Sie entweder immer mit blauen Flecken rum, oder Sie sind bei Ihren schlechten Angewohnheiten geblieben. Und jetzt tauchen Sie in meinem Büro auf und wollen mir was von Höflichkeit erzählen? Fahren Sie zur Hölle! Reicht Ihnen das als Höflichkeit?«

»Was regen Sie sich so auf?«, fragte Anton.

»Das wollen Sie wissen? Gut, ich sage es Ihnen. Das hier war eine nette, ruhige Stadt, bis Ihre Leute die Romanows hierhergeschafft haben. Seitdem ist nichts mehr so, wie es mal war.« Er formte mit Daumen und Zeigefinger eine Pistole und hielt sie sich an die Schläfe. »Tod, Hinrichtung, Mord, suchen Sie es sich aus. Und jedes Mal, wenn sich die Lage etwas beruhigt, taucht wieder einer von Ihnen auf, und das Ganze fängt von vorn an. Keiner will Sie hier haben, aber ich kann Sie nicht rausschmeißen.« Er wies mit dem Kinn zur Tür. »Also, machen Sie Ihre Arbeit, und dann lassen Sie uns in Ruhe.«

Pekkala zog die Handgranate aus der Tasche seines Mantels und legte sie auf den Schreibtisch.

Kropotkin starrte sie an. »Was ist das? Ein Geschenk?«

»Jemand hat sie letzte Nacht bei uns durchs Fenster geworfen«, erwiderte Pekkala, »aber vergessen, die Reißschnur zu ziehen.«

»Es ist eine deutsche Handgranate«, fügte Anton hinzu.

Kropotkin nahm die Granate. »Eine österreichische. Deutsche Stielhandgranaten haben am Sprengkopf einen Henkel.« Er tippte gegen den grauen Zylinder, in dem der Sprengsatz untergebracht war. »Die österreichischen nicht.«

»Sie waren im Krieg?«, fragte Pekkala.

»Ja«, erwiderte Kropotkin. »Solche Sachen lernt man, wenn einem diese Dinger ständig um die Ohren fliegen.«

»Wir haben gehofft, Sie wüssten vielleicht, von wem sie stammen könnte.«

»Die Weißen haben sie verwendet«, erwiderte Kropotkin. »Die meisten, die beim Angriff auf Swerdlowsk dabei gewesen waren, haben vorher in der österreichischen Armee gedient. Viele hatten noch ihre österreichische Ausrüstung.«

»Also jemand, der bei den Weißen gewesen ist?«, fragte Pekkala.

Kropotkin schüttelte den Kopf. »Der Mann, der diese Granate geworfen hat, war nicht bei den Weißen.«

»Sie kennen ihn?«

Kropotkin kniff die Augen zusammen. »Ich weiß genau, wer sie geworfen hat. Es gibt nur einen, der verrückt genug ist, so ein Ding auf Sie zu werfen, und dazu so dumm, die Reißschnur nicht zu ziehen. Er heißt Nekrasow. Er hat zur Miliz gehört, die die Romanows bewacht hat, bevor sie von der Tscheka rausgeworfen wurde. Wahrscheinlich hegt er deshalb noch einen Groll. Als er das Licht im Ipatjew-Haus gesehen hat, muss er gedacht haben, Ihre Leute sind wieder hier.«

»Aber wie kommt er dazu, uns eine Handgranate durchs Fenster zu werfen?«

»Das fragen Sie ihn am besten selbst.« Kropotkin griff sich einen Stift und einen Block, kritzelte eine Adresse auf ein Blatt, riss es ab und hielt es den beiden hin. »Hier finden Sie ihn.«

Anton nahm den Zettel entgegen.

»Kriegen Sie es nicht in den falschen Hals«, lachte Kropotkin. »Er will jeden umbringen, aber er stellt sich nicht besonders geschickt dabei an. Wenn Nekrasow bis zu Ihrer Abreise nicht mindestens eine Bombe auf Sie geworfen hat, hätten Sie genauso gut zu Hause bleiben können.«

»Dann bin ich wenigstens nicht der Einzige, der hier allen Hass auf sich zieht«, sagte Anton, als er und Pekkala wieder draußen auf der Straße waren. »Soll ich dich zu Nekrasow begleiten?«

»Nein«, sagte Pekkala. »Du siehst aus, als könntest du eine Mütze voll Schlaf vertragen.«

Anton nickte und blinzelte in die Morgensonne. »Das lässt sich nicht bestreiten.«

Die Tür ging einen Spaltbreit auf. Jemand in der Dunkelheit des Hauses spähte zu Pekkala hinaus. »Was wollen Sie?«

»Nekrasow?«

Die Tür schwang auf. Vor ihm stand ein Mann mit gewellten grauen Haaren und einem Zweitagebart. »Wer sind Sie?«, fragte er.

»Ich heiße Pekkala«, sagte er und verpasste Nekrasow einen satten Schlag gegen den Kiefer.

Als Nekrasow wieder zu sich kam, lag er auf einer Schubkarre, seine Hände waren auf den Rücken gebunden und an das Rad gefesselt.

Pekkala saß auf einer dunkelgrünen Holzkiste mit Trageschlaufen. Auf die Kiste war der Habsburger Doppeladler der österreichisch-ungarischen Armee gestempelt, darunter, in gelben Lettern, standen die Worte: »Handgranaten« und »Achtung! Sprengstoff«.

Nekrasow wohnte in einem von einem weißen Lattenzaun umgebenen, kleinen, strohgedeckten Haus. Die Decke war so niedrig, dass Pekkala den Kopf hatte einziehen müssen, als er den Raum durchquerte und die von den Dachbalken hängenden getrockneten Kräuter zur Seite schob, deren Geruch den Raum erfüllte.

Er hatte Nekrasow unter den Achseln gefasst und durch das Haus geschleift. An der einen Wand stand eine altmodische Bank, wie sie früher auch als Bett benutzt worden war. Darauf lag eine ordentlich zusammengelegte blaue Decke, dazu ein verdrecktes rotes Kopfkissen, was darauf hinwies, dass die Bank nach wie vor ihren einstigen Zweck erfüllte. Neben der Bank hatte Pekkala die Kiste mit den Handgranaten entdeckt; siebzehn von den ursprünglich dreißig in braunes Wachspapier gewickelten Granaten lagen noch darin. Als er den Deckel anhub, schlug ihm der Marzipangeruch des Sprengstoffs entgegen.

Hinten ging es in den kleinen Garten hinaus, in dem Stangenbohnen, Tomaten und Kürbisse vor sich hin wucherten. Die einzige freie Lücke bildete ein Weg, der mitten durch die Wildnis führte und gerade so breit war, dass die Schubkarre hindurchpasste.

Die Sonne brannte die Feuchtigkeit des nächtlichen Regens fort, es war drückend schwül. Pekkala hatte sich in der Küche Brot und Käse abgeschnitten, die er nun zum Frühstück aß, während er darauf wartete, dass Nekrasow wieder zu Bewusstsein kam.

Zwinkernd schlug dieser schließlich die Augen auf und sah sich benommen um, bis er Pekkala erblickte. »Wie, sagten Sie, heißen Sie noch mal?«

»Pekkala«, antwortete er zwischen zwei Bissen.

Nekrasow wand sich. »Sie hätten mich wenigstens an einen Stuhl fesseln können.«

»Eine Schubkarre tut es auch.«

»Sie haben meine Handgranaten gefunden, wie ich sehe.«

»Waren kaum zu übersehen.«

»Die Weißen haben sie hiergelassen. Wie sind Sie so schnell auf mich gekommen?«

»Der Polizeichef hat mir von Ihnen erzählt.«

»Kropotkin?« Nekrasow beugte sich zur Seite und spuckte aus. »Der schuldet mir noch Geld.«

Pekkala hielt eine Handgranate hoch. »Würde es Ihnen was ausmachen, mir zu sagen, warum Sie letzte Nacht so eine durch unser Fenster geworfen haben?«

»Weil ihr mich anwidert.«

»Wer ist dieses ›ihr‹?«

»Die Tscheka. Die GPU. Die OGPU. Wie immer Sie sich nennen.«

»Ich gehöre nicht zu denen«, sagte Pekkala.

»Wer würde sich sonst in diesem Haus aufhalten? Außerdem habe ich einen Ihrer Männer gesehen, er war letzte Nacht in der Schänke. Ich habe ihn erkannt. Er hat zu den Tscheka-Dreckskerlen gehört, die die Romanows bewacht haben. Sie verdammter Kommissar, Sie könnten wenigstens so viel Anstand haben, mir die Wahrheit zu sagen.«

»Ich bin kein Kommissar. Ich bin Ermittler. Ich arbeite im Auftrag des Büros für besondere Operationen.«

Nekrasow stieß ein heiseres Lachen aus. »Wie haben die letzte Woche geheißen? Und wie werden sie sich nächste Woche nennen? Sind doch immer die Gleichen. Ihr ändert ständig die Wörter, bis sie überhaupt keine Bedeutung mehr haben.«

Pekkala nickte resigniert. »Ich habe unser kleines Schwätzchen genossen«, sagte er. Damit erhob er sich und machte Anstalten zu gehen.

»Wo wollen Sie hin?«, rief Nekrasow. »Sie können mich nicht einfach hier liegen lassen.«

»Es kommt bestimmt jemand vorbei. Früher oder später. Auch wenn es nicht so aussieht, als ob Sie viel Besuch haben. Und nach allem, was Kropotkin erzählt hat, werden die wenigsten, die kommen, Lust haben, Sie loszubinden.«

»Ist mir egal. Sollen die doch alle zur Hölle fahren, und Sie gleich mit dazu!«

»Sie und Kropotkin bedienen sich der gleichen Ausdrucksweise.«

»Kropotkin!« Wieder spuckte Nekrasow aus. »Bei dem sollten Sie mal ermitteln. Die Weißen haben

ihn gut behandelt, als sie in die Stadt einmarschiert sind. Er ist unbehelligt geblieben, während alle anderen zusammengetrieben wurden. Und als die Roten zurückkamen, haben sie ihn zum Polizeichef ernannt. Er ist beiden Seiten entgegengekommen, und so einer hat, wenn Sie mich fragen, eine Menge Dreck am Stecken.«

Pekkala blinzelte in den dunstigen Himmel. »Sieht aus, als würde es ziemlich heiß werden.«

»Ist mir egal«, erwiderte Nekrasow.

»Ich denke nicht an Sie«, sagte Pekkala. »Sondern an die Handgranaten.« Er deutete mit einem Nicken zur Kiste.

»Was wollen Sie damit sagen?«, fragte Nekrasow und starrte auf die Worte »Achtung! Sprengstoff«.

»Die Kiste stammt von 1916. Die Granaten sind dreizehn Jahre alt. Ein Soldat wie Sie muss wissen, dass Dynamit sehr instabil wird, wenn es nicht richtig gelagert wird.«

»Ich habe sie richtig gelagert! Gleich neben meinem Bett!«

»Und davor?«

»Ich habe sie im Wald gefunden.« Unsicherheit schlich sich in seine Stimme.

Wieder sah Pekkala in den fahlblauen Himmel. »Gut, und auf Wiedersehen dann.« Er drehte sich um.

»Fahren Sie zur Hölle!«

»Sie sagen es!«

Pekkala marschierte los.

»Warten Sie!«, schrie Nekrasow. »Gut. Es tut mir leid, die Handgranate ins Haus geworfen zu haben.«

»Bekäme ich jedes Mal, wenn ich das höre, einen Rubel ...« Pekkala hielt inne und drehte sich um.

»Dann hätte ich genau einen Rubel.«

»Gut, was wollen Sie noch?«

»Sie könnten mir ein paar Fragen beantworten.«

»Fragen? Worüber?«

Pekkala ließ sich wieder auf der Kiste nieder. »Stimmt es, dass Sie zur Miliz gehört haben, die das Ipatjew-Haus bewacht hat?«

»Ja. Und ich bin der Einzige, der noch am Leben ist.«

»Was ist mit den anderen passiert?«

»Wir waren insgesamt zu zwölf. Als die Weißen angerückt sind, haben sie uns rausgeschickt, um eine Brücke am Stadtrand zu verteidigen. Wir haben einen Karren umgeworfen und sind dahinter in Deckung gegangen. Aber die Weißen haben sich davon nicht aufhalten lassen. Sie haben eine österreichische Gebirgshaubitze in Stellung gebracht und uns aus einer Entfernung von nicht mal hundert Metern unter Beschuss genommen. Aus dieser Entfernung hört man noch nicht mal den Schuss losgehen. Nach der ersten Granate war die Hälfte unserer Männer tot. Die zweite hat den Karren in der Mitte getroffen. An mehr erinnere ich mich nicht mehr. Als ich wieder zu mir gekommen bin, lag ich im Straßengraben, nackt bis auf meine Stiefel und einen Ärmel vom Hemd. Alles andere war mir durch die Druckwelle vom Leib gerissen worden. Ein Rad vom Karren hing am Baum auf der anderen Straßenseite. Und überall Leichen. Die haben gebrannt. Die Weißen haben mich für tot gehalten. Ich war der einzige Überlebende.«

»Nekrasow, ich kann verstehen, warum Sie die Weißen hassen. Was ich nicht verstehe: Was haben Sie gegen die Tscheka? Die Tschekisten haben Sie bei der Bewachung der Romanows doch nur abgelöst.«

»Nur?« Er versuchte sich loszuwinden, aber die Fesseln waren zu fest geschnürt. Er gab es auf. »Die Tscheka hat uns gedemütigt! Sie haben gesagt, wir hätten den Zaren bestohlen.«

»Haben Sie gestohlen?«

»Kleinkram!«, protestierte er. »Die Nonnen aus dem Kloster haben Lebensmittel gebracht, und der Zar hat ihnen dafür Bücher gegeben. Und wir haben nur ein paar Kartoffeln abgezweigt. Sie können die Nonnen fragen – wenn es noch welche gibt. Das Kloster wird nämlich geschlossen. Gott wird abgeschafft! Was halten Sie davon?«

»Mehr haben Sie nicht genommen? Ein paar Kartoffeln?«

»Ich weiß es nicht!« Nekrasows Gesicht war gerötet. »Manchmal ist vielleicht ein Füllfederhalter verschwunden, manchmal ein hübsches Kartenspiel. Kleinkram, sagte ich doch! Keiner musste hungrig ins Bett gehen. Man hat uns aufgetragen, sie wie Gefangene zu behandeln. Wir durften nicht mit ihnen reden, wir durften sie noch nicht mal ansehen, wenn es nicht unbedingt nötig war. Was zählte, war doch, dass die Romanows in Sicherheit waren. Keiner ist geflohen, keiner ist ins Haus eingedrungen. Wir sollten sie festhalten, bis der Zar vor Gericht gestellt würde. Und genau das haben wir getan.«

»Und der Rest der Familie? Was sollte mit ihnen geschehen?«

»Keine Ahnung. Es war nie die Rede davon, dass sie auch vor Gericht gestellt würden. Und schon gar nicht, dass sie umgebracht werden! Aber dann tauchen diese Tschekisten auf und machen einen Riesenwirbel um ein paar Kartoffeln. Wir werden rausgeworfen, und was geschieht? Kein Prozess! Stattdessen wird die ganze Familie umgebracht. Und dann, nachdem die Tschekisten unbewaffnete Frauen und Kinder umgepustet haben, hauen sie in Windeseile ab, und wir dürfen gegen dreißigtausend Weiße kämpfen, die Kanonen haben und« – er trat mit dem Fuß gegen die Kiste – »so viele Handgranaten, dass sie sie kistenweise im Wald zurücklassen. Und deshalb hasse ich sie. Weil wir unsere Arbeit gemacht haben, und sie nicht.«

Pekkala ging zur Schubkarre und band Nekrasows Arme vom Rad los.

Nekrasow blieb einfach liegen und massierte sich die Handgelenke. Die Seile hatten sich tief in die Haut geschnitten. »In einer Stadt wie dieser«, erklärte er, »kann das Leben eines Menschen auf einen einzigen Augenblick zusammenschrumpfen. Auf etwas, was man getan oder gesagt hat. Daran erinnert man sich dann. Und alles andere ist vergessen, und keiner denkt noch daran, dass wir unsere Stellung auf der Brücke gehalten haben, bis wir von einer Haubitze zerfetzt wurden. Alles, was den Leuten zu uns einfällt, sind ein paar gestohlene Kartoffeln.«

Mit der Schuhspitze hob Pekkala den Deckel der Kiste an und legte die nicht detonierte Handgranate hinein. »Warum haben Sie sie nicht scharf macht?«, fragte er.

»Ich war betrunken«, erwiderte Nekrasow.

»Nein, das waren Sie nicht. Ich habe das Haus durchsucht, solange Sie bewusstlos waren. Sie haben keinen Tropfen Alkohol hier. Sie waren nicht betrunken, Nekrasow.« Pekkala streckte ihm die Hand hin, um ihn auf die Beine zu ziehen. »Es muss einen anderen Grund geben.«

»Ich bin verrückt«, sagte Nekrasow.

»Auch das glaube ich nicht.«

Nekrasow seufzte. »Vielleicht gehöre ich eben nicht zu den Dreckskerlen, die andere im Schlaf abschlachten.«

»Und den Zaren?«

»Ich habe Menschen im Krieg getötet, aber das war etwas anderes. Der Zar, ein unbewaffneter Mann. Frauen. Kinder. Das Gleiche gilt für die Leute, die bei mir waren. Wenn die Romanows erschossen werden mussten, dann war es vielleicht ganz gut, dass die Tscheka uns abgelöst hat.«

»Sie glauben also, die Tscheka hat den Zaren getötet?«

Nekrasow zuckte mit den Schultern. »Wer sonst?«

Als Pekkala zum Ipatjew-Haus zurückkehrte, saß Anton auf der Steinstufe des Hintereingangs, die stark abgetreten war von den zahllosen Schritten der Bewohner, die hier gelebt und gearbeitet hatten, bevor das Haus in der Zeit eingefroren wurde. Er aß aus einer Pfanne und schob sich mit dem Kochlöffel das Essen in den Mund.

Kirow erschien mit hochgekrempelten Ärmeln in der Tür zur Küche. »Haben Sie den Milizionär gefunden?«, fragte er.

»Ja«, erwiderte Pekkala.

»Haben Sie ihn verhaftet?«

»Nein.«

»Warum nicht?«, fragte Kirow. »Er hat letzte Nacht versucht, uns umzubringen.«

»Wenn er uns hätte umbringen wollen, wären wir jetzt tot.«

»So oder so, Sie hätten ihn verhaften sollen«, sagte er. »Es geht ums Prinzip.«

»Genau das, was die Welt unbedingt braucht«, sagte Anton. »Einen Jungspund, eine Waffe und Prinzipien.«

»Hat er gestanden, den Zar umgebracht zu haben?«, fragte Kirow.

»Nein.«

»Was für eine Überraschung aber auch«, murmelte Anton.

»Er hat nichts gegen die Romanows«, sagte Pekkala. »Sondern euch hasst er, dich und deine Freunde von der Tscheka.«

»Na, da ist er nicht allein«, sagte Anton. »Die Miliz. Die Weißen. Die Romanows. Polizeichef Kropotkin. Sogar die Klosternonnen haben uns gehasst.«

»Eigentlich«, fuhr Pekkala fort, »ist er überzeugt, dass die Tscheka für den Tod der Romanows verantwortlich ist.«

Kirow piffte durch die Zähne. »Die Tscheka glaubt, die Miliz hätte den Zaren getötet. Die Miliz glaubt, die Tscheka wäre es gewesen. Und Majakowski glaubt, dass sie noch am Leben sind.«

»Gut«, sagte Pekkala, »zumindest das Letzte können wir ausschließen.«

»Was ist mit der Tscheka?«, fragte Anton. »Glaubst du wirklich, dass wir was damit zu tun gehabt haben?«

Pekkala zuckte mit den Schultern.

Anton deutete mit dem Kochlöffel auf ihn. »Verdächtigst du mich etwa?«

Kirow, der spürte, dass die beiden Brüder schon wieder kurz vor einem Streit standen, wechselte das Thema. »Wären ein paar andere Worte von Ihnen nicht sehr viel angemessener?«, sagte er zu Anton.

»Ich habe mich schon entschuldigt«, erwiderte dieser und schob sich den nächsten Bissen in den Mund.

»Eine Entschuldigung, laut und deutlich, damit sie jeder hören kann! Darauf haben wir uns geeinigt, oder?«

Anton stöhnte auf. Er stellte die Pfanne auf die Pflastersteine und ließ den Löffel klappernd in die Pfanne fallen.

»Ich entschuldige mich, Sie einen Koch genannt zu haben. Sie sind ein Meisterkoch, ein wahrer Küchenchef.«

»Na«, kam es von Kirow, »war das so schwer?«

Anton erwiderte nichts.

»Was haben Sie zubereitet?«, fragte Pekkala mit Blick auf die Pfanne.

»Hühnchen in Stachelbeersauce!«, verkündete Kirow.

»Woher kommen die Lebensmittel?«, fragte Pekkala.

»Von unserem neuen Freund Majakowski«, sagte Kirow.

»Es ist unser einziger Freund«, sagte Anton.

»Er behauptet, er kann alles besorgen, was wir wollen«, sagte Kirow.

Anton sah über die Schulter zu Kirow. »Einen Moment. Wie haben Sie ihn bezahlt? Ich habe doch die Hand auf unserem Geld.«

»Während Sie das Hühnchen verputzt haben, hat Sie das auch nicht interessiert, oder?«, entgegnete Kirow. »Sagen wir: Wir haben so viele Benzinmarken, dass wir damit fast bis nach Moskau kommen.«

»Verdammt!«, schrie Anton. »Warum führen wir nicht einfach eine Razzia bei ihm durch und nehmen uns, was wir brauchen?«

»Könnten wir«, sagte Pekkala, »aber ich glaube, er weiß mehr, als er bislang gesagt hat. Früher oder

später wird er mit mehr Informationen herausrücken.«

»Auf dieses früher oder später können wir nicht warten«, blaffte Anton.

»Ermittlungen zu überstürzen«, sagte Pekkala, beugte sich zur Pfanne hinunter und fuhr mit dem Finger durch die Saucenreste, »ist, als würde man ein Essen hinunterschlingen ...« Er kostete die Sauce und schloss die Augen. »Das ist sehr gut«, murmelte er. »Und außerdem würde alles viel schneller gehen, wenn du auch mithelfen würdest.«

»Ich helfe doch mit«, sagte Anton.

»Wie denn?«, fragte Pekkala. »Außer dass du alles wegisst.«

»Ich werde mithelfen«, sagte Kirow eifrig.

»Sie bleiben bei Ihren Töpfen und Pfannen«, maulte Anton.

»Je mehr Leute wir befragen«, sagte Pekkala, »umso schneller geht es.«

Kirow stupste Anton mit der Stiefelspitze gegen den Rücken. »Wollen Sie wieder über Dampf Briefe öffnen?«

»Schon gut!« Erneut stöhnte Anton auf. »Was soll ich tun?«

Pekkala wies den beiden jeweils einen Teil der Stadt zu und empfahl, von Tür zu Tür zu gehen und die Bevölkerung danach zu fragen, was in der Nacht geschehen war, in der die Romanows verschwanden.

»Das können wir nicht tun«, sagte Anton. »Offiziell sind die Romanows auf Befehl der Regierung hingerichtet worden. Wenn sich herumspricht, dass wir nach den Männern suchen, die den Zar und seine Familie getötet haben ...«

»Das müsst ihr niemandem auf die Nase binden. Sagt einfach, es gebe neue Erkenntnisse. Um welche es sich dabei handelt, müsst ihr nicht erklären. Außerdem werden die meisten sowieso zu sehr mit euren Fragen beschäftigt sein, es wird keinem in den Sinn kommen, auch noch eigene Fragen zu stellen. Erkundigt euch, ob sich damals, als die Romanows verschwunden sind, Fremde in der Stadt aufgehalten haben. Ob seitdem irgendwo Leichen aufgetaucht sind. Wenn jemand von außerhalb irgendwo und in aller Eile ein Mordopfer verscharrt hat, dürfte das den Einheimischen kaum verborgen geblieben sein.«

»Seitdem ist viel Zeit vergangen«, warf Anton ein. »Wenn sie bislang ihre Geheimnisse für sich behalten haben, warum sollten sie ausgerechnet jetzt damit herausrücken?«

»An Geheimnissen hat man schwer zu tragen«, antwortete Pekkala. »Mit der Zeit wird die Last unerträglich. Redet mit den Menschen, die im Freien arbeiten, mit Postboten, Waldarbeitern, Bauern. Wenn sich in den Tagen vor dem Verschwinden Ungewöhnliches zugetragen hat, dann dürften sie es als Erste mitbekommen haben. Oder geht in die Schänke ...«

»In die Schänke?«, fragte Anton.

Kirow rollte mit den Augen. »Auf einmal ist er kaum noch zu bremsen.«

»Dort erfährt man mehr Geheimnisse als sonst wo«, sagte Pekkala. »Ihr müsst nur darauf achten, nüchtern zu bleiben, damit ihr mitbekommt, was die anderen erzählen.«

»Natürlich«, sagte Anton. »Für wen hältst du mich?«

Pekkala antwortete nichts darauf. Er starrte auf die Bratpfanne. »Ist davon noch was übrig?«, fragte er.

»Ein bisschen.« Anton reichte ihm die Pfanne.

Pekkala setzte sich neben seinen Bruder auf die Steinstufe. Vom Hühnchen war nichts mehr da, aber er fuhr mit dem Kochlöffel am Pfannenrand entlang und kratzte noch etwas Sauce und eine letzte jadegrüne Stachelbeere zusammen. Die noch warme buttrige Sauce, die mit gehackter Petersilie vermischt und mit gerösteten Semmelbröseln eingedickt worden war, knirschte zwischen den Zähnen. Er kostete süßlichen Zwiebelgeschmack und den erdigen Geruch gekochter Karotten. Dann schob er die Stachelbeere auf die Zunge und presste sie langsam gegen den Gaumen, bis die rauhe Schale platzte und der warme, durchdringende Saft sich im Mund ausbreitete. Speichel sammelte sich unter der Zunge, und er musste an die Winter in seiner Hütte im Wald von Krasnagoljana denken, als er sich wochenlang nur von Kartoffeln und Salz ernährt hatte. Er erinnerte sich an die Nächte und die Stille, die so vollkommen war, dass er

sogar das leise Rauschen hörte, das nur in absoluter Lautlosigkeit wahrzunehmen war. Er hatte es oft in den Wäldern gehört, und in den Wintermonaten war es ihm ohrenbetäubend laut vorgekommen. Schon als Kind war es ihm aufgefallen. Sein Vater hatte ihm erklärt, dass dieses Geräusch von seinem Blut kam, das durch den Körper strömte. Mehr als jeder Stacheldraht war diese Stille sein Gefängnis in Sibirien gewesen. Sein Körper hatte dieses Gefängnis mittlerweile hinter sich gelassen, seine Seele aber war immer noch darin gefangen. Erst jetzt, als der Geschmack dieses Essens seine Sinne anregte, spürte Pekkala, wie er allmählich die Jahre als Sträfling hinter sich ließ.

Nach seiner Verhaftung auf dem Bahnhof von Vainikkala wurde Pekkala ins Butyrka-Gefängnis in Petrograd gebracht. Der Webley und seine Ausgabe des Kalevala wurden den Behörden übergeben. Man zwang ihn, in einem riesigen Buch mit Tausenden von Seiten zu unterschreiben. Die Seite lag unter einer Stahlplatte, die nur das Feld freiließ, in dem er seinen Namen eintragen sollte. Von dort brachten ihn die Wärter in einen Raum, in dem er sich ausziehen musste. Seine Kleidung wurde weggebracht.

Nervös ging Pekkala auf und ab. Die Decke war hoch, die Seitenwände maßen drei und vier Schritte und waren bis auf Brusthöhe braun gestrichen, darüber waren sie weiß. Das Licht im Raum stammte von einer einzelnen Glühbirne, die über der Tür in einem Drahtkäfig hing. Es gab weder Bett noch Stuhl, noch andere Möbel, weshalb sich Pekkala nach einer Weile einfach auf den Boden setzte, sich mit dem Rücken gegen die Wand lehnte und die Beine an die Brust zog. Alle paar Minuten wurde ein Guckloch in der Tür geöffnet, und ein Augenpaar spähte herein.

Während er nackt in der Zelle wartete, stießen die Gefängniswärter, die seine Kleidung durchsuchten, auf das Smaragdauge, das er unter dem Revers seines Mantels festgesteckt hatte.

In den folgenden Wochen fragte er sich immer, wenn sein Kopf so klar war, dass er einen vernünftigen Gedanken fassen konnte, warum er das Abzeichen, das seine Identität verriet, nicht einfach weggeworfen hatte. Vielleicht aus purer Eitelkeit. Vielleicht hatte er sich eingebildet, er würde eines Tages zurückkehren und seinen Dienst wiederaufnehmen. Vielleicht war dieses Abzeichen aber auch so sehr ein Teil von ihm geworden, dass er sich jetzt davon genauso wenig trennen konnte wie von seiner Leber oder seinen Nieren oder seinem Herzen. Darüber hinaus hatte er noch eine Erklärung: Vielleicht hatte er insgeheim gar nicht fliehen wollen. Vielleicht wusste er, dass sein Schicksal so eng mit dem des Zaren verknüpft war, dass selbst seine Freiheit dieses Band nicht lösen konnte.

Sobald das Personal im Butyrka-Gefängnis wusste, dass sich das Smaragdauge in Gewahrsam befand, wurde Pekkala von den anderen Gefangenen getrennt und in den sogenannten Kamin gebracht.

Sie führten ihn zur Zelle und stießen ihn hinein. Pekkala taumelte die Stufe hinab in den Raum, der nicht größer war als ein kleiner Schrank. Die Tür wurde verriegelt. Er versuchte aufzustehen, aber die Decke war zu niedrig. Er befand sich in einem schwarzen Gewölbe, dessen höchster Punkt genau über der Tür lag. Ansonsten war es so eng, dass er sich nicht hinlegen konnte. In einem Maschendrahtkäfig hing eine grelle Glühbirne so nah an seinem Gesicht, dass er ihre Wärme spürte.

Ein klaustrophobisches Gefühl überkam ihn, Panik stieg in ihm auf. Er atmete stoßweise durch den Mund und musste würgen.

Schon nach ein paar Minuten hielt er es nicht mehr aus. Er trommelte gegen die Tür und bat, freigelassen zu werden.

Der Riegel vor dem Guckloch wurde zurückgeschoben. »Der Gefangene hat sich ruhig zu verhalten«, war eine Stimme zu hören.

»Bitte«, sagte Pekkala. »Ich bekomme keine Luft.«

Das Guckloch wurde zugeknallt.

Es dauerte nicht lang, bis er wegen der kauern den Haltung Krämpfe im Rücken bekam. Er legte sich an die Wand und presste die Knie gegen die Tür, bekam dann aber Krämpfe in den Knien. Er fand keine Stellung, die auch nur halbwegs erträglich gewesen wäre. Immer wieder litt er unter Platzangst und Atemnot. Die Glühbirne brannte sich in seinen Hinterkopf, Schweiß lief ihm übers Gesicht.

Schließlich fand er sich damit ab, dass er sterben würde. Zuvor aber, wusste er, würde man ihn foltern. Ein seltsames Gefühl breitete sich in ihm aus, ein Gefühl von Leichtigkeit, als hätte sein Geist bereits mit der langsamen Ablösung von seinem Körper begonnen.

Er war bereit.

Die drei Männer verteilten sich in der Stadt.

Kirow übernahm die Häuser an der Hauptstraße. Er vergewisserte sich, dass sich in seinem Notizblock noch genügend freie Seiten befanden, er spitzte zwei Bleistifte, er kämmte sich die Haare und putzte sich sogar die Zähne.

Anton trat auf ihn zu, als er sich mit Hilfe des Seitenspiegels am Emka rasierte.

»Und was nehmen Sie sich vor?«, fragte Kirow ihn.

»Die Schänke«, erwiderte Anton. »Warum soll ich die Leute aus ihrer Häusern klingeln, wenn sie auch von ganz allein zu mir kommen?«

Pekkala hingegen wollte Nekrasows Geschichte nachgehen, laut der die Miliz von den Lebensmittellieferungen der Swerdlowsker Nonnen gestohlen hatte. Hatten die Nonnen die Romanows während ihrer Gefangenschaft wirklich zu Gesicht bekommen? Vielleicht hatten sie tatsächlich mit der Familie gesprochen. Wenn, dann wären sie neben der Miliz und der Tscheka die Einzigen gewesen, die mit ihnen Kontakt gehabt hatten.

Auf dem Weg zum Kloster am Stadtrand wollte er so viele Leute wie möglich befragen. Allerdings musste er erst an mehreren Häusern vergeblich anklopfen, bis ihm jemand aufmachte. Die Bewohner waren zwar zu Hause, weigerten sich aber, ihm die Tür zu öffnen. Unter anderem sah er ein altes Ehepaar, das in seinen Sesseln im abgedunkelten Raum saß und sich zuzwinkerte, während er so laut gegen die Tür pochte, dass es durchs ganze Haus dröhnte. Ihre runzeligen Finger krallten sich wie blasse Ranken um die Armlehnen der Sessel.

Schließlich wurde ihm eine Tür geöffnet.

Ein drahtiger Mann mit pockennarbigem Gesicht und zerzaustem weißen Bart musterte ihn und fragte, ob er Blut kaufen wolle.

»Blut?«, fragte Pekkala.

»Vom Schwein«, antwortete der Mann.

Irgendwo hinter dem Haus ertönte ein gurgelndes, abwechselnd leiser und lauter werdendes Quieten.

»Man muss ihnen die Kehle durchschneiden«, erklärte der Mann. »Sie müssen ausbluten, sonst schmeckt das Fleisch nicht. Das dauert manchmal. Das Blut fang ich in Eimern auf. Ich dachte, Sie wollten was.«

Pekkala erklärte, warum er hier war.

Der Mann schien nicht überrascht. »Wusste doch, dass irgendwann mal nach der Wahrheit gesucht wird.«

»Was ist die Wahrheit?«

»Die Romanows sind nicht so umgebracht worden, wie es in der Zeitung steht. Noch am Abend nach der angeblichen Hinrichtung hab ich jemanden aus der Familie gesehen.«

»Wen haben Sie gesehen?«, fragte Pekkala. Sein Brustkorb zog sich zusammen. Er wagte kaum zu hoffen, eine Spur zu Alexej gefunden zu haben.

»Eine der Töchter«, erwiderte der Alte.

Für einen Moment verließ Pekkala der Mut. Wie Majakowski war auch dieser Mann von etwas überzeugt, was ganz offensichtlich nicht stimmen konnte. Pekkala verstand nicht, warum.

»Sie glauben mir nicht, was?«, fragte der Mann.

»Ich glaube nicht, dass Sie lügen«, sagte Pekkala.

»Schon gut«, sagte der Mann. »Die Weißen haben mir auch nicht geglaubt. Nachdem die Roten aus der Stadt vertrieben waren, ist ein Offizier gekommen, dem hab ich erzählt, was ich gesehen habe, und er hat mir ins Gesicht gelacht und gesagt, ich träume. Er hat mir eingeschärft, niemandem davon zu erzählen, sonst würde ich Schwierigkeiten bekommen, gehörige Schwierigkeiten. Und nach dieser Drohung war ich noch mehr davon überzeugt, dass ich eine von den Töchtern gesehen habe.«

»Wo haben Sie sie gesehen?«, fragte Pekkala.

»Auf dem Güterbahnhof in Perm. Der nächsten Station nach Swerdlowsk. Auf der Strecke der Transsibirischen Eisenbahn. Ich war da Verschieber.«

»Verschieber?«

Der Mann stieß die beiden Fäuste gegeneinander. »Ein Verschieber kuppelt die richtigen Waggon an die richtige Lokomotive. Sonst gehen die Güter aus Moskau vielleicht wieder zurück statt weiter nach Wladiwostok. In der Nacht, als die Romanows verschwunden sind, hab ich einen Zug in den Osten zusammengestellt. Die Weißen waren noch nicht da. Wir wollten den Bahnhof leer geräumt haben, bevor sie anrücken. Ständig sind Züge durchgekommen, alle außerhalb des regulären Fahrplans. Nächtliche Züge sind meistens Güterzüge, aber der hier hatte einen Personenwagen dabei – einen einzigen. Die Fenster waren mit schwarzen Vorhängen verhängt, und an jedem Waggonende war eine Wache mit Gewehr und aufgepflanztem Bajonett postiert. Da habe ich sie gesehen.«

»Sie sind in den Wagen gegangen?«

»Sie machen wohl Witze. Diese Scheißkerle mit den langen Gewehren hätten mich aufgespießt.«

»Aber Sie sagten, die Fenster seien verhängt gewesen. Wie haben Sie sie dann gesehen?«

»Ich bin auf dem Gleis neben dem Waggon hergegangen und hab die Räder überprüft, wie angewiesen, und einer der Wachleute springt runter auf den Schotter. Er richtet sein Gewehr auf mich und fragt, was ich da treibe. Also sage ich ihm, dass ich Verschieber bin, und er brüllt mich an, ich soll mich verziehen. Hat ganz offensichtlich nicht gewusst, was ein Verschieber macht, also sag ich ihm: ›Gut, ich verzieh mich, und wenn die Lokomotive losfährt, bleibt ihr eben hier. Wenn ihr also mit dem übrigen Zug weg wollt, dann lass mich meine Arbeit machen.««

»Und das hat er dann getan?«

»Er ist wieder hoch, und dann höre ich, wie er jemanden anschreit. Jemand hat ihn wohl gefragt, was das alles soll. Sie sehen also, wer immer in dem Waggon war, der sollte nicht rauskommen, und von draußen sollte keiner reinkommen. Aber als ich zurückgehe, um den Waggon anzukoppeln, wird einer der Vorhänge zurückgezogen« – er deutete die Bewegung an – »und eine Frau sieht zu mir heraus.«

»Und Sie haben sie erkannt?«

»Natürlich! Es war Olga, die älteste Tochter. Mit dem gleichen finsternen Blick wie auf den Fotos. Sie sieht mich direkt an, und gleich darauf wird der Vorhang wieder geschlossen.«

»Und Sie sind sich sicher, dass es Olga war?«, fragte Pekkala.

»Ja.« Er nickte. »Kein Zweifel.«

Eine Frau schlurfte um die Hausecke, in der einen Hand hielt sie ein langes Messer, in der anderen einen Kübel mit Blut.

Hinter ihr folgte ein barfüßiges kleines Mädchen, das in seinem löwenzahngelben Kleid, mit seinem winzigen Kinn, den großen neugierigen Augen und einer Nase, die nicht größer war als der Knöchel von Pekkalas kleinem Finger, mehr wie eine Puppe aussah. Die Frau stellte den Kübel ab. »Hier«, sagte sie. Dampf stieg von der roten Flüssigkeit auf.

»Er ist nicht deswegen hier«, sagte der Mann.

»Und ich schlepp extra den Eimer vor«, schimpfte die Frau vor sich hin.

»Dann darfst du ihn jetzt wieder nach hinten schleppen«, sagte der Mann.

»Sie wollen bestimmt nichts?«, fragte die Frau. »Es ist sehr nahrhaft. Schauen Sie sich meine Tochter an. Ein Ausbund an Gesundheit. Sie trinkt es auch.«

Das Kind, das sich mit einer Hand an das Kleid der Mutter klammerte, lächelte Pekkala an.

»Nein, danke«, sagte Pekkala. Er sah zu dem im Kübel hin und her schwappenden Blut.

»Er ist gekommen, um sich meine Geschichte anzuhören«, sagte der Mann. »Von der Prinzessin im Zug.«

»Das ist noch lang nicht alles«, sagte die Frau. »Hast du ihm von dem Mädchen erzählt, das man im

Wald gefunden hat?»

»Nein«, erwiderte der Mann, sichtlich verärgert, dass sich seine Frau in den Vordergrund drängte. »Weil ich es nicht mit eigenen Augen gesehen habe.«

Die Frau ging darauf nicht weiter ein, sondern legte nur das Messer quer über den Kübel. An der Klinge klebte schwarz geronnenes Blut. »Drüben bei Tscheljabinsk hat man ein Mädchen gefunden. Sie ist durch den Wald gestreift und war verletzt. Sie hatte einen Verband um den Kopf. So einen.« Mit ihren Fingern fuhr sie sich über die mausgrauen Haare.

»Wie alt war sie? Und wie hat sie ausgesehen?«

»Na ja, sie war kein Kind mehr. Aber auch noch nicht erwachsen. Mit braunen Haaren. Die Waldarbeiter haben sie angesprochen, aber sie ist weggelaufen. Und dann ist sie bei irgendwelchen Leuten untergekommen, aber die haben sie der Tscheka übergeben. Danach hat sie keiner mehr gesehen. Sie war eine der mittleren Töchter. Tatjana. Vielleicht auch Maria. Sie hat vor den Roten fliehen können, und dann ist sie von ihnen wieder geschnappt worden. Fast wäre sie entkommen. Und frei gewesen. Wie traurig, wie unendlich traurig.«

Ihren Blick hatte Pekkala schon so oft gesehen. Ihre Augen leuchteten, als sie von der Tragödie erzählte, und ihre Wangen röteten sich vor beinahe wollüstigem Vergnügen, als sie »wie unendlich traurig« sagte.

»Wie haben Sie davon erfahren?«

»Von einer Frau aus Tscheljabinsk, die bei uns immer eingekauft hat. Aber dann hat sie sich in einen Offizier der Weißen verliebt, und als die Weißen abgezogen sind, ist sie mit ihm fort.« Erneut deutete die Frau auf den Kübel. »Sie wollen bestimmt nichts?«

Als Pekkala ging, blickte er sich noch einmal um.

Die Eltern waren fort, nur das Mädchen in seinem gelben Kleid stand noch auf der Schwelle.

Pekkala winkte ihm zu.

Das Kind winkte zurück, dann kicherte es und rannte hinter das Haus.

Das Kloster, ein karger weißer Bau, lag auf einem steilen Hügel in den Außenbezirken der Stadt. Die Pappeln an der Straße raschelten in einem Windhauch, den Pekkala nicht spürte.

Beim Aufstieg zog er seinen schweren schwarzen Mantel aus und legte ihn sich über den Arm. Schweiß lief ihm in die Augen, den er sich mit dem Hemdsärmel wegwischte. Sein Herz pochte.

Um das Kloster verlief ein hohes schwarzes Eisengitter. Im Innenhof heizte sich der sandfarbene Schotter in der Nachmittagssonne auf. Vor dem Eingang luden Männer Kisten auf einen Lastwagen.

Das Tor stand offen, und Pekkala ging einfach hinein. Mit knirschenden Schritten überquerte er den Innenhof, stieg die Treppe hinauf und musste zur Seite treten, als ihm im Eingang zwei Männer mit einem Spinett entgegenkamen.

Drinne im Flur standen weitere Kisten.

Es sah aus, als würde das gesamte Gebäude geräumt werden.

War er zu spät gekommen? Pekkala blieb stehen.

»Sind Sie wegen des Spinetts hier?«, hörte er eine Frauenstimme.

Er blickte sich um. Niemand war zu sehen.

Die Frau räusperte sich.

Dann erst sah er nach oben. Auf der Balustrade über dem Flur stand eine Nonne in blau-weißem Habit und einer gestärkten weißen Haube.

»Sie kommen zu spät«, sagte sie. »Das Spinett ist schon fort.« Aus ihrem Mund klang es, als wäre das Instrument von allein gegangen.

»Nein«, sagte Pekkala. »Ich bin nicht wegen des Spinetts hier.«

»So.« Die Nonne kam die Treppe herab. »Was wollen Sie dann stehen?«

Pekkala versicherte ihr, dass er nicht gekommen sei, um das Kloster zu berauben. Die Nonne begutachtete die Kisten und pochte mit den Knöcheln dagegen, als wollte sie die Stabilität des Holzes prüfen. Zunächst bekam er aus ihr nicht mehr heraus als ihren Namen – Schwester Ania –, und selbst den gab sie nur widerwillig preis. Dann ließ sie ihn kurzerhand stehen, und Pekkala war gezwungen, ihr hinterherzugehen, um sein Anliegen vorzutragen.

»Pekkala«, sagte sie schließlich, »was ist das überhaupt für ein Name?«

»Ich stamme aus Finnland. Aber das ist schon lange her.«

»Ich war noch nie in Finnland. Ihr Name kommt mir irgendwie bekannt vor.«

»Es gibt noch einen anderen Namen, unter dem ich besser bekannt war.«

Die Nonne, die mittlerweile ein kleines Zimmer betreten hatte und sich anschickte, Pekkala die Tür vor der Nase zuzuknallen, hielt plötzlich inne. »Dann haben Sie also Ihren Namen geändert. Ich habe gehört, das ist jetzt groß in Mode. Alle machen sie es dem Genossen Stalin nach.«

»Oder vielleicht auch Ihnen, Schwester Ania.«

»Und wie hat dieser andere Name gelautet?«, fragte sie.

Pekkala schlug sein Revers um. »Das Smaragdauge.«

Langsam öffnete sie ihm die Tür. Ihr verkniffener Gesichtsausdruck wurde milder. »Nun«, sagte sie, »es ist tröstlich zu wissen, dass die eigenen Gebete in diesen Zeiten hin und wieder doch erhört werden.«

Die beiden nahmen auf klapprigen Stühlen Platz. Ansonsten war das Zimmer leer, sah man von gerahmten Fotografien an den Wänden ab, auf denen allesamt Nonnen abgebildet waren. Die Bilder waren handkoloriert, die Wangen der Frauen waren rosafarbene Flecken, die Lippen unsauber nachgezeichnet. Nur das Blau der Tracht war sorgfältig ausgeführt. Zudem hatte der Künstler versucht, die Augen nachzubearbeiten, dennoch fehlte es den Porträts an jeder Lebendigkeit. Wenn, dann vermittelten die Dargestellten eher einen ängstlichen Eindruck.

»Das Kloster wird vorübergehend geschlossen«, erklärte Schwester Ania.

»Vorübergehend?«

»Unser Glauben und unsere Überzeugungen sind laut dem Exekutivkomitee des Gebietssovjets im Ural nicht mit den Ansichten der gegenwärtigen Regierung vereinbar.«

»Scheint so«, sagte Pekkala.

»Es überrascht mich nicht, dass sie uns das antun, Inspektor. Es erstaunt mich nur, dass sie so lange gewartet haben.« Schwester Ania hatte die Hände im Schoß gefaltet und streckte den Rücken durch. Sie gab sich selbstsicher, trotzdem schien sie sich unbehaglich zu fühlen. »Die anderen Schwestern sind alle schon weggeschickt. Ich bin die einzige, die noch hier ist. Ich soll mich um das leere Gebäude kümmern. Die meisten unserer Sachen sollen eingelagert werden. Wo, weiß ich nicht. Wie lange, weiß ich nicht. Und warum, das weiß ich auch nicht. Entweder wird das Kloster geschlossen, oder es wird nicht geschlossen. So aber hat man anscheinend vor, uns wie in Bernstein eingeschlossene Insekten zu konservieren. Aber ich glaube, Sie sind nicht gekommen, um in dieser ungerechten Sache zu ermitteln.«

»Leider ist dem nicht so.«

»Dann nehme ich an, hat es mit den Romanows zu tun.«

»Das stimmt.«

»Natürlich. Was sonst sollte Sie in diese abgeschiedene Gegend führen?«

»Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, die Umstände zwingen mich dazu ...«

»Das trifft auf uns alle zu«, unterbrach ihn Schwester Ania. »Ich denke, ich kann es Ihnen ersparen, dass Sie Ihre Verhörmethoden zur Anwendung bringen ...«

»Schwester Ania, deswegen bin ich nicht ...«

Sie hob die Hand und legte sie schnell wieder in den Schoß. »Ich habe lange gewartet, damit ich das, was ich weiß, jemandem erzählen kann, dem ich Vertrauen entgegenbringe. Wissen Sie, wir konnten uns immer nur ganz kurz unterhalten, aber er hat von Ihnen gesprochen. ›Wenn Pekkala nur hier wäre‹, hat er

gesagt.«

Pekkala hatte das Gefühl, als würde ihm eine schwere Kette um den Hals gelegt. »Hat er wirklich geglaubt, ich hätte ihm helfen können ... obwohl er unter Arrest stand und von bewaffneten Wachen umgeben war?«

»Ach, nein«, erwiderte Schwester Ania, »aber ich denke mir eben, solange Sie da waren, ist die Welt für ihn noch in Ordnung gewesen.«

»Ich hätte bleiben sollen«, murmelte Pekkala mehr zu sich als zur Nonne.

»Und warum sind Sie nicht geblieben?«

»Er hat mir befohlen zu gehen«, erwiderte Pekkala.

»Dann haben Sie sich nichts vorzuwerfen.« Sie wartete.

Pekkala nickte.

»Wie der Zar so von Ihnen gesprochen hat, ist mir der Gedanke gekommen, dass er mit dem Smaragdauge ein Bild seiner selbst erschaffen hat. Er hat jemanden erschaffen, der er selbst gern gewesen wäre, aber nie hatte sein können.«

»Und was wäre das für ein Mensch gewesen?«, fragte Pekkala.

»Ein Mensch, der nicht der Dinge bedurfte, ohne die er selbst nicht mehr leben konnte.«

»Ja«, stimmte Pekkala zu. »Ich glaube, da ist etwas dran.«

Schwester Ania seufzte schwer. »Wie auch immer, das alles ist nicht mehr wichtig – außer vielleicht für uns, die wir noch an unserem Glauben festhalten. Er ist nicht mehr unter uns, und Sie werden in der Stadt viele Geschichten hören über die Nacht, in der die Romanows verschwunden sind.«

»Einige habe ich schon gehört.«

»Fast jeder Einwohner in Swerdlowsk hat eine eigene Version davon. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie viel davon der Wahrheit entspricht, mit Bestimmtheit aber weiß ich, dass die Romanows allen Grund zu der Annahme hatten, dass sie gerettet würden.«

»Gerettet? Sie meinen, von den Weißen?«

»Nein. Der Zar wusste, falls die Weißen in die Stadt einrückten, würden die Roten ihn und seine Familie hinrichten. Die Rettung musste also vorher erfolgen. Ein Plan war ausgearbeitet worden.«

»Darf ich fragen, woher Sie das wissen?«

»Ich habe die betreffenden Meldungen übermittelt.«

»Sie haben sie geschrieben?«

»O nein. Ich habe sie nur dem Zaren gebracht.«

»Und von wem kamen sie?«

»Ein ehemaliger Offizier der zaristischen Armee fragte mich, ob ich den Romanows eine Nachricht zustellen könne. Das war in den ersten Tagen ihrer Gefangenschaft im Ipatjew-Haus, als sie noch von der Miliz bewacht wurden. Der Offizier sagte mir, ein Trupp loyaler Soldaten stünde bereit, das Haus zu stürmen und die Familie in Sicherheit zu bringen.«

»Und Sie haben sich darauf eingelassen?«

Sie nickte vehement. »Ja.«

»Dann darf ich annehmen, dass Sie ebenfalls loyal zum Zaren standen.«

»Sagen wir mal, der Räumungsbescheid des Gebiets sowjets kam nicht unbedingt überraschend. Ich habe mich dazu bereit erklärt, die Nachrichten persönlich zu übermitteln, damit im Kloster niemand davon erfuhr.«

»Wie wurden sie übermittelt?«

»Zusammengerollt in den Korken, mit denen die Milchflaschen verschlossen waren.«

»Und wie hat der Zar darauf geantwortet?«, fragte Pekkala. »Waren seine Nachrichten auch in den Korken versteckt?«

»Nein, wenn man die Nachrichten herausgeholt hat, ist dabei unweigerlich der Korken kaputtgegangen.

Der Zar hat eine eigene Methode ersonnen. Er war sehr einfallsreich. Er hat dazu Bücher benutzt. Sie wurden mir als Geschenk überreicht, und ich habe sie an den Offizier weitergegeben.«

»Und in diesen Büchern haben sich Botschaften befunden?«

»Die die Milizionäre nicht entdecken konnten. Noch nicht einmal ich habe damals gewusst, wie sie transportiert wurden. Es waren keine Zettel zwischen die Seiten gelegt, es war nichts an den Rand gekritzelt. Erst nachdem die Romanows verschwunden waren, hat mir der Offizier erklärt, wie die Nachrichten versteckt waren.«

»Und wie wurde es gemacht?«

»Der Zar hat mit einer Nadel«, sagte sie und vollführte die entsprechende Handbewegung, »winzige Löcher unter bestimmte Buchstaben gestochen, die dann, hintereinander gelesen, die Botschaft ergaben. Er hat immer auf Seite zehn begonnen.«

»Und hat der Offizier mit Ihnen über diese Botschaften gesprochen?«

»O ja. Er hat mir sogar angeboten, mich mitzunehmen, wenn die Romanows gerettet würden. Aber dazu ist es nicht mehr gekommen.«

»Warum nicht?«

»Zuerst gab der Zar sein Einverständnis zur Rettungsaktion, aber nur unter der Bedingung, dass die ganze Familie weggebracht werden konnte. Alexej war krank. Er fürchtete, der Junge könnte zu schwach sein für eine längere Reise. Und er wollte kein Blutvergießen, noch nicht einmal unter der Miliz.«

»Warum hat er dann seine Meinung geändert?«

»Kurz nachdem die örtliche Miliz von der Tscheka-Abordnung abgelöst wurde, hat der Zar eine Nachricht geschickt, in der er dem Offizier befohlen hat, von der Befreiung abzusehen.«

»Warum das?«, fragte Pekkala. »Es war doch die einzige Möglichkeit, um freizukommen.«

»Das weiß ich nicht«, sagte Schwester Ania. »Der Offizier sagte, es sei zu gefährlich, wenn ich es erfahre, er könne dann nicht mehr für meine Sicherheit garantieren.«

»Haben Sie diesen Offizier später noch mal gesehen?«

»O ja«, antwortete sie. »Wir sind immer noch befreundet.«

»Schwester Ania«, sagte Pekkala, »es ist äußerst wichtig, dass ich mit diesem Mann rede, egal, wer er ist.«

Sie musterte ihn eindringlich. »Wäre der Offizier jetzt hier bei uns, würde er sagen, dass ich sowieso schon viel zu viel verraten habe.«

»Ich bin nicht hier, um den Mann zu finden, der den Zaren retten wollte«, sagte Pekkala, »sondern den, der ihm eine Kugel in die Brust verpasst hat.«

Ihre Lippen zuckten. »Dann stimmt es also, was die Zeitungen schreiben?«

»Ja«, sagte Pekkala. »Der Zar ist tot.«

Wieder seufzte sie schwer. »Es gibt viele, die glauben, er hätte überlebt.«

»Möglich wäre es allerdings, dass eines der Kinder überlebt hat.«

Schwester Ania riss die Augen auf. »Möglich? Was heißt das? Bitte, Inspektor, hat eines der Kinder überlebt oder nicht?«

»Das untersuche ich noch, Schwester Ania. Deshalb bin ich hier bei Ihnen.«

»Wer?«, fragte sie. »Welches der Kinder?«

»Alexej.«

Sie rang um Fassung. »Der arme Junge. Er hat so viel durchmachen müssen.«

»Ja.«

Plötzlich beugte sie sich vor. »Und was glauben Sie, Inspektor Pekkala?«

»Meine Ermittlungen sind noch nicht abgeschlossen.«

»Nein!« Sie tätschelte ihm das Knie. »Was *glauben* Sie? Meinen Sie, er ist noch am Leben?«

»Möglich, ja«, flüsterte er kaum hörbar. »Und wenn der Zarewitsch wirklich noch am Leben sein

sollte, könnte Ihr Offizier mir helfen, ihn aufzuspüren.«

»Sie finden ihn auf der Polizeidienststelle«, sagte Schwester Ania.

»Ist er eingesperrt?«, fragte Pekkala.

»Ganz im Gegenteil. Er leitet die Dienststelle. Sein Name lautet Offizier Kropotkin.«

»Kropotkin. Das wird dann nicht mein erstes Gespräch mit dem Polizeichef sein.«

»Umso besser«, sagte sie. »Auf den ersten Blick hinterlässt er nicht unbedingt einen vorteilhaften Eindruck.«

Schwester Ania begleitete Pekkala zum Klostereingang.

Wieder kamen sie an den Kisten mit den Habseligkeiten des Klosters vorbei. In welcher dunklen Lagerhalle würden sie weggeschlossen werden? Und was, sollten sie jemals wieder ans Tageslicht kommen, würde dann noch an ihre einstigen Besitzer erinnern? Und was würden die Behörden, die jetzt nichts als Lügen erzählten, dann wirklich zugeben?

Bevor sie aus dem kühlen Schatten des Gebäudes ins gleißende Licht des Innenhofs traten, legte ihm Schwester Ania die Hand auf die Schulter. »Wenn der Zarewitsch noch am Leben ist, versprechen Sie mir, dafür zu sorgen, dass ihm nichts zustößt. Er hat genug für Verbrechen gebüßt, die er nicht begangen hat.«

»Ich gebe Ihnen mein Wort«, sagte Pekkala.

Sie traten in die Sonne.

»Glauben Sie an Wunder, Inspektor Pekkala?«

»Ich neige eher nicht dazu«, erwiderte er.

»Vielleicht wäre es an der Zeit, dass Sie damit anfangen.«

An der Klostermauer lehnte ein altes Fahrrad. Es hatte einen rissigen Ledersattel, auf dem schwarzen Lack lag eine dicke Staubschicht, die dunklen Holzgriffe waren vom häufigen Gebrauch glatt gerieben und die Reifen abgefahren. Trotz seines Alters strahlte das Gefährt eine gewisse Würde aus, wie es Gegenständen eigen ist, die einen ein ganzes Leben lang begleitet haben.

Pekkala sah zum Eisentor hinüber und zu dem langen Weg zurück nach Swerdlowsk. Auf der Straße lastete ein heißer blauer Himmel, unter dem auch der gesprenkelte Schatten der Pappeln kaum für Abkühlung sorgen konnte.

Er starrte zum Fahrrad und stellte sich den kühlen Fahrtwind vor, wenn er den Berg hinunterrollen konnte, statt müde durch die Hitze zu stapfen.

Schwester Ania folgte seinem Blick. »Nehmen Sie es«, sagte sie. »Sonst packen es die Männer mit ein. Und wenn es jemals wieder aus dem Lager kommt, wird es uralte sein ... aber das ist es ja jetzt schon. Nehmen Sie es bitte, und kein Wort mehr darüber.«

Pekkala stieg auf. Der alte Ledersattel war nicht so bequem, wie er es sich gewünscht hätte.

»Gut«, sagte Schwester Ania, »mal sehen, wie Sie sich damit anstellen. Ich will nicht dafür verantwortlich sein, wenn Sie sich den Hals brechen.«

Er drehte eine wacklige Runde auf dem Schotter. Es war Jahre her, dass er auf einem Rad gesessen hatte. Der Vorderreifen eierte stark, während Pekkala sich mühte, das Gleichgewicht zu halten.

»Vielleicht ist es ein Fehler gewesen, Ihnen das Rad zu überlassen«, sagte sie.

»Keineswegs«, versicherte ihr Pekkala, während er unsicher neben ihr zum Stehen kam.

Sie streckte ihm die Hand hin.

Pekkala ergriff die kleinen, zarten Finger.

Ihm war, als hätte er einen elektrischen Schlag abbekommen. Wie lange war es her, dass er die Hand einer Frau berührt hatte?

»Wir brauchen Sie«, sagte sie. »Verlassen Sie uns nie wieder.«

Pekkala öffnete den Mund, aber ihm versagte die Stimme.

Schwester Ania drückte ihm die Hand, bevor sie sie losließ und ins Klostergebäude zurückkehrte.

Weit unten am Fuß des Hügels gabelte sich der Weg. Rechts ging es in die Stadt, links führte der Weg vorbei an einem von Binsen und Gräsern umstandenen Teich und weiter zu einem blassgrünen Gerstenmeer.

Sobald Pekkala das Tor hinter sich hatte, fiel der Weg steil ab. Die Schwerkraft trieb ihn voran, ohne dass er in die Pedale treten musste. Tränen traten ihm in die Augen, der Fahrtwind rauschte ihm laut in den Ohren. Plötzlich musste er zu seiner eigenen Überraschung lauthals loslachen.

Als das Rad so schnell wurde, dass der Hinterreifen zu flattern begann, zog er leicht am Bremshebel. Aber er wurde nicht langsamer. Und erst jetzt, bei genauerem Hinsehen, bemerkte er, dass die alten Gummibremsklötze in Fetzen herunterhingen.

Trotzdem lachte er, auch wenn er nicht wusste, warum.

Er bremste stärker, und kurzzeitig verringerte sich die Geschwindigkeit. Aber dann flogen die Reste der beiden Bremsklötze ganz weg. Er drehte sich kurz zur hinteren Bremse um. Der Seilzug fehlte dort völlig.

Er brüllte vor Lachen, mittlerweile sirrten die Räder.

Pekkala hielt sich fest, so gut er konnte. Die Bäume huschten an ihm vorbei.

Am Fuß des Hügels klammerte er sich an den Lenker, als ginge es um sein Leben, und steuerte nach links. Der Weg wurde flacher. Alles schien gut zu laufen. Er beglückwünschte sich schon, als er mit einem Mal hinter sich einen lauten Knall hörte, und im gleichen Augenblick riss es ihn nach links, und er wurde durch das hohe Gras am Straßenrand katapultiert.

Kurz glaubte er zu fliegen, als würden ihn kreisende Räder in den Himmel hinauftragen. Eine Sekunde später purzelte er, bekränzt mit Butterblumen, Gänseblümchen und purpurblütigen Wickeranken, geradewegs über den Lenker hinweg in den Teich.

Im ersten Moment blieb er einfach mit dem Gesicht nach unten liegen. Flackernd sah er noch hinter den geschlossenen Lidern die Bäume, an denen er vorbeigesaust war.

Dann richtete er sich im Schlamm auf. Laichkraut hing an seinem Mantel wie grünes Konfetti, aufgewühlter Schlick breitete sich um ihn aus.

Als er unter der Last des schweren, vollgesogenen Mantels das Rad ans Ufer schob, kam ihm eine Erinnerung aus seiner Kindheit in den Sinn: Anton und er zogen Schlitten hinter sich her und ächzten in ihren schweren Wintersachen. Den steilen Hang in der Nähe ihres Hauses hatten sie im Winter zum Schlittenfahren genutzt. Im Sommer wurden dort von den Waldarbeitern die geschlagenen Stämme zum Fluss hinuntergerollt, auf dem sie zum Sägewerk in der Stadt geflößt wurden. Im Winter aber hatten er und Anton den Hügel ganz für sich allein. Es war noch zu der Zeit, bevor sich alles zwischen ihnen geändert hatte – vor dem Krematoriumsafen, bevor Anton dem Finnischen Garderegiment beigetreten war. Seitdem war die Kluft zwischen ihnen immer tiefer geworden. Ob sie jemals wieder ein Verhältnis wie damals haben konnten? Dazu wäre ein Wunder nötig, überlegte er. Vielleicht hatte Schwester Ania doch recht. Vielleicht sollte er langsam anfangen, an Wunder zu glauben.

»Regnet es?«, fragte Offizier Kropotkin, der hinter seinem Schreibtisch saß, als hätte er sich seit ihrer letzten Begegnung nicht vom Fleck gerührt. Er drehte sich auf seinem Stuhl herum und sah aus dem Fenster zum blauen Himmel.

»Nein«, erwiderte Pekkala. »Es regnet nicht.«

Kropotkin sah wieder zu Pekkala. »Warum tropfen Sie dann meinen Boden voll?«

»Ich war im Ententeich.«

»Sie drehen aber auch wirklich jeden Stein um.«

Pekkala zog seinen Notizblock heraus und schlug ihn auf. Wieder fielen ein paar Tropfen zu Boden.

»Ich habe ein paar Fragen«, sagte er.

Kropotkin stieg die Zornesröte ins Gesicht, als Pekkala von seinem Gespräch mit Schwester Ania

berichtete, schließlich sprang er von seinem Stuhl auf und brüllte: »Das reicht! Wenn alle Bräute Christi so geschwätzig sind wie Schwester Ania, hoffe ich schon um seinetwillen, dass Jesus im hohen Alter taub wurde! Wenn sie wüsste, in welche Schwierigkeiten sie mich damit gebracht hat!«

»In gar keine«, erwiderte Pekkala.

»Und was wollen Sie jetzt von mir?«, fragte Kropotkin.

»Warum hat der Zar Ihnen gesagt, dass er nicht mehr befreit werden wollte?«

»Das hat er nicht gesagt. Er hat mir befohlen, keinen Befreiungsversuch zu unternehmen.«

»Und warum hat er das getan?«

»Vielleicht hat er gehört, was seinem Bruder widerfahren war, dem Großfürsten Michail. Der wurde in einem anderen Landesteil gefangen gehalten.«

»Er ist bei einem Ausbruchversuch erschossen worden, oder?«

»Nicht ganz«, sagte Kropotkin. »Michail war anscheinend mit einer Gruppe von Leuten im Kontakt, die sich als Anhänger des Zaren ausgegeben haben. Michail ist ihren Anweisungen gefolgt, und wenige Wochen vor der Hinrichtung des Zaren ist er seinen Wachen entkommen. Was ihm leider nicht klar war: Die Männer, die versprochen haben, ihn zu retten, waren in Wirklichkeit Mitglieder der Tscheka. Sie haben ihn hintergangen. Kaum war er auf der Flucht, ist er von ihnen niedergeschossen worden.« Kropotkin zuckte mit den Schultern. »Danach hat uns der Zar möglicherweise nicht mehr vertraut, wer konnte es ihm schon übelnehmen? Aber ich hätte mit Freuden mein Leben dafür gegeben, um ihn zu retten. Und wenn es geklappt hätte, wer weiß? Dann würde es in diesem Land heute vielleicht anders aussehen.«

»Ich habe mit einigen Leuten gesprochen, die meinen, ein oder gar mehrere Zarenkinder könnten noch am Leben sein.«

»In solchen Äußerungen spiegelt sich nur das schlechte Gewissen der ganzen Stadt wider. Die Leute haben vielleicht geglaubt, dass der Zar und die Zarin für die Verbrechen verantwortlich waren, die ihnen von den Politikern in Moskau vorgeworfen wurden, aber keiner, der noch recht bei Trost war, hat davon überzeugt werden können, dass auch die Kinder den Tod verdient hätten. Im schlimmsten Fall hätte man ihnen vorwerfen können, dass sie verzogen waren. Dass sie abgeschottet von der Welt gelebt haben. Aber dafür konnten sie nichts, und es war auch schwerlich ein Verbrechen. Natürlich hat es welche gegeben, die den Zaren gehasst haben, noch bevor er in Swerdlowsk eingetroffen war, aber solche gibt es immer. Es gibt immer Menschen, die denen, die mehr haben als sie, Hass und Verachtung entgegenbringen. Außerdem ist es leicht, jemanden aus der Ferne zu hassen. Aber als der Zar mitsamt seiner Familie hier war, mussten sie in ihm plötzlich einen ganz normalen Menschen sehen. Und um eine unbewaffnete, wehrlose Familie zu ermorden, braucht es mehr als Hass. Deshalb dürfen in den Geschichten, die man Ihnen erzählt, die Kinder immer entkommen.«

»Sie glauben also nicht, dass es Überlebende gab?«

»Wenn es welche gäbe«, erwiderte Kropotkin, »hätten wir längst von ihnen gehört. Es gibt natürlich noch eine andere Möglichkeit.«

»Die wäre?«, fragte Pekkala.

»Dass dem Zaren eine andere Fluchtmöglichkeit angetragen wurde.«

»Aber er hatte doch nur über Sie Kontakt zur Außenwelt, oder?«

»Ich meine auch nicht, dass ihn jemand von außen angesprochen hat«, sagte Kropotkin. »Ich meine jemanden im Ipatjew-Haus.«

»Sie meinen die Tscheka?«

Kropotkin zuckte die Achseln. »Vielleicht wollten sie ihn wie den Großfürsten Michail auf der Flucht erschießen.«

Pekkala schüttelte den Kopf. »Der Zar wurde nicht auf der Flucht erschossen.«

»Dann hatte vielleicht wirklich einer aus der Tscheka vorgehabt, ihn zu befreien.«

»Das erscheint mir so gut wie ausgeschlossen«, sagte Pekkala.

»Halten Sie es wirklich für so unwahrscheinlich, dass jemand das alles auf sich nimmt, um den Zaren zu retten?«, fragte Kropotkin. »Dass Sie überlebt haben, grenzt doch ebenfalls an ein Wunder.«

»Das Gleiche gilt für Sie«, entgegnete Pekkala. »Die Kommunisten müssen doch zumindest geahnt haben, dass Sie mit den Weißen kollaboriert haben, trotzdem wurden Sie zum Polizeichef von Swerdlowsk ernannt.«

»Die Roten haben jemanden gebraucht, der für Ruhe und Ordnung sorgt«, erklärte Kropotkin. »Sie konnten es sich damals nicht leisten, wählerisch zu sein. Und seitdem konnten sie sich nicht dazu aufraffen, mich wieder loszuwerden. Aber dieser Tag wird kommen. In diesem Land hat man nur dann eine Zukunft, wenn man keine Vergangenheit hat. Dieser Luxus ist weder Ihnen noch mir vergönnt, und früher oder später werden wir den Preis dafür zahlen.«

»Was werden Sie tun, wenn man Sie nicht mehr braucht, Kropotkin?«

Kropotkin zuckte mit den Schultern. »Meine Arbeit mag sich ändern, die Dinge aber, die mir wichtig sind und für die ich bereit bin, mein Leben aufs Spiel zu setzen, ändern sich nicht.«

»Damit sind Sie für die gegenwärtigen Machthaber ein gefährlicher Mann.«

»Nicht halb so gefährlich wie Sie, Inspektor Pekkala. Ich bin nur aus Fleisch und Blut, mich kann man spurlos verschwinden lassen. Aber um Sie loszuwerden«, sagte Kropotkin und lächelte, »ist wesentlich mehr Aufwand vonnöten.«

»Sie reden, als könnten mir Kugeln nichts anhaben«, sagte Pekkala. »Was nicht stimmt, wie ich Ihnen versichern darf.«

»Ich meine auch nicht Sie«, antwortete Kropotkin und deutete auf Pekkala. »Sondern das da.«

Kropotkin zeigte auf das Abzeichen, das Smaragdauge, das auf dem durchnässten, hochgestellten Revers zu sehen war. »Man kann Sie jederzeit töten, das Smaragdauge aber ist schon jetzt eine Legende. Darüber kann man nicht einfach so hinweggehen, und das wollen sie auch gar nicht. Sie brauchen Sie, Pekkala. Sie brauchen Ihre legendäre Unbestechlichkeit – genau wie der Zar sie gebraucht hat. Wer zu einer Legende wird, ist meist schon tot. Solange Sie also noch am Leben sind, sind Sie für die Machthaber genauso gefährlich und wertvoll. Je früher Sie verschwinden, umso sicherer werden die sich fühlen.«

»Dann werden sie nicht lange warten müssen«, sagte Pekkala. »Sobald dieser Fall gelöst ist, werde ich das Land verlassen. Für immer.«

Kropotkin lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und klopfte sich mit dem Bleistift gegen den Daumen. »Ich hoffe, es kommt wirklich so, Pekkala. Aber bis es so weit ist, wird man alles tun, um Sie hierzubehalten, wo man Einfluss auf Ihr weiteres Schicksal nehmen kann. Und wenn ihnen das gelingt, wird alles verloren sein, wofür Sie je gearbeitet haben, und Sie und ich, wir stehen uns dann in diesem Krieg auf gegnerischen Seiten gegenüber.«

»Ich habe nicht den geringsten Wunsch, Sie zum Feind zu haben«, sagte Pekkala.

Kropotkin nickte. »Dann hoffen wir zu unser beider Wohl, dass Sie die richtige Entscheidung treffen, wenn es so weit ist.«

Die Tage vergingen, während Pekkala in seiner Zelle darauf wartete, dass das Verhör begann. Einmal am Tag wurde das Essen über eine Klappe unterhalb des Gucklochs hereingeschoben. Er bekam eine Schale mit salziger Kohlsuppe und einen Becher Tee. Schale wie Becher bestanden aus einem so weichen Material, dass er sie in der Faust zerdrücken konnte.

Nach dem Essen begleiteten ihn zwei Wärter zur Toilette. Einer stellte sich vor ihn, der andere hinter ihn. Der Wärter hinter ihm sagte: »Nur einen Schritt nach links oder rechts ...« Er beendete den Satz nicht. Das war nicht nötig, er musste Pekkala nur mit seinem kalten Gewehrlauf gegen die Wange stoßen.

Der Wärter vor ihm marschierte los. Pekkala spürte, wie er vom Wärter hinter ihm leicht angeschoben wurde.

Alle Böden im Gefängnis waren mit dicken grauen Teppichen ausgelegt. Die Stiefel der Wärter waren mit Filz besohlt. Abgesehen von ihren leisen Befehlen herrschte in der Butyrka vollkommene Stille. Sie führten ihn durch einen fensterlosen Gang mit vielen Türen zu einem Raum mit einem Loch in der Mitte des Bodens, neben dem ein Kübel Wasser stand.

Kurz darauf ging es wieder zurück in seine Zelle.

Er konnte nicht schlafen. Im besten Fall fiel er in eine Art Halbbewusstlosigkeit. Seine Knie, die er gegen die Tür drückte, wurden immer wieder taub. Er hatte kein Gefühl mehr in den Beinen. Auf das Warten war er nicht vorbereitet gewesen. Es zehrte an den Nerven, bis diese zu zerreißen drohten.

Ohne jeglichen Kontakt zur Außenwelt wusste er bald nicht mehr, wie lange er schon hier war. Nach jeder Essensausgabe ritzte er mit dem Daumen eine kleine Kerbe in die Wand. Er entdeckte ähnliche Kratzer, die ebenfalls von Fingernägeln zu stammen schienen. Er fand verschiedene Reihen, eine davon mit über hundert Kerben. Ihr Anblick jagte ihm Angst ein. Er würde keine hundert Tage in dieser Zelle aushalten.

Am, wie er glaubte, einundzwanzigsten Tag in der Butyrka wurde er von den Wärtern in einen anderen Raum gebracht. Darin stand ein kleiner Metalltisch mit zwei Stühlen.

Seit der Einlieferung ins Gefängnis war er nackt gewesen. Jetzt reichte ihm einer der Wärter beigefarbene Kleidung aus dünner, modrig riechender Baumwolle. Die Hose konnte man unten an den Knöcheln zuschnüren, nicht aber oben am Bund. Von nun an musste er immer mit einer Hand die Hose festhalten.

Die Wärter verließen den Raum und schlossen hinter sich die Tür.

Eine Minute darauf trat ein Offizier mit einer schmalen Aktentasche ein. Er war von mittlerer Größe, hatte ein pockennarbiges, sommersprossiges Gesicht, gelbgrüne Augen und dichtes, schwarzes Haar. Die Uniform schien ihm wie angegossen zu passen, aber er machte nicht den Eindruck, als fühlte er sich wohl darin. Pekkala schätzte, dass er sie noch nicht lange trug.

Der Mann öffnete seine Aktentasche und nahm den Webley heraus, den Pekkala bei seiner Verhaftung in Vainikkala bei sich gehabt hatte. Der Mann hielt die Waffe hoch und begutachtete sie. Dabei kam er mit dem Daumen zufällig an den Hebel, der den Rahmen nach oben aufklappen ließ, so dass die Patronen in der Trommel offen vor ihm lagen. Der Mann schreckte zusammen und hätte fast den Revolver fallen lassen.

Pekkala musste sich zusammenreißen, um nicht vorzustürzen und den Webley aufzufangen.

Der Mann erwischte die Waffe noch. Eiligst legte er sie wieder in die Aktentasche. Als Nächstes zog er das Smaragdauge heraus und drehte es hin und her, damit der Edelstein das Licht einfing. »Ihre Feinde nennen Sie das Ungeheuer des Zaren.« Der Mann legte das Abzeichen in die Tasche zurück. »Aber Sie kommen mir nicht wie ein Ungeheuer vor.« Zum Schluss nahm er Pekkalas Buch zur Hand. Er blätterte es durch, starrte verständnislos auf den Text des Kalevala und ließ es wieder in die Tasche gleiten.

Er räusperte sich mehrmals, bevor er etwas sagte. »Wussten Sie, dass sich Finnland für von Russland unabhängig erklärt hat?«

Pekkala hatte es nicht gewusst. Die Neuigkeiten entsetzten ihn. Wie musste sich sein Vater fühlen, der dem Zaren immer so treu ergeben gewesen war?

»Wie Sie sehen«, fuhr der Mann fort, »wissen wir aufgrund der Gegenstände, die wir in Ihrem Besitz gefunden haben, wer Sie sind, Inspektor Pekkala.« Seine Stimme war so leise, dass er beinahe furchtsam klang.

»Georgien«, erwiderte Pekkala.

»Wie bitte?«

»Georgien«, wiederholte Pekkala. »Ihr Akzent.«

»Ach, ja. Ich komme aus Tiflis.«

Jetzt fiel es Pekkala wieder ein. »Dschugaschwili«, sagte er. »Josef Dschugaschwili. Sie haben 1907 eine Bank überfallen, wobei über vierzig Menschen ums Leben gekommen sind.« Er konnte es kaum fassen, dass ein Mann, den er einst als Verbrecher gejagt hatte, ihm jetzt auf der anderen Seite des Verhörtisches gegenüber saß.

»Das stimmt«, sagte Dschugaschwili, »nur dass ich jetzt Josef Stalin heiße und kein Bankräuber mehr bin. Jetzt gehöre ich dem Rat der Volkskommissare an.«

»Und jetzt sind Sie hier, um mir einen Rat zu geben?«

»Ja. Einen Rat, den Sie hoffentlich annehmen werden. Ein Polizist mit Ihrer Erfahrung könnte für uns sehr nützlich sein. Viele Ihrer ehemaligen Kollegen haben sich bereit erklärt, für uns zu arbeiten. Natürlich erst, nachdem Sie uns sämtliche Einzelheiten ihrer früheren Tätigkeit mitgeteilt haben.« Er musterte Pekkala, dann streckte er einen seiner kurzen Finger aus, als wollte er die Windrichtung prüfen. »Aber ich glaube nicht, dass Sie zu denen gehören.«

»Nein«, erwiderte Pekkala.

»Nun, mit nichts anderem müsste ich rechnen, hatte man mir erzählt«, sagte Stalin. »Sie verstehen, dass die Dinge dann einen anderen Verlauf nehmen.«

Als Pekkala am Abend ins Ipatjew-Haus zurückkehrte, kochte Kirow in der Küche gerade Kartoffeln. Die Fenster waren stark beschlagen.

Pekkala setzte sich an den Tisch, verschränkte die Arme und ließ den Kopf auf die Hände sinken. »Heute keine Geschäfte mit Majakowski?«

»Majakowski ist ein ausgefuchster Halunke«, erwiderte Kirow. »Er gibt uns nur so viel, um uns den Mund wässrig zu machen, dann lässt er uns am langen Arm verhungern, und seine Preise gehen derweil durch die Decke.«

»Dann wird er für seine Informationen demnächst wohl auch mehr verlangen.«

»Genau von diesen Informationen spreche ich«, sagte Kirow. »Aber ich weiß, wie man mit solchen Typen umgeht.«

»Ach ja?«

Kirow nickte. »Ja. Man macht ihnen ein Geschenk.«

»Warum das denn?«

»Weil sie es nicht erwarten. Leute wie Majakowski haben keine Freunde, sie brauchen auch keine. Es kommt nicht oft vor, dass ihnen jemand etwas schenkt, und wenn, dann wirft es sie völlig aus der Bahn.«

»Sie sind ja gerissener, als Sie aussehen«, murmelte Pekkala.

»Deshalb komme ich damit auch immer durch.« Kirow seufzte. »Aber ich war nicht gerissen genug, um in der Stadt mehr als nur ein paar Kartoffeln aufzutreiben.«

»Haben Sie überhaupt etwas in der Stadt in Erfahrung bringen können?«, fragte Pekkala.

»Nur, dass die ganze Stadt verrückt geworden ist.« Kirow rührte mit dem Kochlöffel die Kartoffeln im kochenden Wasser um. »Fast jeder, mit dem ich gesprochen habe, behauptet, er hätte noch den einen oder anderen Romanow gesehen. Nie die ganze Familie zusammen. Immer nur einen. Man könnte glatt glauben, der Zar und seine Frau und die Kinder hätten sich in jener Nacht in unterschiedliche Richtungen davongemacht. Und trotzdem landeten dann alle schließlich im Bergwerksschacht.«

Pekkala hob den Kopf. »Alle bis auf einen.«

»Spielt keine Rolle«, sagte Kirow. »Ich glaube nicht, dass Alexej überlebt hat.«

»Warum sagen Sie das?«, fragte Pekkala.

»Angenommen, der Mörder hat ihn freigelassen – wie lange hätte er inmitten der Revolutionswirren überlebt? Als Bluter? Nein, Alexej hatte keine Chance.«

»Es ist mir völlig schleierhaft, warum Alexej nicht unter den Toten ist«, sagte Pekkala. »Solange er fehlt, werden wir die Suche nach ihm fortsetzen. Aber davon einmal abgesehen, gehe ich mittlerweile davon aus, dass der Zar glaubte, er könnte aus Swerdlowsk fliehen, wenn er Hilfe von außen erhielt. Ich weiß nur nicht, wer ihm dabei hätte helfen sollen und warum er schließlich ums Leben gekommen ist. Vielleicht hat man ihn hintergangen, oder der Befreiungsversuch ist fehlgeschlagen. Vielleicht haben die Tscheka-Wachen die Romanows erschossen, als sie merkten, dass sie angegriffen werden. Vielleicht ist derjenige, der zur Rettung des Zaren kam, in Panik geraten und hat die Leichen in den Bergwerksschacht geworfen, um sie nicht im Ipatjew-Haus zurückzulassen, wo man sie hätte finden können.«

»In diesem Fall«, sagte Kirow, »mussten die Roten annehmen, dass der Zar und seine Familie noch am Leben wären. Sie würden nach den Romanows fahnden, aber nicht nach dem, der sie befreien wollte.« Kirow wickelte das Taschentuch um den Griff des Topfes und goss das trübe Wasser ab. Eine Dampfwolke stieg auf. Er stellte den Topf auf den Tisch und setzte sich Pekkala gegenüber. »Aber was weiß ich denn? Ich bin ja nur als Beobachter hier.«

»Kirow«, sagte Pekkala, »irgendwann werden Sie ein hervorragender Polizist sein.«

»Das würden Sie nicht sagen, wenn Sie wüssten, wie wenig ich herausgefunden habe. Alles, was ich habe, sind ein paar Fotografien.«

»Fotografien?«, fragte Pekkala.

»Eine alte Dame hat sie mir gegeben. Sie stammen angeblich aus Katamidses Fotoatelier. Er hat sie ihr geschenkt, kurz bevor er verschwunden ist, und dann hatte sie Angst, wegen der Fotos Schwierigkeiten zu bekommen.«

»Wo sind sie?«, fragte Pekkala.

»Vorn. Wir können sie ins Feuer werfen, unser Holzvorrat geht bald zu Ende.«

Kirow hatte den Satz noch nicht beendet, als Pekkala auch schon aus dem Zimmer war.

»Meistens nur Landschaftsaufnahmen, nichts Wichtiges«, rief Kirow ins angrenzende Zimmer. »Sie werden den Zaren nirgends darauf finden.«

Kurz darauf kam Pekkala mit einem Stoß Fotografien zurück. Es waren etwa zwei Dutzend, die Kanten und Ecken waren eingerissen, die Oberfläche gewellt und voller Fingerabdrücke. Größtenteils handelte es sich um Ansichten der Stadt. Die Kirche mit ihrem Zwiebelturm, die Hauptstraße, in der Ferne das Ipatjew-Haus, davor ein geisterhaft verschwommener Pferdekarren. Ein Teich, dahinter, weit entfernt, eine Kirche, und zwischen den Gräsern am gegenüberliegenden Ufer eine Frau mit langem Kleid und Kopftuch, die sich nach vorn beugt, als greife sie nach etwas in den Gräsern. Einige Fotos zeigten Nonnen, Aufnahmen, wie sie auch im Kloster gehangen hatten. Manche sahen aus, als hätte Katamidse sie nachkolorieren wollen, dann aber mitten in der Arbeit abgebrochen.

»Es müssen die Fotos sein, die die Kunden nicht wollten«, murmelte Pekkala. Er lehnte sich zurück und rieb sich die Augen.

»Sagte doch, nichts Wichtiges«, entgegnete Kirow.

Jeder von ihnen spießte sich eine heiße Kartoffel auf und biss vorsichtig hinein.

Einige Minuten später kam Anton ins Haus getorkelt, sein Atem roch nach eingemachten Roten Beeten und Baikalsee-Sprossen. Diese verschrumpelten Dörrfische, deren dünne Gräten sich unter der harten, durchscheinenden Haut abzeichneten, hingen an Drähten über den Wirtshaustheken, und wollte ein Gast einen, zog er einfach am Fisch und drehte den Körper vom Kopf ab. Wer sich keinen ganzen Fisch leisten konnte, griff sich dann diese Köpfe, die am Draht hängen blieben, und kaute auf den metallisch schmeckenden Knorpeln herum.

Anton warf einen Notizblock auf den Tisch. »Steht alles da drin«, sagte er.

Pekkala nahm den Notizblock zur Hand und blätterte ihn durch. »Da steht nichts.«

»Was du nicht sagst!«, erwiderte Anton.

»Und das soll dein Beitrag sein?« Pekkala konnte nur mühsam seine Wut im Zaum halten.

Anton entdeckte die Fotos auf dem Tisch und griff danach. »Ach, Bilder.«

»Sie haben Katamidse gehört«, erklärte Kirow.

»Sind nackte Frauen dabei?«, fragte Anton.

Kirow schüttelte den Kopf.

»Ich wette, dass Majakowski die hat. Er hat ja auch sonst alles.«

»Ich habe dir gesagt, du sollst das Trinken lassen«, sagte Pekkala.

Anton warf die Fotos auf den Tisch. »Mir gesagt?« Dann ließ er die Faust auf den Tisch krachen. »Du meinst, du hast es mir befohlen! Man hat in einer Schänke nichts verloren, wenn man nicht trinkt. Ich habe meine Arbeit gemacht, wie ich dir gesagt habe, damit du dich auf die faule Haut legen kannst, Inspektor.« Das letzte Wort spie er förmlich heraus. »In der Schänke würden einem die Leute ihre Geheimnisse erzählen! Das hast du gesagt!«

»Aber wenn man sie hören will, sollte man nüchtern bleiben!« Pekkala packte den Holzapfel, der immer noch auf dem Tisch lag, und warf ihn seinem Bruder zu.

Mit einer blitzschnellen Bewegung fing Anton ihn auf. Triumphierend sah er seinen Bruder an.

»Hast du dem Zaren angeboten, ihn zu befreien?«, fragte Pekkala.

Das zufriedene Grinsen wich schlagartig aus Antons Gesicht. »Was?«

»Du hast mich sehr gut verstanden«, erwiderte Pekkala. »Hast du dem Zaren angeboten, ihn und die

Familie entkommen zu lassen?«

Anton lachte. »Hast du jetzt völlig den Verstand verloren? Welchen Grund sollte ich gehabt haben, ihnen zu helfen? Es gab mal eine Zeit, da wollte ich nichts anderes, als dem Finnischen Regiment anzugehören. Aber dann hast du mir meinen Platz dort weggenommen, und ich habe mir was anderes einfallen lassen müssen – etwas, worin der Zar keine Rolle spielt.«

»Du hättest dem Regiment wieder beitreten können«, sagte Pekkala. »Du bist nicht endgültig ausgeschlossen worden.«

»Ich wollte zurück zum Regiment. Aber dann habe ich erfahren, dass du auf dem Weg nach Petrograd warst, um meinen Platz einzunehmen. Hast du wirklich erwartet, ich würde diese Demütigung hinnehmen? Warum bist du nicht zu Hause geblieben und bist Bestatter geworden, wie es Vater für dich vorgesehen hat?«

»Wie er es vorgesehen hat? Er war es doch, der mich nach Petrograd geschickt hat, um deinen Platz im Regiment zu übernehmen.«

Anton blinzelte. »Er hat dich geschickt?«

»Nachdem wir das Telegramm bekommen haben, in dem stand, dass du relegiert warst. Wir wussten doch nicht, dass es nur vorübergehend war.«

»Aber ... warum?«, stotterte Anton. »Warum hast du mir damals nichts gesagt?«

»Weil ich dich nicht finden konnte. Du warst wie vom Erdboden verschluckt.«

Beide schwiegen.

Anton stand regungslos da. »Ich schwöre, das habe ich nicht gewusst«, sagte er schließlich.

»Es spielt keine Rolle mehr«, sagte Pekkala. »Es ist zu spät.«

»Ja«, erwiderte Anton wie in Trance. »Es ist zu spät.«

Dann ging er hinaus in den Hof.

»Vielleicht«, sagte Kirow, »hat einer der anderen Tscheka-Leute dem Zaren angeboten, ihm bei der Flucht zu helfen. Ihr Bruder hat davon vielleicht gar nichts mitbekommen.«

»Sie meinen, er war zu betrunken, um irgendetwas mitzubekommen?«

Beide sahen hinaus zu Anton, der die Stirn gegen die Mauer gelehnt hatte und sich mit einem Arm abstützte. Ein heller Urinstrahl ergoss sich in hohem Bogen auf den Boden. Dann verließ er den Hof und verschwand auf der Straße.

»Er wird wohl wieder in die Schänke gehen«, sagte Kirow.

»Anzunehmen.«

»Sie werden ihn wieder verprügeln.«

»Es scheint ihn nicht zu stören.«

»Als ich diesem Fall zugeteilt wurde, sagte man mir, dass seine Trunksucht ein Problem sein könnte.«

»Er ist nicht so betrunken, wie er uns weismachen will.«

»Was wollen Sie damit sagen?«, fragte Kirow.

»Haben Sie gesehen, wie er den Holzapfel aufgefangen hat?«

»Sie haben seine Reflexe getestet?«

Pekkala nickte. »Wäre er wirklich betrunken, hätte er nie so schnell reagieren können.«

»Aber warum tut er so, als wäre er betrunken?«, fragte Kirow.

»Weil er etwas zu verbergen hat«, sagte Pekkala. »Nur weiß ich nicht, ob es mit den Ermittlungen zu tun hat oder mit etwas aus unserer Vergangenheit oder mit beidem.«

»Wollen Sie damit sagen, dass wir ihm nicht mehr trauen können?«, fragte Kirow.

»Das konnten wir nie«, erwiderte Pekkala.

Es gibt da etwas, was wir gern erfahren würden«, sagte Stalin. »Irgendwann werden Sie es uns sagen. Die Frage ist nur, was von Ihnen dann noch übrig ist, körperlich und seelisch.«

Pekkala war beinahe erleichtert, als es begann. Alles war besser als die endlosen Stunden, in denen er in der engen Zelle, dem Kamin, kauerte. Das Deckengewölbe jagte ihm am meisten Angst ein – immer sah es aus, als würde es sich langsam auf ihn senken. Schon der Gedanke daran trieb ihm den Schweiß auf die Stirn.

»Zum Glück«, fuhr Stalin fort, »haben wir nur eine Frage an Sie.«

Pekkala wartete.

»Zigarette gefällig?«, fragte Stalin. Er zog eine rot-goldene Packung mit der Aufschrift »Markow« aus der Hosentasche.

Pekkala erkannte sie sofort. Die Marke, die Wassilejew immer geraucht hatte.

»Der frühere Direktor der Ochrana war so freundlich, uns in seinem Büro einen beträchtlichen Vorrat davon zu hinterlassen«, erklärte Stalin.

»Wo ist er jetzt?«, fragte Pekkala.

»Tot«, sagte Stalin nüchtern. »Wissen Sie, was er getan hat? Als er wusste, dass wir ihn verhaften würden, füllte er sein künstliches Bein mit Sprengstoff. Und auf dem Weg ins Gefängnis zündete er im Polizeiauto den Sprengsatz. Die Hinterachse des Lieferwagens landete auf dem Dach eines zweistöckigen Hauses.« Stalin lachte leise. »Sprengstoff in einem Holzbein! Er hatte Humor, das muss man ihm lassen.«

Stalin hielt ihm die Packung hin und verdrehte dabei das Handgelenk, damit die Zigaretten zu Pekkala zeigten.

Pekkala schüttelte den Kopf.

Stalin klappte die Packung zu. »Ich bitte Sie, vergessen Sie in den nächsten Tagen nicht, wie entgegenkommend ich mich Ihnen gegenüber verhalten habe.«

»Ich werde es nicht vergessen«, sagte Pekkala.

»Natürlich nicht«, erwiderte Stalin. »Ihr berühmtes Gedächtnis lässt so etwas nicht zu. Deshalb bin ich auch sehr zuversichtlich, dass Sie meine Frage beantworten können.«

»Was wollen Sie wissen?«, fragte Pekkala.

»Wo ist der Goldschatz des Zaren?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Pekkala.

Stalin atmete leise aus, er hatte die Lippen leicht gespitzt wie jemand, der zu pfeifen lernte. »Dann stimmt es wohl doch nicht, was uns zu Ohren gekommen ist.«

»Was ist Ihnen zu Ohren gekommen?« Mit jeder Minute, die verging, spürte Pekkala mehr und mehr diese seltsame Leichtigkeit, die von der Gewissheit des Todes kündete. Wenn es dann so weit ist und sie mich erledigen, dachte er, wird von mir nicht mehr viel übrig sein, das überhaupt noch Schmerz empfinden kann.

»Uns wurde gesagt, dass der Zar Ihnen vertraut hat«, sagte Stalin.

»In manchen Dingen«, erwiderte Pekkala.

Stalin lächelte verhalten. »Schade«, sagte er.

Zwei Wochen darauf wurde Pekkala aus seiner Zelle wieder in den Verhörraum gebracht. Er konnte nicht mehr allein gehen. Seine Zehenspitzen schleiften über den rauen Teppichboden, während die beiden Wärter ihn unter den Schultern gefasst hatten und ihn durch den Gang zerrten. Im Verhörraum wurde er abgesetzt, und die letzten Schritte zum Stuhl ging er selbst. Zitternd wie jemand, der unter hohem Fieber litt, nahm er Platz und musste sich anstrengen, um nicht vom Stuhl zu fallen. Seine Füße waren auf fast ihre doppelte Größe geschwollen, die Zehennägel waren schwarz vom geronnenen Blut im Nagelbett. Er konnte die Hände nicht mehr über die Schultern heben, er konnte nicht mehr durch die Nase atmen. Nahezu jeder Atemzug löste einen Hustenanfall

aus, den er mit an die Brust gezogenen Knien über sich ergehen ließ. Dabei wurde ihm schwindlig, und Schmerzen schossen ihm in den Kopf, als würde ihm ein Nagel durch die Schädelplatte getrieben. Stalin war bereits da. »Wollen Sie jetzt eine Zigarette?«, fragte er in seiner stets gleichen, fast ängstlich klingenden Stimme.

Pekkala öffnete den Mund, er wollte etwas sagen, konnte aber nur husten und dann den Kopf schütteln. »Ich weiß nicht, wo das Gold ist«, sagte Pekkala, als er wieder bei Atem war. »Ich sage Ihnen die Wahrheit.«

»Ja«, erwiderte Stalin. »Davon bin ich mittlerweile überzeugt. Aber jetzt möchte ich von Ihnen Folgendes wissen: Wen hat er mit der Aufgabe betraut, das Gold fortzuschaffen?«

Pekkala antwortete nicht.

»Sie antworten nicht«, sagte Stalin.

Pekkala schwieg. Die Angst kam über ihn wie ein schwarzer Hund, der durch die Gänge seines Verstandes hetzte.

»Wenn das hier vorbei ist«, sagte Stalin, »und Sie über das, was Ihnen bald widerfahren wird, nachdenken, werden Sie es bedauern, ein vollkommenes Gedächtnis zu haben.«

Später am Abend saß Pekkala auf dem Boden im vorderen Zimmer, in seinem Schoß lag das *Kalevala*.

Kirow kam mit Feuerholz herein und warf die Scheite in die Glut.

»Nichts von Anton?«, fragte Pekkala.

»Nichts«, antwortete Kirow und wischte sich den Holzstaub von den Händen. Mit einem Nicken deutete er auf das *Kalevala*. »Wollen Sie mir nicht aus Ihrem Buch vorlesen?«

»Sie werden nichts verstehen, wenn Sie kein Finnisch sprechen.«

»Lesen Sie mir trotzdem vor.«

»Ich fürchte, es steht kaum auf der Liste der Bücher, die die Zustimmung der Kommunistischen Partei finden.«

»Wenn Sie den Mund halten, verspreche ich, werde ich auch nichts sagen.«

Pekkala zuckte mit den Schultern. »Gut.« Er schlug es auf und begann zu lesen. Die finnischen Wörter klangen im ersten Moment wie ein Donnergrollen in seinen Ohren. Pekkala las zwar ständig in dem Buch, sprach den Text aber nur äußerst selten laut aus. Außerdem war es Jahre her, dass er sich in seiner Muttersprache unterhalten hatte. Sogar sein Bruder benutzte sie nicht mehr. So klang das Finnische für ihn mittlerweile fern und vertraut zugleich, wie eine Erinnerung, die man sich von einem anderen Menschen ausgeliehen hatte.

Nach einer Minute hielt Pekkala inne und sah zu Kirow auf.

»Ihre Sprache«, sagte Kirow, »klingt, als würde man Nägel aus einem Brett ziehen.«

»Ich versuche es mal als Kompliment aufzufassen.«

»Was haben Sie mir vorgelesen?«, fragte Kirow.

Pekkalas Blick ging zurück zum Buch, er starrte auf die Worte, die sich langsam verwandelten und in einer Sprache zu ihm redeten, die Kirow verstehen konnte. Er erzählte Kirow die Geschichte des Wanderers Väinämöinen, der Pohjola, die Jungfrau des Nordlands, dazu überreden wollte, von dem Regenbogen, auf dem sie lebte, herabzukommen und ihn auf seinen Wanderungen zu begleiten. Bevor sich Pohjola darauf einließ, stellte sie ihm allerdings unmögliche Aufgaben wie zum Beispiel ein Ei zu verknoten, ein Pferdehaar mit einem stumpfen Messer zu spalten oder Birkenrinde von einem Stein zu schaben. Bei der letzten Aufgabe – er sollte aus Holzspänen ein Schiff bauen – schlug sich Väinämöinen mit der Axt ins Bein. Die Blutung konnte nur durch einen Zauberspruch gestillt werden. So machte sich Väinämöinen auf den Weg, um einen Zauberkundigen zu finden.

»Sind alle Geschichten so seltsam wie diese?«, fragte Kirow.

»Sie sind nur seltsam, bis man sie versteht«, erwiderte Pekkala. »Und dann kommt es einem vor, als würde man sie sein Leben lang kennen.«

»Haben Sie Alexej diese Geschichte auch vorgelesen?«, fragte Kirow.

»Ich habe ihm einige vorgelesen, aber nicht diese. Hätte er von einem Zauberspruch gehört, hätte er vielleicht Hoffnung geschöpft. Aber die gab es für ihn nicht.« Noch im selben Moment fragte er sich, ob seine Hoffnung, Alexej lebend zu finden, nicht ebenso illusorisch war wie ein Zauberspruch gegen dessen Hämophilie.

Früh am nächsten Morgen klopfte es an die Tür. »Majakowski!«, stöhnte Kirow, während er sich den Schlaf aus den Augen rieb. »Hoffentlich hat er mehr für uns dabei als bloß Kartoffeln.«

»Das ist nicht Majakowski«, entgegnete Pekkala. »Majakowski kommt immer durch den Hof.« Pekkala stand auf und musste über den irgendwann in der Nacht heimgekommenen Anton hinwegtreten.

Als er die Tür öffnete, stand Kropotkin davor. Der Polizeichef trug seine blaue Dienstuniform, an der allerdings kein einziger Knopf geschlossen war. Auch von der Uniformmütze war nichts zu sehen. Die Hände hatte er tief in den Taschen vergraben, und mit seinem glattgekämmten Haaren und dem kantigen Kinn sah er aus wie eine Dogge.

Kropotkin war der schlampigste Polizist, der Pekkala jemals untergekommen war. Unter dem Zaren wäre er auf der Stelle gefeuert worden, wenn er es gewagt hätte, so aufzutreten.

»Für Sie ist letzten Abend ein Anruf gekommen«, sagte Kropotkin.

»Von wem?«

»Der Irrenanstalt in Wodowenko. Katamidse sagt, ihm sei was eingefallen. Etwas, wonach Sie ihn anscheinend gefragt haben. Ein Name.«

Pekkalas Herzschlag beschleunigte sich. »Ich werde sofort aufbrechen.«

Pekkala hatte schon fast die Tür geschlossen, als Kropotkin noch anfügte: »Das habe ich Ihrem Tschekisten auch schon erzählt. Ich bin ihm letzte Nacht in der Schänke begegnet. Wahrscheinlich war er zu betrunken, um überhaupt zu kapieren, was ich von ihm wollte. Deswegen dachte ich, ich komm lieber mal vorbei, um es Ihnen persönlich zu sagen.«

»Ich bin froh, dass Sie es getan haben«, antwortete Pekkala.

Kropotkin klimperte mit dem Kleingeld in der Hosentasche. »Hören Sie, Pekkala, ich weiß, wir haben uns anfangs etwas schwer miteinander getan, aber wenn ich Ihnen irgendwie behilflich sein kann, dann wissen Sie, wo Sie mich finden.«

Pekkala dankte ihm und schloss die Tür.

Anton hatte sich fest in eine Decke gewickelt und schlief immer noch.

Pekkala riss ihm mit einem heftigen Ruck die Decke weg, und Anton wurde auf den nackten Boden gerollt. »Was ist los?«

»Katamidse!«, sagte Pekkala. »Der Anruf aus Wodowenko! Warum hast du uns letzte Nacht nichts gesagt?«

Anton setzte sich auf und sah ihn mit trüben Augen an. »Ich wollte es euch am Morgen erzählen.« Zwischen den Samtvorhängen drangen die ersten Strahlen des Sonnenlichts ins Zimmer, Staubkörnchen schwebten im milchigen Licht. »Na, scheint ja schon Morgen zu sein, dann kann ich es euch also jetzt erzählen.«

»Wir hätten schon vor Stunden aufbrechen können.« Pekkala warf Anton seine Kleidungsstücke ins Gesicht. »Zieh dich an! Wir fahren. Sofort!«

Kirow erschien aus der Küche. »Zum Frühstück gibt's Armeefleisch, gebraten!«, verkündete er.

Pekkala rauschte an ihm vorbei und hinaus in den Hof.

Kirows Lächeln schwand. »Was ist los?« Dann drehte er sich zu Anton um und wiederholte die Frage.

Anton zog seine Stiefel an. »Sehen Sie zu, dass Sie in den Wagen kommen«, sagte er.

Zehn Minuten später waren sie unterwegs.

Auf ihrem Weg nach Süden mussten sie erneut durch das Dorf der zeitweiligen Lügen. Wieder war ihnen durch die Schranke der Weg versperrt, das Wachhäuschen war abgesperrt, aber unbesetzt.

Sie entfernten die Schranke, und schon bald darauf fuhren sie über die Hauptstraße der Ansiedlung. Das Dorf war wie ausgestorben, als wäre die gesamte Bevölkerung geflohen und hätte die Läden zurückgelassen, in deren Schaufenstern sich Brot, Fleisch und Obst stapelten. Als Pekkala ausstieg, stellte er fest, dass alles hinter den Scheiben aus Wachs war. Sie hielten am kleinen Bahnhof und ließen den Blick über die leeren Gleise schweifen, die sich bis zum Horizont erstreckten. Ein Besen war an eine der Säulen des Bahnhofdachs gelehnt.

Keiner von ihnen sagte etwas. Die Leere um sie herum schluckte jeden Laut.

Pekkala musste an die Gesichter der Menschen denken, die sie beim ersten Mal gesehen hatten, an ihre Angst, die sich hinter ihrem Lächeln abgezeichnet hatte.

Sie stiegen ein und fuhren weiter.

In Wodowenko wurden sie von dem rothaarigen Aufseher empfangen.

»Sie kommen zu spät«, sagte er.

Pekkala stieg aus. Vom langen Sitzen im engen Emka tat ihm alles weh. »Was meinen Sie, wir kommen

spät?«

»Nicht spät«, antwortete der Aufseher. »Zu spät.«

»Was ist passiert?«

»Wir wissen es nicht genau. Wir gehen von einem Selbstmord aus.«

Die drei Männer machten sich nicht die Mühe, sich einzutragen, der Aufseher fragte auch nicht nach ihren Waffen. Sie eilten durch die Stahltür und die Gänge, bis sie in einen Raum kamen, dessen Boden und Wände bis auf Brusthöhe weiß gefliest waren. Vier große Lampen hingen von der Decke. Es war das Leichenschauhaus.

Katamidses Leichnam war auf einem Metalltisch aufgebahrt, Beine und Unterleib wurden von einem Baumwolltuch bedeckt. Die Lippen, Lider und die Nasenspitze waren fleckig blau angelaufen, die übrige Haut war so blass wie die Fliesen an der Wand. Die Füße, die zur Tür hin zeigten, ragten unter dem Tuch heraus. Am großen Zeh des rechten Fußes war mit Draht eine Metallscheibe befestigt, auf ihr war eine Nummer gestempelt. Die Zehennägel schimmerten gelblich wie die Schuppen eines Fisches.

Anton lehnte sich an die Wand neben der Tür, den Blick starr auf den Boden gerichtet.

Kirow, zu neugierig, um sich abschrecken zu lassen, blieb Pekkala dicht auf den Fersen.

»Gift?«, fragte Pekkala.

»Ja«, bestätigte der Aufseher.

»Zyanid?«

»Eine Lauge«, antwortete der Aufseher.

Vorsichtig legte Pekkala Katamidse die Hand aufs Gesicht und zog ein Augenlid auf. Geplatzte Äderchen hatten den Augapfel rot verfärbt. Als er den Bereich um die Augen näher untersuchte, bemerkte er eine leichte Rötung, die sich vom Wangenknochen bis zur Stirn hinaufzog. Pekkala strich mit den Fingern am Hals des Toten entlang und prüfte die Haut. Als er den Kehlkopf erreichte, verharrten seine Finger auf dem fragilen Knorpelgebilde. Es gab unter leichtem Druck nach, was darauf hinwies, dass es eingedrückt worden war. Der Täter hatte ihm also den Hals zugeedrückt, bis er sicher war, dass Katamidse nicht überleben würde. An der Erdrosselung aber war er nicht gestorben. »Wo hat man ihn gefunden?«, fragte Pekkala.

»In seiner Zelle«, antwortete der Aufseher.

Pekkala wies mit einem Kopfnicken zur Tür. »Zeigen Sie sie mir«, sagte er.

Die drei Männer machten sich auf den Weg zu Katamidses Zelle.

»Wo in der Anstalt wird Lauge verwendet?«, fragte Pekkala.

»Manchmal in den Gärten.« Der Aufseher hatte Mühe, Pekkalas eiligen Schritten zu folgen. »Damit reinigen wir zweimal im Jahr die Abflussrinnen.«

»War er schon tot, als Sie ihn gefunden haben?«

»Fast. Ich meine, er ist gestorben, bevor wir ihn überhaupt aufschließen konnten.«

»Hat er noch irgendwas gesagt?«

»Nein. Ich meine ...«

»Was meinen Sie?«

Der Aufseher war offenkundig nervös. »Um Himmels willen, er war doch von innen heraus völlig verätzt. Er war schon so hinüber, dass wir nicht mehr verstehen konnten, was er sagen wollte. Hier, da sind wir.«

Ein Pfleger war gerade dabei, den Raum zu wischen. In der Luft lag der Geruch von Putzmittel, vermischt mit dem säuerlichen Gestank von Erbrochenem und stechendem Laugengeruch. Es gab keine Fenster, nur eine an die Wand geklappte Metallpritsche. Vor der Pritsche hing eine an der Wand befestigte Kette, an ihr baumelten eiserne Handschellen.

Pekkala hob die Kette an und ließ sie fallen. Die Metallglieder schlugen gegen die Wand. »Damit war er gefesselt?«

Anton rang hörbar nach Luft, bevor er abrupt die Zelle verließ. Seine Schritte verhallten im Gang. Der Aufseher sah ihm hinterher. »Manche halten es hier nicht aus«, sagte er.

Kirow spähte Pekkala über die Schulter.

»Alle Insassen werden an die Pritschen gefesselt, wenn die Lichter aus sind«, fuhr der Aufseher fort.

»Tagsüber werden die Betten hochgeklappt und die Fesseln gelöst.«

»Und was machen die Gefangenen dann?«

Der Pfleger wischte weiter den Boden, als wären die beiden Männer gar nicht anwesend.

»Jeder darf am Tag für eine Viertelstunde raus. Die übrige Zeit sitzen sie auf dem Boden oder gehen in der Zelle auf und ab.«

»Sie meinen also, er hat die Lauge getrunken, bevor Sie ihn für die Nacht angekettet haben?«

Der Aufseher nickte. »Ja. Das ist die einzige Möglichkeit.«

Pekkala schob sich nah ans Gesicht des Aufseher. »Sie wissen verdammt genau, dass es kein Selbstmord war.«

Der Wischmopp des Pflegers kam zum Stillstand. Seifenwasser sickerte aus den grauen, in sich verdrehten Fransen und ergoss sich über den Boden.

»Raus«, sagte der Aufseher zu ihm.

Der Pfleger ließ den Wischmopp fallen und eilte hinaus.

»Jemand hat Katamidse am Hals festgehalten«, sagte Pekkala.

»Er hat sich selbst gekratzt. Katamidse hat den Verstand verloren.«

»Es gibt noch andere Spuren. Druckstellen. Jemand hat ihm die Kehle zugedrückt. Und seine Speiseröhre ist verletzt.«

»Die Lauge ...«

»Etwas wurde ihm in den Hals gesteckt, wahrscheinlich ein Trichter. Dann erst ist ihm die Lauge eingeflößt worden.«

Dem Aufseher stand mittlerweile der Schweiß auf der Stirn. Er sah zu Boden. »Hören Sie, Inspektor, letztlich spielt es doch keine Rolle, ob er umgebracht wurde oder sich selbst umgebracht hat, oder?«

»Natürlich spielt es eine Rolle!«, schrie Pekkala.

»Ich meine«, erklärte der Aufseher, »wir sind hier in einem Irrenhaus. Es kommt ständig zu Streitereien, es gibt Fehden, die ebenso schnell vorbei sind, wie sie begonnen haben. Diese Menschen sind aus der Gesellschaft entfernt worden, damit sie keine Gefahr mehr für andere sind. Aber das heißt noch lange nicht, dass sie nicht für sich selbst eine Gefahr darstellen. Wir können nicht viel dagegen tun.«

»Warum haben Sie mir einreden wollen, es wäre Selbstmord gewesen?«

»Selbstmord«, sagte der Aufseher und hob achselzuckend die Arme, »erfordert eben nur eine interne Untersuchung. Bei einem Mord aber gibt es richtige Ermittlungen. Sie wissen, was das heißt, Inspektor. Männer, unschuldige Männer, die nur ihrer weiß Gott schwierigen Arbeit nachgehen, werden plötzlich als Verbrecher angeklagt. Wenn es irgendwie möglich wäre, alles unter Verschluss ...«

»Weiß man, ob jemand ins Gebäude eingedrungen ist?«

»Unsere Sicherheitsvorkehrungen sind darauf ausgelegt, die Insassen am Ausbrechen zu hindern.«

»Wollen Sie damit sagen, dass hier jeder reinspazieren und Zugang zu den Insassen haben kann?«

»Er muss erst an mir vorbei«, erwiderte der Aufseher, »oder an dem jeweils Diensthabenden.«

»Und es ist immer jemand da, der am Eingang aufpasst?«

»Offiziell ja.«

»Was soll das heißen?«, fragte Pekkala.

»Das heißt, dass auch uns der Ruf der Natur ereilt, wenn Sie verstehen, was ich meine. Oder wir gehen auf eine Zigarette nach draußen. Oder wir sind in der Kantine und holen uns eine Schale Suppe. Wenn niemand am Eingang ist, muss der Besucher nur die Klingel benutzen, und wir kommen.«

»Aber wenn niemand da ist, kommt jeder an die Schlüssel heran.«

Der Aufseher zuckte mit den Schultern. »Offiziell nicht.«

»Mit anderen Worten: ja.«

»Es gibt einen ganzen Schrank mit Schlüsseln. Jeder, der bei uns arbeitet, hat einen. Sie nehmen sich den Schlüssel, wenn sie zum Dienst antreten, und geben ihn wieder ab, wenn sie gehen. Jeder Schlüssel hat einen Anhänger mit einer Nummer, die zum jeweiligen Mitarbeiter gehört.«

»Und dieser Schrank ist abgeschlossen?«

»Offiziell ...«

»Sparen Sie es sich.«

»Er sollte abgeschlossen sein, ist es aber nicht immer. Aber hören Sie, wir sind, wie gesagt, darauf ausgerichtet, niemanden ausbrechen zu lassen. Will ein Insasse ausbrechen, muss er erst aus seiner Zelle, die abgesperrt ist, und dann muss er durch diese Tür hier, die ebenfalls abgesperrt ist. Keiner bricht in ein Irrenhaus ein.«

»Kennen Sie jemanden, der Katamidse so sehr gehasst hat, dass er ihn hätte umbringen können?«

»Inspektor, unsere Insassen brauchen keinen Grund, um jemanden umzubringen. Deshalb sind sie in Wodowenko. Und wenn Sie mir sagen, er wäre erwürgt worden, warum hat sich dann jemand noch die Mühe gemacht, ihm Lauge einzutrichern?«

»Um es wie die Tat eines Wahnsinnigen aussehen zu lassen«, erwiderte Pekkala. »Damit keiner auf die Idee kommt, es könnte jemand von außerhalb gewesen sein.«

»Könnte man nicht eher auf die Idee kommen, dass es jemand von hier drin war?«

»Möglich«, sagte Pekkala, »aber das glaube ich nicht. Er hatte uns etwas zu sagen, und jemand ist uns zuvorgekommen.«

Pekkala trat hinaus in den Gang.

Der Aufseher folgte ihm und fasste ihn am Ärmel. »Warum sollte jemand hier einbrechen und einen wie Katamidse umbringen?«

»Katamidse kannte einen Namen.«

»Einen Namen? Deswegen ist er gestorben?«

»Er wäre nicht der Erste«, sagte Pekkala. Damit ging er.

Am fünfundsiebzigsten Tag im Butyrka-Gefängnis, nachdem Pekkala an den Handgelenken aufgehängt worden war, so dass ihm zum mittlerweile dritten Mal die Schultern ausgerenkt wurden, schnallten ihn zwei Wärter auf ein Brett. Sie neigten es nach hinten, bis die Füße höher als der Kopf lagen, und warfen ihm ein nasses Tuch aufs Gesicht. Dann goss einer der Wärter Wasser auf das Tuch, bis Pekkala keine Luft mehr bekam und glaubte, er würde ertrinken.

Er wusste nicht, wie lange das so ging.

Er zog sich in einen Raum in seinem Inneren zurück, von dem er bis zu diesem Zeitpunkt gar nicht gewusst hatte, dass es ihn gab.

Bei allem, was ihm bislang angetan worden war, hatten sich die Informationen, auf die sie es abgesehen hatten, und die ihm zugefügten Schmerzen irgendwie die Waage gehalten. Seine Aufgabe hatte darin bestanden, die beiden Waagschalen in ein Gleichgewicht zu bringen. Als er jedoch unter dem Tuch zu ertrinken drohte, war das nicht mehr möglich, und irgendetwas in seinem Unbewussten übernahm die Kontrolle. Eine schreckliche Schwärze legte sich wie eine Wolke über seinen Verstand, und er wusste nicht mehr, wer er war oder was ihm wichtig war oder was sonst noch zählte ... außer am Leben zu bleiben.

Als sie das Tuch von seinem Gesicht zogen, sprach er den Namen aus, auf den sie es abgesehen hatten. Er hatte ihn nicht sagen wollen. Aber der Name kam ihm von ganz allein über die Lippen.

Sofort wurde Pekkala in seine Zelle zurückgebracht.

Nachdem die Tür geschlossen war, brach Pekkala in Tränen aus. Tiefste Verzweiflung packte ihn. Tränen rannen ihm über die Knöchel der Hand, die er sich vor den Mund presste. Als die Tränen versiegten, hatte er sich damit abgefunden zu sterben.

Am folgenden Tag wurde Pekkala von den Wärtern durch den Gang mit den Einzelzellen in einen leeren Raum mit nassem Boden geführt. Der Raum war nur wenige Schritte lang und ebenso breit, aber ihm erschien er so groß, dass er sich sofort eng gegen die Wand drückte, als stünde er an einem Abgrund.

Der Wärter reichte Pekkala einen Kanten Brot und schloss die Tür.

Pekkala biss ab und spuckte sofort wieder aus. Das Brot wurde von Tag zu Tag übler, dachte er. Dann sprühte Wasser aus einer Öffnung in der Wand.

Pekkala schrie auf, ließ sich zu Boden fallen und rollte sich zusammen.

Das Wasser sprühte unaufhörlich auf ihn nieder.

Es war warm.

Nach einer Weile hob er den Kopf. Alles, was er sah, war das Wasser, das auf ihn niederging. Der Brotkanten in seiner Hand bildete Schaumbläschen, und erst jetzt begriff er, dass es Seife war. Er rieb sich damit das Gesicht ein.

Wasser ergoss sich über seinen Körper und floss, schwarz vor Dreck, in einen Abfluss in der Ecke. Pekkala richtete sich auf den Knien auf, senkte das Kinn gegen die Brust, stützte sich mit den Händen auf den Oberschenkeln ab und blieb unter dem Wasserstrahl, der in seinen Ohren dröhnte. Irgendwann ertönte ein quietschendes Geräusch, und das Wasser wurde abgedreht.

In seiner durchtränkten Kleidung trat Pekkala hinaus. Trotz der Dusche waren seine Nasenlöcher immer noch mit Blut verkrustet, dessen metallischer Geschmack ihm am Gaumen klebte.

»Hände auf den Rücken«, befahl der Wärter.

»Nur ein Schritt nach links oder rechts ...«, sagte Pekkala.

»Maul halten«, sagte der Wärter.

Pekkala und die beiden Wärter marschierten durch einen anderen Gang, bis sie zu einer schweren nietenbeschlagenen Eisentür kamen. Die Tür stand offen. Feuchte Luft schlug Pekkala entgegen. Dann führten die Wärter ihn eine lange, von Glühbirnen in Metallkäfigen beleuchtete Wendeltreppe hinunter.

Das Kellergeschoss, dachte Pekkala. Sie bringen mich in den Keller. Jetzt erschießen sie mich. Er war froh, dass er nicht mehr in den Kamin zurück musste. Seine Seele hatte sich verflüchtigt. Sein Körper fühlte sich an wie ein kleines leckendes, fast schon im Wasser versunkenes Boot.

Sind Sie sich sicher?«, fragte Kirow, als er den Emka durch die Tore von Wodowenko steuerte.

»Sie stellen es als Selbstmord hin«, sagte Pekkala, »aber das war es nicht.«

»Wir sollten aus Swerdlowsk verschwinden«, sagte Anton. »Sofort. Am besten, wir fahren gar nicht mehr zurück, um unsere Sachen zu holen.«

»Nein«, erwiderte Pekkala. »Wir werden mit den Ermittlungen weitermachen. Wir kommen der Sache näher. Der Mörder kann nicht mehr weit sein.«

»Aber vielleicht sollten wir uns nach einem Aufenthaltsort umsehen, der sicherer ist als das Ipatjew-Haus«, sagte Kirow.

»Er soll ruhig denken, dass wir verwundbar sind«, antwortete Pekkala. »Wenn der Mörder der Romanows weiß, dass wir ihm dicht auf den Fersen sind, dann weiß er auch, dass er sich nicht mehr verstecken kann, und dann ist es nur eine Frage der Zeit, bis er kommt, um uns zu suchen.«

Es war Morgen.

Pekkala saß auf einem umgedrehten Kübel neben der Wasserpumpe, der Webley lag neben seinem Fuß. In die Beuge des Pumpenschwengels hatte er einen Handspiegel aus poliertem Stahl gelehnt. Pekkala hatte sich das Gesicht eingeseift und fuhr sich mit dem Rasiermesser über das Kinn.

Er war müde, nachdem er nur zwei Stunden geschlafen hatte. Nach der Rückkehr aus Wodowenko hatten die drei Männer die gesamte Nacht hindurch abwechselnd Wache gehalten; das wollten sie jetzt jede Nacht tun, bis die Ermittlungen abgeschlossen waren.

In diesem Moment spähte ein Gesicht um die Ecke des Innenhofs.

Pekkala griff zur Waffe.

Das Gesicht verschwand. »Ich bin es nur!«, war eine Stimme hinter der Mauer zu hören. »Ihr alter Freund, Majakowski.«

Pekkala legte den Revolver ab. »Was wollen Sie?«, fragte er.

Vorsichtig trat Majakowski in den Hof. Auf den Armen trug er einen Binsenkorb. »Ich bringe Geschenke!«, sagte er. »Ein paar Sachen, die Kirow angefordert hat.« Majakowski sah zum Revolver. »Heute ein wenig nervös, Inspektor?«

»Ich habe allen Grund dazu.«

»Sie rasieren sich, wie ich sehe. Ja. Das ist gut für die Nerven. Ja.« Majakowski lachte fahrig. »Ockham hätte seine Freude gehabt.«

»Was?«

»Ockhams Rasiermesser.« Er deutete auf die Klinge in Pekkalas Hand. »Die einfachste Erklärung, die den Tatsachen entspricht ...«

»... ist gewöhnlich auch die richtige«, sagte Pekkala. Er fragte sich, woher Majakowski das hatte. »Was führt Sie hierher?«

»Na, man könnte sagen, Ockham führt mich hierher, Inspektor Pekkala.«

Pekkala schabte sich mit dem Messer über den Hals, wischte den Schaum von der Klinge und setzte sie erneut an.

Majakowski stellte den Korb auf die Türstufe und ließ sich daneben nieder. »Mein Vater war von den Ipatjews als eine Art Hausmeister angestellt. Als ich klein war, habe ich hier immer auf ihn gewartet, bis er mit seiner Arbeit fertig war. Damals habe ich mir geschworen, dass ich irgendwann das Haus kaufen würde. Aber dann war das Haus natürlich nicht mehr zu verkaufen. Es hätte ja sowieso keiner mehr gewollt, nach allem, was hier drin geschehen ist.«

»Ihr Haus scheint doch groß genug zu sein«, sagte Pekkala.

»O ja!«, antwortete Majakowski. »Ich könnte jeden Tag in der Woche in einem anderen Zimmer schlafen. Aber es ist eben nicht dieses Haus.« Er patschte auf den Stein, auf dem er saß. »Nicht das, was

mir mal gehören sollte.«

»Dann scheint ihr einziger Antrieb die Gier zu sein«, sagte Pekkala.

»Meinen Sie, ich wäre glücklicher, wenn ich das Ipatjew-Haus gekauft hätte?«

»Nein«, erwiderte Pekkala. »Die Habgier gibt keine Ruhe, bis sie befriedigt ist. Nur ist sie leider nie befriedigt.«

Majakowski nickte. »Genau.«

Pekkala sah von seinem Rasierspiegel auf. »Gut, Majakowski, worauf wollen Sie hinaus?«

»Da mir dieses Haus nicht gehört«, erklärte Majakowski, »träume ich immer noch davon, es irgendwann einmal zu kaufen. Mir ist klargeworden, dass der Traum, es zu besitzen, mir kostbarer geworden ist als das Haus selbst. Ich habe es mir wirklich auszureden versucht, denn wie kann man sich eingestehen, dass man sein Leben lang mit der Suche nach etwas verbracht hat, das man eigentlich nicht will?«

Langsam ließ Pekkala das Rasiermesser sinken. »Man kann es sich nur eingestehen, wenn man sich der Wahrheit stellt.«

»Ja«, sagte Majakowski, »wenn man – wie bei Ockhams Rasiermesser – versteht, worauf die Tatsachen verweisen.«

»Sie tun mir leid, Majakowski.«

»Sparen Sie sich Ihr Mitleid für sich selbst auf, Inspektor.« Majakowskis gezwungenes Lächeln flackerte mehrere Male schnell hintereinander auf und erlosch wieder. »Sie scheinen mir auch auf der Suche nach etwas zu sein, was Sie eigentlich nicht wollen.«

»Und was suche ich Ihrer Meinung nach?«, fragte Pekkala.

»Das Zarengold!«, kam es verächtlich von Majakowski. Bislang hatte der Alte seine Worte und seinen Ton mit Bedacht gewählt, jetzt klang er verbittert und anklagend.

»Was wissen Sie darüber?« Pekkala säuberte die Klinge an dem Küchentuch, das er sich über das Knie gelegt hatte.

»Ich weiß, der Zar hat es so gut versteckt, dass es keiner finden kann. Nicht dass es niemand versucht hätte. Ich habe es mit eigenen Augen gesehen. Der Wagenschuppen im Hof hier war voller Koffer und Truhen, die haben die Romanows mitgebracht. Wunderschöne Truhen. Mit Holzleisten und Messingbeschlägen, und alle waren mit einer Nummer und einem Namen versehen. Die Milizionäre, na ja, haben sie durchsucht und ein paar Sachen gestohlen. Aber sie haben ja nicht gewusst, wonach sie suchen sollen – sie haben nur einen Haufen Bücher und hübsche Kleider gefunden. Die Tschekisten müssen sich gedacht haben, wenn schon keine Wertsachen in den Truhen sind, dann vielleicht der eine oder andere Hinweis, wo man sonst zu suchen hat. Nacht für Nacht haben sich die Tscheka-Wachen in den Hof geschlichen und die Truhen durchwühlt, aber sie haben nie was gefunden.«

»Was veranlasst Sie zu dieser Annahme, Majakowski?«

»Na, Inspektor, wenn man etwas gefunden hätte, dann würde man Sie jetzt doch nicht brauchen. Warum hätte man Sie sonst am Leben lassen sollen?«

»Majakowski«, sagte Pekkala, »ich bin hier, um in der Frage zu ermitteln, ob auch wirklich alle Romanows hingerichtet wurden.«

Majakowski nickte spöttisch. »Mehr als ein Jahrzehnt nach ihrem Verschwinden. Mahlen die Räder der Bürokratie in Moskau wirklich so langsam? Die Romanows sind nicht mehr als eine Fußnote in der Geschichte. Ob sie tot sind oder am Leben, spielt doch überhaupt keine Rolle mehr.«

»Für mich spielt es eine Rolle.«

»Weil Sie ebenfalls eine Fußnote in der Geschichte sind ... ein Gespenst, das andere Gespenster sucht.«

»Ich bin vielleicht ein Gespenst«, sagte Pekkala, »aber ich suche nicht nach dem Zarengold.«

»Dann ist Ihr Smaragdauge blind, Inspektor, denn Sie werden von jemandem benutzt, der durchaus auf

der Suche nach dem Gold ist. Sie haben es selbst gesagt, Habgier lässt sich niemals befriedigen. Der Unterschied zwischen uns beiden ist, Inspektor, dass ich mich den Tatsachen gestellt habe. Sie nicht.«

»Das überlassen Sie ruhig mal mir, Majakowski.«

Beide Männer erhoben sich gleichzeitig, als gehorchten sie einem unsichtbaren Signal.

»Katamidse ist tot«, sagte Pekkala. »Ich dachte, das sollten Sie wissen.«

Majakowski nickte. »In Wodowenko hält keiner lange durch.«

»Er hat gewusst, wer den Zaren umgebracht hat. Möglicherweise war er der Einzige, der mir den Namen des Mörders hätte verraten können.«

»Ich könnte Ihnen vielleicht helfen«, sagte Majakowski.

»Wie?«

»Es gibt jemanden, den Katamidse gekannt hat, jemanden, mit dem er vielleicht geredet hat, bevor er aus Swerdlowsk verschwunden ist.«

»Wer?«, fragte Pekkala. »Um Gottes willen, Majakowski, wenn Sie das alles wissen ...«

Majakowski hob die Hand. »Ich werde mit dieser Person reden«, sagte er. »Man muss vorsichtig vorgehen.«

»Wann können Sie mir Bescheid geben?«, fragte Pekkala.

»Ich werde mich sofort darum kümmern.« Er klang ruhig und selbstsicher. »Vielleicht kann ich Ihnen heute schon etwas sagen.«

»Ich nehme an, Ihre Mühen werden nicht umsonst sein. Ihnen sollte klar sein, dass wir Ihnen nicht viel geben können.«

Majakowski neigte den Kopf erst in die eine und dann in die andere Richtung. »Es gibt etwas, worauf ich ein Auge geworfen habe, sozusagen.«

»Und was ist das?«

Mit einem Nicken deutete Majakowski auf Pekkalas schwarzen Mantel, der an einem Nagel an der Wand hing. Unter dem Revers war das Smaragdauge zu sehen.

Pekkala atmete hörbar durch die Zähne aus. »Sie verhandeln sehr hart, Majakowski.«

»Wäre es anders«, sagte er lächelnd, »könnte ich mir selbst nicht in die Augen schauen.«

»Was ist mit dem Korb?«

»Behalten Sie ihn, Inspektor. Betrachten Sie ihn als Anzahlung auf Ihr Abzeichen.«

Pekkala wischte sich die letzten Seifenreste aus dem Gesicht, klappte sorgfältig das Rasiermesser zusammen und steckte es sich in die Tasche. Er ging in die Küche. Zu seiner Überraschung traf er dort auf Anton, der die Füße auf den Tisch gelegt hatte und eine *Prawda* las. »Sieh mal, was ich gekauft habe«, sagte er.

»Die Zeitung ist eine Woche alt«, erwiderte Pekkala, als ihm das aufgedruckte Datum auffiel.

»Selbst eine Woche alte Neuigkeiten sind hier Neuigkeiten.« Anton legte die Zeitung zusammen und knallte sie auf den Tisch.

»Majakowski war hier«, sagte Pekkala und stellte den Korb auf den Tisch.

Anton durchwühlte den Korb, griff sich einen Laib dunklen Roggenbrots und biss beherzt ab. »Was wollte unser Haustroll dafür?«, fragte er mit vollem Mund.

»Er meint, möglicherweise kennt er jemanden, mit dem sich Katamidse über die Nacht unterhalten hat, in der die Romanows erschossen wurden. Vielleicht kann er uns einen Namen besorgen.«

»Hoffentlich«, sagte Anton, »ist er uns eine größere Hilfe als das letzte Mal.«

Aus dem Inhalt des Korbs – einem kleinen Rebhuhn, einer Flasche Milch, gesalzener Butter und einem halben Dutzend Eier – stellte Kirow ein Essen zusammen. Er hackte das Rebhuhnfleisch klein, zerbröselte das Brot und mischte alles in einer rissigen Schüssel, die er unter der Spüle gefunden hatte, bevor er Butter und mehrere Eidotter hineinknetete. Er schürte das Feuer im Herd, bis sich die Eisenplatte unter der Hitze fast zu krümmen schien. Dann formte er aus der Fleisch-Brot-Masse ovale Laibe, die er zum

Backen auf die Herdplatte legte.

Die drei Männer saßen danach um den Herd, ließen das Feuer niederbrennen, benutzten ihre Taschentücher als Teller und verbrannten sich die Finger an den heißen buttrigen Laiben.

Pekkala aß so langsam wie möglich, ließ sich alles auf der Zunge zergehen und versuchte dem Geschmack nachzuspüren, während sich der Bissen langsam im Mund auflöste.

»Meiner Familie hat mal eine Schänke gehört«, sagte Kirow, »in der Stadt Torjuk an der Straße von Moskau nach Petrograd. Damals, als noch Pferdekutschen unterwegs waren, war immer viel los. Oben gab es kleine Zimmer für die Gäste, und die Fenster im Erdgeschoss hatten bunte bleigefasste Scheiben. Es roch nach Essen und Rauch. Ich kann mich an Leute erinnern, die halb erfroren aus ihrer Kutsche kamen, die sich den Schnee von den Stiefeln klopfen und sich an den großen Tisch setzten. An der Tür lagen die Mäntel auf Haufen, die größer waren als ich. Immer herrschte Betrieb, und der Koch, er hieß Pojarski, musste immer auf Zack sein und Tag und Nacht kochen, wenn Gäste eintrafen. Im Winter, wenn es ruhiger wurde und der Herd abkühlte, schlief er auf der Herdplatte. Aber als die Nikolai-Bahn zwischen den beiden Städten eröffnet wurde, führte die Strecke nicht durch Torjuk. Die Straße hätte man gut und gern stilllegen können, es kamen kaum noch Kutschen. Aber meine Familie hielt an der Schänke fest. Während der Woche kochte Pojarski für die Gäste, falls denn welche kamen, und am Sonntag bereitete er ein Essen für meine Eltern und mich zu, wenn wir von der Kirche nach Hause kamen. Und das hier hat er immer für mich gemacht. Er hat es Pojarski-Kotelett genannt und es mit Wodka und Salbei gewürzt. Ich habe mich die ganze Woche darauf gefreut. Dieses Gericht ist der Grund dafür, warum ich Küchenchef werden wollte.«

»Sie sind zur Kirche gegangen?« Anton hatte seinen Laib hinuntergeschlungen und wischte sich mit dem Taschentuch das Fett von den Fingern. »Nicht unbedingt das beste Zeugnis für einen Kommissar.«

»In Torjuk ist jeder zur Kirche gegangen«, erwiderte Kirow. »Es gab siebenunddreißig Kirchen in der Stadt.«

»Damit hat es sich jetzt«, sagte Anton.

»Halt den Mund und iss«, flüsterte Pekkala.

Später kratzte Pekkala auf allen vieren die Asche aus dem offenen Kamin im vorderen Zimmer. Er hatte die Vorhänge geöffnet. Einzelne Sonnenstrahlen fielen über den verschrammten Holzfußboden.

Als er sich aufrichtete, um sich den Schweiß aus dem Gesicht zu wischen, bemerkte er Majakowski, der sein Haus verließ.

Majakowski hob einen Pappkarton auf, der auf seiner Türstufe lag, öffnete ihn, lächelte, dann sah er in Richtung Ipatjew-Haus. Schließlich überquerte er mit dem Karton die Straße. Diesmal ging er nicht nach hinten in den Hof, sondern steuerte direkt den Vordereingang an. Die hohlen, dumpfen Schläge des hufeisenförmigen Messingklopfers dröhnten durch das ganze Haus.

Bevor Pekkala aufstehen konnte, kam Kirow schon aus der Küche und öffnete die Tür.

»Kirow!«, wurde er von Majakowski begrüßt. »Mein guter Freund Kirow!«

»Na, guten Tag, Majakowski«, erwiderte Kirow.

»Ich habe doch immer gewusst, zwischen uns ist etwas ganz Besonderes.«

»Freut mich zu hören«, sagte Kirow.

Pekkala hatte sich auf den Knien aufgerichtet und amüsierte sich über Kirows spröden Versuch, sich höflich zu geben.

»Wir verstehen uns«, fuhr Majakowski fort, »und das werde ich nicht vergessen. Ich danke Ihnen.«

»Keine Ursache, Majakowski. Ich bin froh, wenn wir gut miteinander auskommen.«

Die Tür wurde geschlossen. Kirow kam herein und blieb mit verschränkten Armen in der Tür stehen. »Wieder einer, der den Verstand verloren hat. Wie alle in dieser Stadt«, sagte er mit einem belustigten Grinsen.

»Er hat sich bei Ihnen für das Geschenk bedankt, das Sie ihm vor die Tür gestellt haben.«

»Ich habe ihm nichts geschenkt«, antwortete Kirow.

»Nein?« Pekkala sah durchs Fenster. »Aber Sie haben doch gesagt, Sie wollen ihm was schenken. Was ihn aus der Bahn wirft.«

»Ja, aber ich bin bislang nicht dazu gekommen.«

Majakowski hatte die Straße zur Hälfte überquert, er blieb stehen und drehte sich mit dem Karton in den Händen noch einmal um.

Ihre Blicke trafen sich.

Adrenalin schoss Pekkala durch die Adern. »O Gott!«, flüsterte er.

Majakowskis Lächeln stockte ... und dann war er verschwunden. Dort, wo er eben noch gestanden hatte, sah Pekkala für den Bruchteil einer Sekunde eine rosafarbene Dunstwolke, dann kräuselte sich die Fensterscheibe wie eine Wasseroberfläche, und eine Feuerwand kam aufs Haus zugerollt. Die Druckwelle erfasste Pekkala und schleuderte ihn an die Rückwand. Seine Augen waren voller Staub, metallisch riechender Rauch presste sich in seine Lunge. Er konnte nicht mehr atmen. Er spürte einen scharfen Schmerz in der Brust, um ihn herum prallten Glassplitter von den Wänden und regneten glitzernd zu Boden.

Als Nächstes bekam er nur mit, wie Kirow ihn an den Füßen packte und aus dem Zimmer schleifte. Die Eingangstür war herausgerissen worden. Trümmerteile lagen auf den Pflastersteinen, ganze Äste waren auf die Straße gekracht, ihre Blätter waren zu schwarzen Fäusten verbrannt.

Anton war in der Küche.

Die beiden Männer hoben Pekkala auf den Tisch.

Pekkala wollte sich aufsetzen, aber Anton drückte ihn nieder.

Jemand wischte ihm mit einem feuchten Tuch übers Gesicht.

Anton sagte etwas, aber Pekkala hörte nichts.

Dann tauchte Kropotkin auf, sein blonder Haarschopf spitzte unter der Polizeimütze heraus.

Schließlich, wie bei einem Radio, dessen Lautstärke ganz allmählich aufgedreht wurde, verbesserte sich Pekkalas Gehör. Er schob das feuchte und mittlerweile blutdurchtränkte Tuch weg, hievte sich vom Tisch und taumelte durch den Gang in Richtung Straße. Sein Gesicht juckte. Er kratzte sich an den Wangen, worauf sich winzige Glassplitter in die Fingerkuppen bohrten.

Kirow folgte ihm. »Sie müssen sich hinlegen«, sagte er.

Pekkala achtete nicht auf ihn. Am Straßenrand blieb er stehen.

Wo Majakowski gestanden hatte, befand sich nur noch ein schwarzer Kreis auf den Pflastersteinen. In den zerfledderten Ästen darüber hingen Fetzen von Majakowskis Kleidung.

Kirow nahm ihn am Arm. »Wir sollten reingehen«, sagte er sanft und beharrlich zugleich.

Um Pekkala drehte sich alles. Er starrte auf die versengten Blätter, die Glasscherben, das zerstörte Mauerwerk. Mit dem Zeh stieß er gegen etwas. Er sah zu Boden. Dort lag etwas, das aussah wie der abgebrochene Henkel eines weißen Porzellankrugs. Er hob ihn auf. Die harte Oberfläche war glitschig. Er brauchte eine Weile, bis ihm bewusst wurde, dass er einen Teil von Majakowskis Kiefer in der Hand hielt.

»Kommen Sie«, sagte Kirow.

Pekkala sah zu dem jungen Kommissar, als könnte er sich nicht mehr daran erinnern, wer er war. Dann ließ er sich von ihm ins Haus führen.

In der folgenden halben Stunde holte Kirow mit einer feinen Pinzette Glassplitter aus Pekkalas Gesicht, wo sie in winzigen blutigen Poren vor sich hin glitzerten.

Kropotkin stand in der Ecke und sah nervös in Pekkalas Richtung. »Kann man mit ihm schon reden?«, fragte er.

»Ich kann reden«, erwiderte Pekkala.

»Gut«, sagte Kropotkin. »Hören Sie, ich habe angeboten, Ihnen einen Polizisten zur Bewachung abzustellen, aber dieser Tschekist« – er zeigte auf Anton – »meint, das wäre nicht nötig.«

»Wir wissen nicht, von wem der Sprengsatz stammt«, sagte Anton.

»Na, von mir jedenfalls nicht, falls Sie darauf anspielen wollen«, entgegnete Kropotkin mit rotem Gesicht.

»Ich habe den beiden gesagt, dass wir nicht mehr hätten zurückkommen sollen«, sagte Anton.

»Er hat recht«, schaltete sich Kirow ein. »Wir brauchen niemanden, der uns bewacht.«

»Und warum nicht?«, fragte Kropotkin.

»Weil wir gleich morgen aufbrechen. Wir fahren nach Moskau und erstatten Bericht. Und dann, wenn man uns lässt, kehren wir mit einer ganzen Kompanie Soldaten zurück.«

»Das wird zu lange dauern.« Pekkala stand auf. »Wir haben noch nicht gefunden, was wir suchen.«

Kirow legte Pekkala die Hände auf die Schultern. »Nein«, sagte er, »aber das, was wir suchen, hat uns gefunden. Sie haben uns davor gewarnt. Genauso ist es gekommen.«

»Wir waren nicht genügend vorbereitet«, sagte Pekkala. »Für das nächste Mal treffen wir Vorkehrungen.« Er stand auf und ging ins vordere Zimmer. Das einfallende Sonnenlicht spiegelte sich in den über den Boden zerstreuten Glasscherben. Die Asche, die Pekkala aus dem Kamin entfernen wollte, war im ganzen Zimmer verteilt worden, und die Tapete sah aus, als hätte sich eine riesige Katze mit ihren Krallen daran zu schaffen gemacht. Er ging zur Wand, aus der ein Gegenstand ragte, und zog ihn heraus. Es war Kirows Pfeifenkopf, der von der Druckwelle wie ein Nagel in die Wand geschlagen worden war.

Plötzlich stand Anton neben ihm.

»Bitte«, drängte er, »wir müssen von hier verschwinden. Sofort.«

»Nein«, erwiderte Pekkala. »Dazu ist es zu spät.«

Mitten in der Nacht wachte Pekkala auf, weil er keine Luft mehr bekam.

Kirow war über ihn gebeugt und hatte ihm eine Hand auf Mund und Nase gelegt. Mit der anderen deutete er ihm an, leise zu sein.

Pekkala nickte.

Langsam nahm Kirow die Hand weg.

Pekkala setzte sich auf und schnappte nach Luft.

»Jemand ist im Haus«, flüsterte Kirow.

Anton stand bereits mit gezückter Waffe in der Tür zum Flur und spähte in den Schatten. Dann drehte er sich zu Pekkala und Kirow um. »Im Keller«, sagte er.

Ein Schauer lief Pekkala über den Rücken, wenn er nur daran dachte, dass sich jemand dort unten in all dem Staub und geronnenen Blut aufhielt. Er zog den Webley-Revolver. Die drei Männer machten sich auf den Weg.

Barfuß stieg Pekkala langsam die Holzstufen hinunter, die unter seinem Gewicht leise ächzten.

Hinter ihm ging Kirow und trug eine der Laternen.

»Erst anzünden, wenn ich es sage«, flüsterte Pekkala.

Als sie unten angekommen waren, hörte Pekkala nichts außer dem Atem von Anton und Kirow. Aber dann bemerkte er, dasss jemand weinte. Es kam ganz deutlich aus dem Raum, in dem die Morde stattgefunden hatten.

Die Tür stand offen, wie Pekkala erkannte, nachdem sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten.

Gedämpft war das Weinen zu hören, fast so, als käme es direkt aus den Wänden.

Pekkala sog die modrige Luft ein, huschte zum Eingang des alten Abstellraums und spähte hinein. Er erkannte kaum mehr als die gestreifte Tapete in dem fahlen Licht. Nur der pudrige, abgebröckelte Verputz am Boden schimmerte wie verdreckter Schnee.

Erneut hörte er das Weinen, und dann entdeckte er eine Gestalt, die in der hintersten Ecke mit dem Gesicht zur Wand kauerte.

Anton trat neben Pekkala, seine Augen leuchteten in der Dunkelheit.

Auf ein Nicken von Pekkala stürzten die beiden Männer in den Raum.

Die kniende Gestalt drehte sich um. Ein Mann. Aus seinem Weinen wurde ein schreckliches Wehklagen.

»Erschieß ihn!«, schrie Anton.

»Nein! Bitte nicht!« Der Mann kauerte vor Pekkalas Füßen.

Anton legte ihm die Waffe an den Kopf.

Pekkala schlug die Waffe weg und packte den Fremden am Kragen. »Die Laterne!«, rief er zu Kirow.

»Tun Sie mir bitte nicht weh!«, wimmerte der Fremde.

Ein Streichholz flammte auf. Kurz darauf fiel der sanfte Lichtschein der Laterne auf die Wände.

Pekkala stieß den Mann nach hinten und zwang ihn auf den Rücken.

Die Laterne in Kirows Hand schwang hin und her, Schatten huschten über die von Einschusslöchern zerrissenen Wände.

Der Mann hielt sich die Hände vors Gesicht, als würde ihn das Licht blenden.

»Wer sind Sie?«, fragte Pekkala.

»Nehmen Sie die Hände weg!«, schrie Kirow.

Langsam glitten die Finger zur Seite. Der Mann hatte die Augen fest geschlossen, das Gesicht wirkte im Lichtschein der Laterne unnatürlich blass. Er hatte eine breite Stirn, ein festes Kinn, dazu einen dunklen Oberlippenbart und einen sauber gestutzten Vollbart.

Pekkala schob Kirows Arm fort, damit die Laterne dem Mann nicht mehr direkt ins Gesicht leuchtete.

Zögernd schlug er die Augen auf.

»Pekkala!«, murmelte er.

»Mein Gott«, flüsterte Pekkala. »Alexej.«

»Wie können Sie sich so sicher sein?«, zischte Kirow.

Er war mit Pekkala in den Hof gegangen. Drinnen bewachte Anton den Fremden.

»Er ist es«, sagte Pekkala. »Ich weiß es.«

Kirow packte Pekkala am Arm und schüttelte ihn. »Es ist mehr als zehn Jahre her, dass Sie Alexej das letzte Mal gesehen haben. Ich frage noch einmal: Wie können Sie sich so sicher sein?«

»Ich habe Jahre mit den Romanows verbracht«, erklärte Pekkala. »Deshalb hat das Büro für besondere Operationen mich angefordert. Damit ich sie identifizieren kann, egal, ob sie tot oder noch am Leben sind. Und ich sage Ihnen, das ist Alexej. Er hat das Kinn, er hat die Stirn seines Vaters. Auch wenn Sie nur Bilder der Familie kennen, sollten für Sie keinerlei Zweifel bestehen, dass er ein Romanow ist.«

Zögernd ließ Kirow Pekkalas Arm los. »Ich glaube, er ist auch derjenige, den ich in der Nacht vor dem Fenster gesehen habe.«

»Sie haben doch selbst gesagt, er hätte wie der Zar ausgesehen.«

»Also gut«, sagte Kirow. »Aber angenommen, er ist tatsächlich Alexej, was zum Teufel treibt er hier?«

»Genau das werde ich herausfinden.«

Kirow nickte zufrieden. »Wenn wir also einer Meinung sind, würde ich sagen, dass wir so schnell wie möglich aufbrechen. Solange wir ihn nicht nach Moskau geschafft haben, ist niemand sicher hier.«

»Anton soll Wache halten«, sagte Pekkala. »Ich will ihn nicht im Zimmer haben, wenn wir Alexej befragen. Er hätte ihn unten im Keller fast erschossen.«

Sie brachten den Mann in die Küche. Er nahm am Tisch Platz, Kirow und Pekkala setzten sich ihm gegenüber.

Anton stand draußen im Hof. Er wirkte erleichtert, bei der Befragung nicht dabei sein zu müssen. Seit

dem Anschlag auf Majakowski schien es für ihn nichts anderes mehr zu geben, als so schnell wie möglich die Stadt zu verlassen.

Es war immer noch mitten in der Nacht.

Eine Laterne stand auf dem Tisch, ihre gleichmäßig vor sich hin brennende Flamme wärmte ein wenig den Raum.

Der Wind pffte durch den Pappkarton, mit dem sie das zerbrochene Küchenfenster notdürftig zugeklebt hatten.

Alexej sah krank und ungepflegt aus. Er war vorzeitig gealtert, er saß da mit eingefallenen Schultern und kratzte sich nervös am Arm, während er redete. »Man hat mir gesagt, Sie wären fort, Pekkala, aber das habe ich nie geglaubt. Als ich hörte, dass Sie nach Swerdlowsk zurückgekehrt sind, musste ich mich selbst davon überzeugen, dass es stimmt.«

»Das haben Sie gehört?«, fragte Kirow. »Wer hat Ihnen das erzählt?«

»Wer sind Sie, um mit mir in diesem Ton zu reden?«, erwiderte Alexej.

»Ich bin Kommissar Kirow, und sobald ich davon überzeugt bin, dass Sie wirklich der sind, der Sie zu sein vorgeben, können wir uns in aller Höflichkeit unterhalten. Bis dahin beantworten Sie die Fragen.«

»Es gibt nach wie vor Leute in der Stadt, die den Romanows wohlgesinnt sind«, sagte Alexej.

Kropotkin, dachte Pekkala. Er musste die ganze Zeit gewusst haben, wo Alexej sich versteckt hielt.

»Exzellenz«, begann Pekkala.

»Lassen Sie diese Anrede!«, blaffte Kirow. Es war das erste Mal, dass er Pekkala gegenüber die Stimme erhob.

»Er hat recht«, sagte Alexej. »Nennen Sie mich einfach bei meinem Namen.« Er wischte sich die Tränen aus den Augen.

Pekkala setzte die Ellbogen auf den Tisch und faltete die Hände. »Wir haben Ihre Eltern gefunden, Alexej. Und Ihre Schwestern. Wie Sie wahrscheinlich wissen, sind Sie der einzige Überlebende.«

Alexej nickte. »Das hat man mir gesagt.«

»Wer hat es Ihnen gesagt?«, fragte Kirow.

»Lassen Sie ihn reden!«, sagte Pekkala.

»Die Leute, die sich um mich gekümmert haben«, antwortete Alexej.

»Erzählen Sie alles von Anfang an«, drängte Pekkala. »Was ist in der Nacht geschehen, in der Sie aus diesem Haus weggebracht wurden?«

»Wir waren unten im Keller«, sagte Alexej. »Ein Mann war gekommen, um uns zu fotografieren. Wir waren es schon gewohnt. Es sind so viele Bilder gemacht worden seit unserer Internierung in Zarskoje Selo und danach in Tobolsk. Er wollte gerade seine Aufnahme machen, als ein Mann in einer Armeeuniform hereingestürzt kam und angefangen hat zu schießen.«

»Haben Sie ihn gekannt?«, fragte Pekkala.

»Nein«, erwiderte Alexej. »Die Wachen haben sich ständig abgewechselt, es waren so viele, seitdem unsere Familie in Petrograd unter Hausarrest gestellt worden war. Der Fotograf hat zwei helle Scheinwerfer aufgebaut, die auf uns gerichtet waren, deshalb konnte ich ihn kaum sehen, und gleich darauf hat er auch schon das Feuer eröffnet. Danach war alles voller Rauch. Mein Vater hat geschrien. Meine Schwestern haben gewimmert. Dann muss ich ohnmächtig geworden sein. Als Nächstes weiß ich nur, dass der Mann mich die Treppe hinaufgetragen hat. Mir war nicht gut. Und ich war sehr schwach. Ich habe mich gewehrt, aber er hat mich so fest gepackt, dass ich mich kaum bewegen konnte. Er hat mich in den Hof getragen und mich gezwungen, vorn in einem Laster Platz zu nehmen. Er sagte, wenn ich versuchen sollte zu fliehen, würde ich genauso enden wie die anderen. Ich hatte viel zu viel Angst, um nicht zu gehorchen. Daraufhin ist er mehrmals ins Haus, und jedes Mal hat er jemanden herausgetragen. Und als ich gesehen habe, wie der Kopf nach unten hing oder die Arme hin und her schlenkerten, wusste ich, dass sie tot waren. Dann hat er alle auf den Laster geladen.«

»Und dann?«

»Er hat sich hinters Steuer gesetzt, und wir sind losgefahren.«

»In welche Richtung?«

»Das weiß ich nicht. Es war das erste Mal, dass ich das Haus verlassen habe. Zu beiden Seiten der Straße war Wald, es war finster. Wir haben vor einem Haus gehalten, die Leute drinnen haben schon auf uns gewartet. Sie sind zum Wagen gekommen, und der Fahrer hat mir gesagt, ich soll aussteigen, und kaum hatte ich die Füße auf dem Boden, ist er schon wieder losgefahren. Ich habe ihn nie mehr gesehen und seinen Namen nie erfahren.«

Pekkala lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. Seine verkrampfte Nackenmuskulatur lockerte sich langsam. Er war jetzt überzeugt, dass wirklich Alexej vor ihm saß. Die Einzelheiten passten exakt zu dem, was er von anderen erfahren hatte. Obwohl so viel Zeit vergangen war seit seiner letzten Begegnung mit dem Zarewitsch, war die Ähnlichkeit unverkennbar. In allem, den Augen, Wangen, dem Kinn, glaubte er die Gesichtszüge des Zaren zu erkennen.

Nur Kirow war noch nicht überzeugt. »Diese Leute, die sich um Sie gekümmert haben?«, fragte er. »Wer waren sie?«

Alexej sprach nun hastiger, als wäre es ihm wichtig, so viel wie möglich zu erklären. »Es war ein älteres Ehepaar. Der Mann hieß Semjon, die alte Frau Trina. Ihren Nachnamen habe ich nie erfahren. Sie sagten mir nur, dass sie Freunde seien und dass mein Leben verschont wurde, weil ich unschuldig war. Sie haben mir Essen und Kleidung gegeben. Ich bin einige Monate bei ihnen geblieben.«

Es überraschte Pekkala nicht, das zu hören. In den Augen des russischen Volkes hatte Alexej nie die Schuld auf sich geladen, die seinen Eltern angelastet wurde. Die Reserviertheit der Schwestern und vor allem der Mutter war in der Öffentlichkeit nicht gut aufgenommen worden. Selbst auf dem Höhepunkt der Revolution, als Lenin Ströme von Blut heraufbeschwor, hatte sich sein Hass nie offen gegen Alexej gewandt. Wenn jemand verschont werden würde, dann der Junge – diesen Eindruck hatte Pekkala immer gehabt.

»Haben Sie zu fliehen versucht?«, fragte Kirow.

Alexej lachte leise. »Wo hätte ich denn hin sollen? Auf dem Land hat es vor Bolschewiken nur so gewimmelt. Ich habe sie mit eigenen Augen gesehen, als ich zu dem alten Paar gebracht wurde. Schließlich hat man mich in einen Waggon der Transsibirischen Eisenbahn geschmuggelt. So bin ich nach China und danach nach Japan gekommen. Ich habe die ganze Welt bereist, um nach Russland zurückzukehren.«

Pekkala musste daran denken, was sein Bruder erzählt hatte: Alexej soll an den unmöglichsten Orten gesichtet worden sein. Wie viele dieser Beobachtungen entsprachen der Wahrheit? »Warum sind Sie nach Russland zurückgekehrt?«, fragte er. »Sie sind hier nicht sicher.«

»Ich weiß, es ist gefährlich«, erwiderte Alexej. »Aber es gibt nur ein Land, in das ich gehöre, und das ist Russland. Mittlerweile bin ich seit mehreren Jahren wieder hier. Wenn man für tot gehalten wird, wird man nicht mehr gesucht. Und selbst wenn jemand glaubt, er hätte mich erkannt, redet er sich ganz schnell ein, dass er sich geirrt haben muss. Das Sicherste ist immer, wenn ich nicht versuche, wie jemand anderer auszusehen. Es gibt nur wenige, die wirklich wissen, wer ich bin. Als ich gehört habe, dass Sie hier sind, habe ich gewusst, dass Sie nach mir suchen. Und in dem Fall konnte ich es doch nicht zulassen, dass Sie jemanden suchen, den Sie vielleicht nie finden. Außerdem weiß ich noch sehr gut, was Sie alles für meine Familie getan haben.«

»Die Lage ist weitaus gefährlicher, als Sie glauben«, sagte Pekkala. »Der Mörder Ihrer Familie weiß, dass wir hinter ihm her sind, und wir haben allen Grund zu der Annahme, dass er sich ganz in der Nähe aufhält. Stalin hat Ihnen Amnestie zugesagt, ich denke, er meint es ehrlich. Dazu müssten wir Sie aber so schnell wie möglich nach Moskau schaffen. Und danach, Alexej, werde ich die Suche nach dem Mörder Ihrer Eltern und Ihrer Schwestern fortsetzen. Im Augenblick aber gilt meine einzige Sorge Ihrer

Sicherheit.«

Pekkala entschuldigte sich und verließ mit Kirow den Raum. Draußen unterhielten sie sich mit Anton.

»Was haltet ihr davon?«, fragte Pekkala. »Bevor wir weitermachen, sollten wir einer Meinung sein.«

Kirow ergriff als Erster das Wort. »Ob er wirklich Alexej ist, könnte ich nur beurteilen, wenn ich ihn schon mal gesehen habe. Da das nicht der Fall ist, muss ich mich auf Ihr Urteil verlassen.«

»Und tun Sie das?«, fragte Pekkala.

»Ja«, sagte Kirow. »Ich traue Ihrem Urteil.«

Pekkala wandte sich an seinen Bruder. »Und? Was meinst du?«

»Es ist mir egal, ob er es ist oder nicht«, erwiderte Anton. »Ich denke bloß, dass wir von hier verschwinden sollten. Wenn er mit uns nach Moskau kommen will, dann nur zu. Wenn nicht, würde ich sagen, lassen wir ihn hier.«

»Dann sind wir uns einig«, sagte Pekkala. »Morgen früh brechen wir nach Moskau auf.«

Anton und Kirow blieben im Hof, während Pekkala in die Küche zurückkehrte.

Er ließ sich am Tisch nieder. »Ich habe gute Neuigkeiten, Alexej. Wir werden nach Moskau fahren ...«

Bevor er fortfahren konnte, streckte Alexej den Arm aus und ergriff Pekkalas Hand. »Der Mann draußen ... ich traue ihm nicht. Halten Sie ihn von mir fern.«

»Dieser Mann ist mein Bruder«, entgegnete Pekkala. »Jemand ist heute hier gestorben. Mein Bruder steht noch unter Schock. Die Anspannung der letzten Tage war vielleicht zu viel für ihn. Beurteilen Sie ihn nicht danach, wie er sich jetzt verhält. Sobald wir auf dem Weg nach Moskau sind, werden Sie ihn von einer anderen Seite kennenlernen.«

»Ich verdanke Ihnen mein Leben«, sagte Alexej. »Ich verdanke Ihnen alles.«

Wieder überkamen Pekkala Schuldgefühle, weil er die Familie im Stich gelassen hatte. Er wandte den Blick ab.

Später in der Nacht, als Pekkala mit dem Webley auf dem Tisch in der dunklen Küche saß und Wache hielt, kam Alexej ins Zimmer.

»Ich kann nicht schlafen«, sagte er und setzte sich ihm gegenüber.

»Dann sind Sie in guter Gesellschaft«, antwortete Pekkala. Es gab so viele Fragen, die er stellen wollte – über die Länder, die Alexej gesehen, die Menschen, die ihm geholfen hatten, über seine Pläne für die Zukunft. Aber das alles musste vorerst warten. Obwohl Alexej nach außen hin gefestigt wirkte, konnte Pekkala nur mutmaßen, wie sehr ihn die Ereignisse, deren Zeuge er geworden war, innerlich mitgenommen hatten oder wie sehr er unter seiner Krankheit litt. Kämen solche Erinnerungen zu schnell an die Oberfläche, erginge es ihm vermutlich wie einem Tiefseetaucher, der hochgezogen wurde, ohne sich an den Druck der Welt über dem Wasser anpassen zu können.

»Mein Leben war nicht einfach«, sagte Alexej, »seitdem wir uns das letzte Mal gesehen haben.«

»Das bezweifle ich nicht, Exzellenz«, sagte Pekkala. »Aber es gibt allen Grund, optimistisch in die Zukunft zu sehen.«

»Glauben Sie das wirklich, Pekkala? Kann ich den Leuten in Moskau, zu denen Sie mich bringen, wirklich vertrauen?«

»Ich gehe davon aus, dass Sie lebend wertvoller sind als tot.«

»Und falls sie mich wirklich am Leben lassen, was dann?«, fragte Alexej.

»Das hängt nur von Ihnen ab«, erwiderte Pekkala.

»Das bezweifle ich, Pekkala. Mein Leben hat noch nie mir gehört, ich habe noch nie tun und lassen können, was ich wollte.«

»Momentan bleibt uns meiner Meinung nach nichts anderes übrig, als nach Moskau zu fahren und die Bedingungen, die Ihnen angeboten werden, zu akzeptieren.«

»Vielleicht findet sich eine andere Möglichkeit«, sagte Alexej.

»Wie auch immer, ich werde jedenfalls mein Bestes tun, um Ihnen zu helfen.«

»Ich möchte nichts anderes als die Chance auf ein normales Leben.«

»Manchmal«, sagte Pekkala, »glaube ich, dass Ihr Vater mit Freuden allen Reichtum und alle Macht aufgegeben hätte, um genau das zu bekommen.«

»Ich hätte gern meine Unabhängigkeit. Ansonsten bin ich nichts anderes als ein Tier im Zoo, eine Kuriosität, die auf die Freundlichkeit von Fremden angewiesen ist.«

»Da haben Sie recht«, sagte Pekkala. »Aber welche Form von Unabhängigkeit meinen Sie?«

»Mein Vater hat einen Teil seines Reichtums versteckt«, sagte Alexej.

»Ja«, antwortete Pekkala. »Allerdings weiß ich nicht, wie viel oder vor allem wo.«

»Das kann nicht stimmen. Mein Vater hat Ihnen in allem vertraut.«

»Es gab da einen Offizier, Koltschak ...«

»Ja«, unterbrach Alexej plötzlich voller Ungeduld. »Ich weiß von Koltschak. Ich weiß, er hat Vater geholfen, das Gold zu verstecken, aber er wäre nie das Risiko eingegangen, niemandem zu sagen, wo das Versteck liegt.«

»Genau das habe ich auch zu hören bekommen, als ich in der Butyrka einsaß, aber selbst dort hat man mir schließlich geglaubt.«

»Weil Sie durchgehalten haben, Pekkala! Man hat Sie nicht brechen können.«

»Exzellenz«, sagte Pekkala, »man hat mich gebrochen.«

Auf dem Weg hinunter in den Keller des Gefängnisses strichen seine Fingerspitzen über schwarze Wände aus groben Felsplatten. Sie betraten einen Raum mit einer sehr niedrigen Decke, von der das Kondenswasser tropfte. Die dunkle Erde unter seinen Füßen war so weich wie Puder.

Die Wärter ließen Pekkala los, und er fiel auf die Knie. Im Licht der vergitterten Glühbirne erkannte er, dass jemand in der Ecke kauerte. Er sah kaum wie ein Mensch aus, eher wie ein blasses, unbekanntes Wesen, das aus den Tiefen der Erde emporgeholt worden war. Der Mann war nackt, er hatte die Beine von sich gestreckt und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Sein Kopf war geschoren und übersät mit Abschürfungen.

Pekkala sah sich um. Verborgен im Schatten standen noch weitere Wärter, sie trugen alle die olivbraune Tscheka-Uniform und blaue, in die kniehohen Stiefel gestopfte Hosen.

Einer der Männer ergriff das Wort.

Pekkala erkannte die Stimme sofort: Stalin.

»Maxim Platonowitsch Koltschak ...«

Koltschak?, dachte Pekkala. Erst dann, bei einem weiteren Blick auf die nackte Gestalt, erkannte er unter den Wunden und Abschürfungen die Gesichtszüge des Kavallerieoffiziers.

»Sie«, fuhr Stalin fort, »sind konterrevolutionärer Aktivitäten sowie des Diebstahls von Staatseigentum und des Missbrauchs von Rang und Privilegien für schuldig befunden worden. Hiermit werden Sie zum Tode verurteilt.«

Koltschak hob den Kopf. Als sein Blick auf Pekkala fiel, versuchte er zu lächeln. »Ich grüße Sie, Pekkala«, sagte er. »Ich möchte Ihnen nur sagen, dass ich nichts verraten habe. Sagen Sie Seiner Exzellenz ...«

Die Schüsse hallten ohrenbetäubend durch den engen Raum.

Pekkala presste die Hände auf die Ohren. Sein Körper zuckte.

Als die Schüsse verstummt waren, trat Stalin vor und feuerte aus nächster Nähe auf Koltschaks Stirn. Dann wurde Pekkala hochgehievt und von zwei Wärtern wieder nach oben geschleift.

Als er im Verhörraum ankam, war Stalin bereits da. Wie zuvor lag die Aktentasche auf dem Tisch, daneben eine Schachtel Markow-Zigaretten.

»Es ist genau so, wie Koltschak gesagt hat«, begann Stalin. »Wir wissen, dass der Zar ihn beauftragt hat, das Gold an einen sicheren Ort zu bringen. Aber Koltschak hat absolut nichts verraten. Unglaublich, wenn man bedenkt, was wir alles mit ihm angestellt haben.« Er öffnete die rote Zigaretenschachtel, diesmal bot er Pekkala keine an.

»Wie lange war Koltschak schon hier?«, fragte Pekkala.

Stalin pickte einen Tabakkrümel von der Zunge. »Lange bevor Sie uns in die Hände gefallen sind, Inspektor.«

»Warum wollten Sie dann seinen Namen von mir? Das alles hier ...«, brachte er mühsam hervor, »... war doch ganz und gar sinnlos.«

»Kommt darauf an, wie Sie es betrachten wollen«, erwiderte Stalin. »Verstehen Sie, für uns ist es ganz nützlich, den Punkt zu kennen, an dem Männer wie Sie zusammenbrechen. Ebenso wichtig ist es, zu wissen, dass es andere gibt, Männer wie Koltschak, die man nicht brechen kann. Die größte Befriedigung für mich persönlich ist es, dass Sie jetzt wissen, zu welcher Sorte Mensch Sie gehören.«

Er schnippte Asche auf den Boden. »Nämlich zu der, die man brechen kann.«

Pekkala starrte in Stalins Gesicht, das hinter den Tabakschwaden verschwand und gleich wieder auftauchte. »Nur zu«, flüsterte er.

»Wie bitte?«

»Nur zu. Erschießen Sie mich.«

»O nein.« Stalin trommelte mit den Fingern auf die Aktentasche, in der sich die letzten Relikte von Pekkalas Leben befanden. »Das wäre Verschwendung. Eines Tages benötigen wir das Smaragdauge

vielleicht wieder. Bis dahin schicken wir Sie an einen Ort, wo wir Sie wiederfinden, wenn wir Sie brauchen.«

Sechs Stunden später stieg Pekkala in einen Zug Richtung Sibirien.

Alexej starrte ihn ungläubig an. »So haben Sie es uns also vergolten, was meine Familie alles für Sie getan hat?«

»Es tut mir leid, Exzellenz«, sagte Pekkala. »Ich sage Ihnen die Wahrheit. Wir sind in Gefahr. Der Revolver liegt nicht ohne Grund hier.«

»Ich sehe keine Gefahr«, sagte Alexej und erhob sich. »Alles, was ich sehe, ist ein Mann, von dem ich einmal gedacht habe, man könnte sich auf ihn verlassen, ganz egal, was geschieht.«

Kurz vor Sonnenaufgang kam Kirow in die Küche. Einer seiner mit Hammer und Sichel verzierten Uniformknöpfe hatte sich ihm im Schlaf in die Wange gedrückt. »Ich hätte Sie doch schon vor Stunden ablösen sollen«, sagte er. »Warum haben Sie mich schlafen lassen?«

Pekkala schien Kirow kaum wahrzunehmen. Er starrte nur auf den vor sich liegenden Webley-Revolver.

»Wann brechen wir nach Moskau auf?«, fragte Kirow.

»Gar nicht«, erwiderte Pekkala und erklärte, was in der Nacht vorgefallen war.

»Wenn er nicht freiwillig mitkommt«, sagte Kirow, »bin ich befugt, ihn zu verhaften. Wenn es sein muss, bringen wir ihn in Handschellen nach Moskau.«

»Nein«, sagte Pekkala. »Ich habe unterschätzt, welche Spuren die letzten Jahre bei Alexej hinterlassen haben. Er lebt schon so lange mit seiner Angst, dass er sich etwas anderes gar nicht mehr vorstellen kann. Und er versteift sich darauf, dass nur das Gold seines Vaters ihn schützen kann. Es hat keinen Sinn, Zwang auf ihn auszuüben. Ich brauche Zeit, wenn ich ihn umstimmen will.«

»Wir sollten aufbrechen«, widersprach Kirow. »Es wäre zu seinem eigenen Vorteil.«

»Es wird ihn kaum überzeugen, wenn wir ihm Handschellen anlegen und sagen, wir tun ihm damit einen Gefallen. Er muss schon freiwillig mitkommen. Ansonsten besteht die Gefahr, dass er unbesonnen reagiert, vielleicht kommt er auf dumme Gedanken, will flüchten, und wenn er sich dabei verletzt, kann es für ihn sehr schnell lebensbedrohlich werden. Und dann, sollten wir ihn wirklich nach Moskau bringen, ist es immer noch möglich, dass er die Amnestie ablehnt. In diesem Fall wird er mit hoher Wahrscheinlichkeit hingerichtet, weil sich diese Peinlichkeit niemand antun möchte.«

Kirow seufzte. »Zu schade, dass wir nicht einfach die ganze Stadt Moskau ausgraben und hierher verpflanzen können. Dann wären wir das leidige Problem los.«

Plötzlich fuhr Pekkala hoch. »Das ist keine schlechte Idee«, sagte er und stürzte hinaus in den Hof.

Kirow folgte ihm zur Tür. »Was ist keine schlechte Idee?«

Pekkala schnappte sich das an der Mauer lehrende Fahrrad, zwischen dessen Speichen immer noch einige eingetrocknete Wasserpflanzen hingen.

»Was habe ich denn gesagt?«, fragte Kirow.

Pekkala stieg aufs Rad. »Wenn wir ihn nicht nach Moskau schaffen können, dann schaffen wir Moskau eben zu ihm. Ich bin in einer Stunde wieder da.«

»Vergessen Sie nicht, das Ding hat keine Bremsen«, rief Kirow ihm hinterher.

Leicht wankend fuhr Pekkala zur Straße hinaus und machte sich auf den Weg zu Kropotkins Büro. Er hatte vor, im Büro für besondere Operationen in Moskau anzurufen und eine Abteilung Wachsoldaten anzufordern, um die Sicherheit des Zarewitsch zu gewährleisten. Selbst wenn die Soldaten unverzüglich aufbrachen, dürften sie wohl mehrere Tage brauchen, bis sie hier waren. So lange mussten sie Alexej im Ipatjew-Haus versteckt halten und so viele Polizisten davor postieren, wie Kropotkin entbehren konnte. Pekkala würde die Zeit dazu nutzen, mit dem Zarewitsch zu reden und dessen Vertrauen wiederzugewinnen. Bis die Soldaten aus Moskau eintrafen, sollte Alexej bereit sein, freiwillig mitzukommen.

Pekkala fuhr, so schnell er konnte. Bog er um eine unübersichtliche Kurve, ließ er die Zehenspitzen

über das Kopfsteinpflaster schleifen und bremste so ein wenig ab. Er raste durch enge Seitengassen, in denen ihm der teerartige Geruch von Waschseife in die Nase stieg, von verkohltem Fett und rauchigem Tee, der in der feuchten Morgenluft in Samowaren aufgebrüht wurde. Hinter den Lattenzäunen standen in den Gärten weiße Birken, deren Blätter silbrig und grün funkelten wie die Pailletten an dem Kleid einer Frau.

Pekkala war von alldem so abgelenkt, dass er nicht bemerkte, wie der schmale Weg im rechten Winkel in eine andere Straße einmündete. Er würde unmöglich noch die Kurve nehmen und ebenso wenig noch rechtzeitig abbremsten können. Und genau vor ihm erstreckte sich die vertraute tiefblaue Oberfläche des Ententeichs.

Pekkala stemmte sich gegen den Lenker, rammte einen Absatz in den Boden, spürte, wie er ins Schlittern geriet und gleich darauf kaum eine Armlänge vom Wasser entfernt zum Stehen kam.

Als sich der um ihn aufgewirbelte Staub gelegt hatte, bemerkte er eine Frau, die vor ihm am Ufer zwischen dem Schilfrohr stand. Sie hatte einen großen Korb bei sich, trug ein rotes Kopftuch, eine dunkelblaue Bluse, deren Ärmel bis zu den Ellbogen hochgekrempelt waren, und einen braunen, knöchellangen Rock mit schlammverkrustetem Saum. Sie starrte ihn an. Sie hatte ein ovales Gesicht, und ihre Augenbrauen waren dunkler als ihre strähnigen blonden Haare.

»Mein Rad«, erklärte Pekkala. »Hat keine Bremsen.«

Sie nickte nicht sehr freundlich.

Irgendwie kam ihm die Frau bekannt vor, aber er konnte sie nicht einordnen. So viel zum vollkommenen Gedächtnis, dachte er. »Entschuldigung«, sagte er, »aber kenne ich Sie?«

»Ich jedenfalls kenne Sie nicht«, erwiderte die Frau. Sie machte sich zwischen den Rohrkolben wieder über die Pflanzen her.

Orangefarbene Pfauenaugen flatterten um sie herum.

»Was sammeln Sie da?«, fragte Pekkala.

»Die Samen von Rohrkolben«, antwortete die Frau.

»Wofür?«

»Damit kann man Kissen füllen.« Sie hielt eine Handvoll der fedrigen weißen Samen hoch, die über das Wasser fortgetrieben wurden.

In diesem Augenblick erinnerte er sich. »Katamidse!«, rief er.

Sie wurde rot. »Was ist mit ihm?«

»Die Fotografie«, sagte er. In der Schachtel mit den ausgesonderten Bildern! Auf einer der Aufnahmen hatte Pekkala die Frau gesehen: Sie hatte genau wie jetzt am Teichufer gestanden, umgeben von einer silbernen Wolke, die aussah wie ein geisterhaft verwischtes Gesicht.

»Das ist lange her, und er hat immer gesagt, es wären rein künstlerische Aufnahmen.«

»Na ja, das Foto hatte zumindest ...« Er musste an die rosarot gefleckten Wangen der Nonnen denken. »... eine gewisse Qualität.«

»Es war nicht meine Idee, nackt zu posieren.«

Pekkala schnaubte überrascht. »Nackt?«

»Dieser Alte, Majakowski, der hat die Bilder gekauft. Und sie dann an die Soldaten weiterverkauft. Erst an die Roten, dann an die Weißen. Majakowski war es egal, solange sie gezahlt haben. Haben Sie auch eins gekauft?«

»Nein«, versuchte Pekkala sie zu beruhigen. »Ich habe lediglich davon gehört.«

Sie drückte sich den Korb an die Brust. »Jeder hat anscheinend davon gehört.«

»Sie haben genau da gestanden.« Pekkala deutete auf sie. »Genau da, wo Sie jetzt auch stehen.«

»Ach, dieses Bild.« Sie ließ den Korb sinken. »Ich erinnere mich. Er hat gesagt, er wäre mit dem Foto nicht zufrieden.«

»Wie gut haben Sie Katamidse gekannt?«

»Wir waren miteinander bekannt«, erwiderte sie, »aber nicht so, wie die Leute meinen. Er ist nicht mehr hier, wissen Sie. Er wohnt hier nicht mehr. Er ist verrückt geworden. In der Nacht, in der er den Zaren fotografiert hat. Er sagt, er hat gesehen, wie sie alle vor seinen Augen ermordet wurden. Ich habe ihn auf seinem Dachboden gefunden, er hat nur Unsinn gebrabbelt, er meint, er ist dem Teufel begegnet.«

»Haben Sie anderen davon erzählt?«, fragte Pekkala.

»Die Weißen sind auch zu mir gekommen, als sie hier waren. Aber da hat Majakowski ihnen schon ein paar Bilder verkauft. Ich habe ihnen nicht erzählt, dass ich in der Nacht Katamidse gesehen habe, sie haben mich auch nicht gefragt. Sie wollten bloß wissen, wo sie noch mehr von diesen Fotos bekommen können.«

»Was ist mit Katamidse geschehen, nachdem Sie ihn auf dem Dachboden gefunden haben?«

»Er war so durcheinander, dass ich einen Arzt holen wollte. Aber bevor ich irgendwas tun konnte, ist er aus dem Haus gerannt und nie mehr zurückgekommen. Zwei Jahre später habe ich gehört, dass man ihn in Wodowenko eingeliefert hat.«

»Er sagt, er sei dem Teufel begegnet?«

»Ein Ungeheuer auf zwei Beinen, so hat er ihn genannt.«

»Einen Namen? Hat Katamidse zufällig einen Namen genannt?«

»Als der Zar diesen Mann gesehen hat, soll er etwas gesagt haben. Aber dann haben sie sich gestritten, und Katamidse hat nicht gewusst, worum es ging.«

»Was hat der Zar gesagt?«

»Nichts, was irgendeinen Sinn ergeben hätte. Rodek. Godek. Oder so was Ähnliches.«

Pekkala wurde es plötzlich sehr kalt. »Godek?«, fragte er.

»Genau«, sagte die Frau. »Und gleich darauf sind die Schüsse gefallen.«

Eine erdrückende Last legte sich auf Pekkala. Mit pochendem Puls fuhr er zum Ipatjew-Haus zurück und traf im Hof auf Anton, der gerade Geschirr zum Abwasch nach draußen trug. Er hatte seinen Uniformrock abgelegt, die Hemdsärmel waren hochgekrempelt, die Hosenträger spannten sich über die Schultern.

Anton betätigte den knarrenden Pumpenschwengel, ein Wasserschwall ergoss sich auf die Pflastersteine. Er setzte sich auf den umgedrehten Eimer neben der Pumpe und begann mit einer alten Scheuerbürste das Geschirr zu schrubben. Anton sah erst auf, als sein Bruder bereits mit wutverzerrtem Gesicht vor ihm auftrat.

»Was ist los?«, fragte Anton.

»Godek«, stieß Pekkala hervor.

Anton wurde blass. »Was?«

Pekkala packte ihn am Kragen. »Warum hast du mir nicht gesagt, dass Godek den Zaren getötet hat?«

Der Teller glitt Anton aus der Hand und zerbrach auf den Pflastersteinen. »Ich weiß nicht, wovon du redest.«

»Du lässt mich nach einem Mörder suchen, und dabei weißt du die ganze Zeit, wer es war. Es ist mir egal, wie sehr du mich hasst, du bist mir trotzdem eine Erklärung schuldig.«

Nur kurz täuschte Anton den Überraschten vor und sah aus, als wollte er alles abstreiten. Aber im nächsten Moment geriet er ins Wanken. Mit der Erwähnung des Namens stürzte sein ganzes Lügengebäude in sich zusammen, seine erstaunte Miene begann zu bröckeln, und darunter kamen Angst und Resignation zum Vorschein. »Ich habe doch gesagt, wir sollten von hier verschwinden.«

»Das ist keine Antwort!« Pekkala schüttelte seinen Bruder.

Anton wehrte sich nicht. »Es tut mir leid«, murmelte er.

»Es tut dir leid?« Pekkala ließ seinen Bruder los und trat einen Schritt zurück. »Was hast du bloß getan, Anton?«

Müde schüttelte Anton den Kopf. »Ich hätte dich niemals in diese Sache mit hineingezogen, wenn ich

gewusst hätte, dass Vater dich zum Finnischen Regiment geschickt hat. Ich habe immer gedacht, es wäre deine Entscheidung gewesen. Jahrelang habe ich dich gehasst für etwas, wofür du gar nichts konntest. Ich wünschte mir, ich könnte noch einmal zurück und alles ändern. Aber das ist nicht möglich.«

»Ich dachte, Grodek wäre im Gefängnis«, sagte Pekkala. »Er wurde doch zu lebenslänglich verurteilt.«

Anton, der immer noch auf dem Eimer saß, stützte die Unterarme auf die Knie und starrte auf die Pflastersteine. Jegliche Kraft schien ihn verlassen zu haben. »Als 1917 in Petrograd die Polizeikaserne gestürmt wurde, verbrannten die Aufständischen sämtliche Aufzeichnungen. Keiner wusste mehr, wer warum im Gefängnis saß, und als daher noch am gleichen Tag das Gefängnis eingenommen wurde, ließ man kurzerhand alle Gefangenen frei. Sobald Grodek draußen war, meldete er sich zu den Revolutionsgarden und wurde später von der Tscheka rekrutiert. Als er hörte, dass Tscheka-Leute zur Bewachung des Zaren abgestellt würden, meldete er sich freiwillig. Ich habe erst herausgefunden, wer er war, als er bereits in Swerdlowsk war. Ich war ihm nie zuvor begegnet.«

»Und du meinst, das alles vor mir verheimlichen zu müssen?«

»Ich habe es dir nicht erzählt, weil ich fürchtete, du würdest bei den Ermittlungen nicht mithelfen, wenn du wüsstest, dass Grodek auf freiem Fuß ist. Und das Büro wollte meine Beförderung doch nur dann aussprechen, wenn ich dich dazu bringe, in dem Fall zu ermitteln.«

»Und stimmt es? Hat Grodek, als er im Ipatjew-Haus stationiert war, dem Zaren angeboten, ihm bei der Flucht zu helfen?«

»Ja. Im Austausch gegen den Goldschatz des Zaren. Grodek wollte die Familie freilassen, wenn der Zar ihn zum Goldversteck führt. Der Zar ließ sich darauf ein. Es war alles ausgearbeitet.«

»Und du hast ihm dabei geholfen, oder?«

Anton nickte. »Jemand musste für Ablenkung sorgen, während Grodek die Familie aus dem Haus schaffte und auf einem unserer Laster wegbrachte.«

»Und was hast du dafür bekommen?«

»Ich sollte die Hälfte von allem bekommen.«

»Und wie hat dieses Ablenkungsmanöver ausgesehen?«, fragte Pekkala.

»Grodek und ich haben den Wachen erzählt, dass wir in die Schänke gehen. Da waren wir jede Nacht, es ist also kaum aufgefallen. Aber dann bin ich in die Polizeidienststelle eingebrochen, habe im Ipatjew-Haus angerufen und mich für einen Offizier aus der Kaserne in Kungur auf der anderen Uralseite ausgegeben. Ich habe gesagt, die Weißen wären gerade an Kungur vorbeigezogen und hätten es auf Swerdlowsk abgesehen, und ihnen auch gleich noch befohlen, alle verfügbaren Männer zum Bau einer Straßensperre abzustellen. Dann bin ich zu dieser Straßensperre und habe herumerzählt, dass Grodek noch in der Schänke und zu betrunken sei, um mitzukommen. Ich habe dafür gesorgt, dass wir so lang wie möglich an der Straßensperre blieben, damit Grodek genügend Zeit hatte, die Romanows zu befreien.«

»Und was hatte Katamidse dabei verloren?«

»Wir wussten, dass mindestens zwei Leute zur Bewachung der Romanows zurückgelassen würden. Der Zar hatte Angst, jemand aus der Familie könnte verletzt werden, wenn Grodek versuchte, die Wachen zu überwältigen. Deshalb sperrte er sich gegen den Rettungsplan, bis Grodek mit der Idee kam, einen Fotografen ins Haus zu schicken. Dadurch war es möglich, alle sicher im Keller zu versammeln, bis sich Grodek um die beiden Wachleute gekümmert hatte.«

»Aber musste es den Wachen nicht verdächtig vorkommen, wenn Katamidse nach Einbruch der Dunkelheit eintraf?«

»Nein. Wir haben unsere Anweisungen zu jeder Tages- und Nachtzeit erhalten. Manchmal hat es sechs Stunden gedauert, bis die von Moskau ausgegebenen Befehle bei uns eingetroffen sind. Dann war es bei uns vielleicht schon Mitternacht, aber wenn der Befehl beinhaltete, ihn sofort auszuführen, dann haben wir das eben getan.«

»Zu Grodeks Plan gehörte es dann also, zwei der eigenen Leute umzubringen?«

Anton hob langsam den Kopf. »Hast du vergessen, was ihr ihm beigebracht habt? Grodek hat eine Terrorzelle aufgebaut, deren einziges Ziel ein Attentat auf den Zaren war. Und als diese Leute Grodek vertraut haben, hat er sie alle verraten. Sie haben alle sterben müssen, sogar die Frau, die er geliebt hat. Was tat es da noch zur Sache, wenn zwei weitere Menschen sterben sollten?«

»Mehr als zwei«, sagte Pekkala. »Er hatte doch nie wirklich vor, den Zaren zu befreien, oder?«

»Der Zaren hat Grodek erzählt, der Schatz wäre ganz in der Nähe versteckt. Er könnte ihn noch in derselben Nacht hinführen. Grodeks Plan sah vor, den Zaren zum Versteck zu begleiten, sich zu vergewissern, dass das Gold auch wirklich dort war, und dann ihn und die Zarin umzubringen. Die Kinder wollten wir freilassen. Laut Grodek wollte er sie nicht erschießen, wenn es nicht unbedingt nötig sei. Später hat er behauptet, der Zaren und die Zarin seien beim Fluchtversuch erschossen worden. Aber das stimmt nicht. Es ist von Anfang an schiefgelaufen.«

»Was ist passiert?«

»Sie haben sich gestritten. Als Grodek in den Keller kam, hat der Zaren ihn angeblich verhöhnt und behauptet, der Schatz sei direkt vor seinen Augen, die Romanows selbst wären der Schatz. Grodek hat geglaubt, der Zaren hätte den Verstand verloren. Und als ihm dämmerte, dass der Zaren ihn nie zum Gold führen würde, ist er durchgedreht und hat drauflos gefeuert.«

»Warum hat er Alexej verschont?«, fragte Pekkala.

»Er musste die Leichen loswerden, damit es aussah, als wären die Romanows geflohen. Grodek aber wollte eine Geisel, falls er auf Einheiten der Weißen Armee treffen sollte und sein Fluchtweg versperrt wäre. Hör zu, Bruder, ich erzähle dir alles, was ich weiß, aber im Moment sind wir in großer Gefahr.«

»Das ist mir durchaus bewusst«, sagte Pekkala.

Plötzlich riss Anton die Augen auf.

Pekkala drehte sich um und sah nur noch, wie Alexej Anton mit dem Stiefel gegen den Kopf trat. Antons Blick flackerte, sein Mund klappte auf, während sich sein Gesicht vor Schmerz verzerrte. Dann sackte er bewusstlos zusammen.

Alexej wollte erneut zutreten, aber Pekkala hielt ihn zurück.

Kirow kam angerannt. »Was zum Teufel ist hier los?«, rief er.

»Das ist der Mann, der mitgeholfen hat, meine Familie zu ermorden!« Alexej zeigte auf den bewusstlosen Anton, dem Blut aus einer Wunde am Hinterkopf sickerte. »Er hat gerade alles gestanden. Er ist es, hinter dem Sie her sind.«

»Stimmt das?«, fragte Kirow.

Pekkala nickte. »Grodek hat den Zaren getötet. Mein Bruder hat ihm geholfen.«

»Aber Sie haben doch gesagt, Grodek sei im Gefängnis. Lebenslänglich.«

»Er ist während der Revolution freigekommen. Davon wusste ich nichts. Anton hat es mir eben erst erzählt.« Pekkala wandte sich an Alexej. »Ich bin mir ziemlich sicher, dass Grodek den Fotografen Katamidse sowie Majakowski umgebracht hat. Er mag Sie damals verschont haben, als er Ihre Familie getötet hat. Aber jetzt, wo wir ihm so dicht auf den Fersen sind, wird er sich erst wieder sicher fühlen, wenn wir alle tot sind – Sie eingeschlossen, Alexej.«

»Wenn Sie so um meine Sicherheit besorgt sind«, sagte Alexej und starrte immer noch unumwunden auf Anton, »dann können Sie mit ihm ja schon mal anfangen. Erschießen Sie ihn.«

»Nein«, sagte Pekkala. »Jetzt ist nicht die Zeit, Rache zu üben.«

»Es wäre auch Ihre Rache«, erwiderte Alexej. »Er hat die ganze Zeit gegen Sie gearbeitet. Wenn Sie ihn nicht töten wollen, lassen Sie es mich machen. Und danach bringen Sie mich zum Gold meines Vaters. Dann fahre ich auch gern mit Ihnen nach Moskau. Ansonsten würde ich hier mein Glück versuchen.«

Pekkala musste an den Jungen denken, den er früher gekannt hatte und dessen sanftes Wesen nun von Hass und Wut verdrängt worden war. »Was ist bloß in Sie gefahren, Alexej?«

»Was in mich gefahren ist? Sie haben mich verraten, Pekkala. Sie sind nicht besser als Ihr Bruder.

Wären Sie nicht gewesen, wäre meine Familie vielleicht noch am Leben.«

Pekkala verschlug es für einen Moment den Atem. »Glauben Sie, was Sie wollen«, sagte er dann. »Aber ich bin hier, um Ihnen zu helfen. Wir sind alle Opfer der Revolution. Manche hatten unter ihr zu leiden, andere haben für sie gelitten, aber alle waren Opfer. Und daran wird auch alles Gold der Welt nichts ändern.«

Alexej sah ihn mit einem seltsamen Blick an.

Es dauerte etwas, bis Pekkala verstand. Er hatte den Zarewitsch immer bemitleidet, lange bevor sich das Schicksal gegen ihn und seine Familie gewandt hatte. Aber jetzt, wurde Pekkala bewusst, bemitleidete Alexej ihn.

Alexej sah zu Anton, der mit ausgebreiteten Armen und Beinen in einer Blutlache auf dem Boden lag. Dann schob er sich an Kirow vorbei und ging ins Haus.

Langsam ließ sich Pekkala auf dem Boden nieder, als würden die Beine unter ihm nachgeben.

Kirow ging neben Anton in die Hocke. »Wir sollten ihn zu einem Arzt bringen«, sagte er.

Kirow blieb im Haus, um Alexej zu bewachen, Pekkala packte Anton auf den Rücksitz des Emka und fuhr zur Polizeidienststelle. Dort stieg Kropotkin zu, und zusammen fuhren sie weiter zur Praxis eines gewissen Dr. Buligin, des einzigen Arztes in der Stadt.

Auf dem Weg dorthin berichtete Pekkala, dass sich Alexej im Ipatjew-Haus aufhielt.

»Gott sei Dank«, kam es von Kropotkin nur.

Pekkala erzählte auch von Grodek und bat Kropotkin, das Büro für besondere Operationen anzurufen, um einen bewaffneten Geleitschutz für den Transport des Zarewitsch nach Moskau anzufordern. »Bis dahin sollte das Haus bewacht werden ... von so vielen Männern, wie Sie erübrigen können.«

»Ich werde mich darum kümmern, sobald wir Ihren Bruder bei Buligin abgeliefert haben.«

»Keiner darf erfahren, dass der Zarewitsch im Haus ist«, sagte Pekkala, »noch nicht einmal Ihre Polizisten.« Sollte sich herumsprechen, dass Alexej dort untergebracht war, würde das Ipatjew-Haus vermutlich gestürmt werden. Und auch jene, die es nur gut mit ihm meinten, wären eine Gefahr für ihn.

Pekkala musste an die Katastrophe auf dem Chodynka-Feld in Moskau denken. Am Tag der Krönung des letzten Zaren hatte sich dort eine große Menschenmenge versammelt. Bei der Ausgabe der Geschenke kam es zu einer Massenpanik, bei der über tausend Menschen starben. Unter den gegebenen Umständen, vor allem, wenn mit einem Sprengstoffattentäter wie Grodek zu rechnen war, konnte alles noch viel schlimmer kommen.

Buligin war ein glatzköpfiger Mann mit ausdrucksloser Miene und kleinem Mund, den er kaum bewegte, wenn er sprach. Anton war immer noch bewusstlos, als Buligin ihn auf einen Behandlungstisch legte und ihm mit einer Lampe in die Augen leuchtete. »Er hat eine Gehirnerschütterung, aber ich kann nichts Lebensbedrohliches feststellen. Lassen Sie ihn zur Beobachtung hier. In ein paar Stunden müsste er wieder zu Bewusstsein kommen. Sollte sich sein Zustand verschlechtern, gebe ich Ihnen sofort Bescheid.«

Auf dem Rückweg zum Ipatjew-Haus setzte Pekkala Kropotkin an der Polizeidienststelle ab.

»Ihr Bruder hat in der Vergangenheit eine Menge Prügel eingesteckt«, sagte Kropotkin. »Ich habe es mit eigenen Augen gesehen. Ein Schlag mehr oder weniger wird ihn nicht umbringen. Ich werde nach diesem Grodek Ausschau halten. Und wenn ich was für Sie tun kann, sagen Sie es mir.«

Im Ipatjew-Haus traf Pekkala Kirow in der Küche an, vor sich auf dem Tisch hatte er das *Kalevala* aufgeschlagen.

»Wie geht es Ihrem Bruder?«, fragte Kirow.

»Er wird es überleben«, erwiderte Pekkala. »Wo ist Alexej?«

Kirow deutete zur Decke. »Oben. Sitzt nur da. Er ist nicht sonderlich gesprächig.«

»Seit wann können Sie Finnisch?«, fragte Pekkala.

»Ich schau mir die Illustrationen an«, erwiderte Kirow.

»Aus Moskau sind Soldaten angefordert«, sagte Pekkala. »Ich werde Alexej Bescheid geben.«

»Sie brauchen eine neue Ausgabe von diesem Buch«, rief Kirow Pekkala hinterher, als dieser schon halb aus dem Zimmer war.

Pekkala blieb stehen. »Was gefällt Ihnen an dem Buch nicht?«

»Es ist voller Löcher.«

Kopfschüttelnd ging Pekkala weiter.

Erst auf der Treppe stutzte er, kehrte um und rannte in die Küche zurück. »Was soll das heißen? Es ist voller Löcher?«

Kirow hielt eine Seite gegen das Licht. Die gesamte Seite war mit winzigen Löchern überzogen. »Sehen Sie.«

Zitternd streckte Pekkala die Hand aus. »Geben Sie her.«

Kirow klappte das Buch zu und reichte es ihm. »Ich tue mir zwar schwer mit der lateinischen Schrift, aber ich glaube, Ihre Sprache hat zu viele Vokale«, sagte er.

Pekkala nahm die Laterne vom Küchenregal und lief in den Keller. Dort, in der Dunkelheit, ließ er sich auf der untersten Treppenstufe nieder, zündete die Lampe an und stellte sie neben sich.

Er erinnerte sich, was die Nonne ihm erzählt hatte. Der Zar hatte Nachrichten an den Wachen vorbeigeschmuggelt, indem er mit einer Nadel einzelne Buchstaben markiert hatte. Und er musste daran denken, wie ihm damals der Zar das Buch zurückgegeben hatte – er hatte auf die Worte des Zaren nichts gegeben, aber jetzt sah er die winzigen Löcher vor sich. Er nahm seinen Notizblock heraus und begann die Wörter zusammenzustellen.

Es dauerte nur wenige Minuten, um die Nachricht zu entziffern. Mit dem Buch und der Laterne rannte er wieder hinauf, eilte durch den Flur und hinauf ins obere Geschoss zu Alexej.

Dieser saß auf einem Stuhl am Fenster in einem sonst völlig leeren Zimmer.

»Alexej«, sagte Pekkala und rang nach Atem.

Alexej drehte sich um. In der Hand hielt er einen russischen Armeerevolver.

Pekkala zuckte zusammen. »Wo haben Sie den her?«, fragte er.

»Glauben Sie, ich laufe unbewaffnet durch die Gegend?«

»Bitte legen Sie ihn weg«, sagte Pekkala.

»Scheint, ich habe keine andere Wahl mehr.«

Trug sich der Zarewitsch mit Selbstmordgedanken? Daran musste Pekkala unweigerlich denken, als er Alexej so vor sich sah.

»Ich weiß, wo er ist«, sagte Pekkala.

»Wo was ist?«

»Der Schatz. Sie hatten recht. Ihr Vater hat es mir gesagt.«

Alexej kniff die Augen zusammen. »Sie meinen, Sie haben mich angelogen?«

»Nein!«, rief Pekkala. »Er hat mir in diesem Buch eine Botschaft hinterlassen. Die Nachricht ist versteckt. Das ist mir bis jetzt nicht klar gewesen.«

Langsam erhob sich Alexej und schob die Waffe in die Hosentasche. »Gut, wo ist er?«

»Nicht weit weg. Ich werde Sie hinführen.«

»Sagen Sie es mir. Mehr will ich nicht wissen.«

»Es ist wichtig, dass ich Sie persönlich hinbringe. Ich werde es Ihnen unterwegs erklären.«

»Gut«, sagte Alexej. »Aber vergeuden wir keine Zeit mehr.«

»Wir brechen sofort auf«, sagte Pekkala.

Unten an der Treppe kam ihnen Kirow entgegen.

Pekkala erklärte ihm, was sie vorhatten.

»Es stand die ganze Zeit in dem Buch?«, fragte Kirow.

»Ich wäre nie drauf gekommen, wenn Ihnen nicht die Löcher aufgefallen wären.«

Kirow wirkte verwirrt. »Und Sie sagen, es ist gleich in der Nähe?«

Pekkala nickte.

»Ich fahr schon mal den Wagen vor«, sagte Kirow.

»Nein«, entgegnete Alexej. »Das ist eine Sache zwischen mir und Pekkala. Er ist der Einzige, dem ich vertraue. Ich verspreche Ihnen, ich fahre mit Ihnen nach Moskau, sobald wir wieder hier sind.«

»Schon gut«, versuchte Pekkala ihn zu beruhigen. »Wir fahren allein.«

»Sie wissen, was Sie tun?«, fragte Kirow.

»Ja«, erwiderte Pekkala. Er reichte Kirow das Buch. »Jemand sollte hierbleiben, falls sich der Doktor wegen Anton meldet. In einer Stunde sind wir zurück. Und passen Sie auf das Buch auf.«

»Warum wollen Sie mir nicht sagen, wohin wir fahren?«, fragte Alexej, als sie im Emka die Außenbezirke von Swerdlowk durchquerten.

»Das verstehen Sie, wenn wir da sind«, erwiderte Pekkala.

Alexej lächelte. »Gut, Pekkala. Tun Sie, was Sie für richtig halten. Ich habe lange genug gewartet. Auf ein paar Minuten mehr oder weniger kommt es nicht mehr an. Natürlich werden Sie nicht leer ausgehen. Für Sie wird sicherlich etwas abfallen.«

»Sie können alles behalten, Exzellenz«, erwiderte Pekkala. »Der Schatz Ihres Vaters steht für mich für all das, weshalb er ermordet wurde.«

Alexej hob die Hände und lachte wieder. »Wie Sie meinen, Pekkala.«

Der Emka bog von der »Moskauer Autobahn« und rumpelte über einen mit Schlaglöchern übersäten Weg, die Reifen wühlten sich durch Schlammfützen, kurz darauf verließ Pekkala auch den unbefestigten Weg und fuhr über ein Feld mit hohen Gräsern. Um sie herum erstreckten sich dichte Wälder, in der Ferne stand ein verfallenes Gebäude mit einem schiefen Kamin. Die Gräser strichen unter der Stoßstange hindurch. Schließlich hielten sie an, und Pekkala schaltete den Motor aus. »Wir sind da«, sagte er. »Die letzten Meter müssen wir ...«

»Aber dort drüben ist doch der Bergwerksschacht«, sagte Alexej. »Wo die Leichen hineingeworfen wurden.«

Pekkala stieg aus. »Kommen Sie«, sagte er.

Alexej kam nach und knallte die Autotür zu. »Ich meine es ernst, Pekkala! Sie haben mir das Gold versprochen.«

Pekkala trat an den Schachtrand und starrte hinunter. »Es handelt sich nicht um Gold.«

»Was?« Alexej wich vom Schacht zurück. Er wollte ihm nicht zu nahe kommen.

»Sondern um Diamanten«, sagte Pekkala. »Rubine, Perlen. Der Zar hat sie in eigens dafür gefertigte Kleidungsstücke nähen lassen. Aus der Nachricht geht nicht hervor, wie viel es ist und wer genau sie in der Kleidung versteckt hat. Wahrscheinlich Ihre Eltern und die älteren Schwestern. Aufgrund Ihrer Krankheit wollte man Ihnen anscheinend das zusätzliche Gewicht nicht zumuten, und je weniger Sie wussten, umso sicherer waren Sie. Ich sage Ihnen das, Alexej, um Sie zu beruhigen. Die Leichen liegen dort unten. Und bei Ihnen werden wir die Diamanten finden.«

»Diamanten?« Alexej schien wie vom Donner gerührt.

»Ja«, erwiderte Pekkala. »Mehr, als sich die meisten Menschen überhaupt vorstellen können.«

Alexej nickte. »Gut, Pekkala, ich glaube Ihnen. Aber ich habe Angst, in den Schacht hinabzusteigen.«

»Verstehe«, sagte Pekkala. »Ich gehe runter.« Er holte das Abschleppseil aus dem Kofferraum und befestigte es an der Stoßstange des Emka. Dann warf er das Seil in den dunklen Schacht. Kurz darauf hörten sie es unten aufschlagen. Er holte Antons Taschenlampe aus dem Handschuhfach und den Lederbeutel, den er aus dem Wald von Krasnagoljana mitgebracht hatte. »Darin verpacke ich die Diamanten«, erklärte er. »Wahrscheinlich werde ich sie allein hochschicken. Ich weiß nicht, ob ich mit dem Beutel hochsteigen kann.« Er schaltete die Taschenlampe an und seufzte erleichtert, als der

Lichtstrahl über die Schachtmauern strich. Kirow hatte also daran gedacht, die Batterien auszuwechseln. Dennoch zögerte er. Er schloss die Augen und atmete langsam ein und aus.

»Was ist los?«, fragte Alexej.

»Sie müssen das Seil anheben, damit es nicht an der Kante scheuert und ich mich festhalten kann, wenn ich über den Rand steige. Bin ich erst mal unten, spielt es keine Rolle mehr.«

Alexej ergriff das Seil. »So?«, fragte er.

»Höher.«

Alexej hielt mit beiden Händen das braune Hanfseil umfasst und kam langsam näher.

»Noch näher heran«, sagte Pekkala, »bis ich die Füße an der Schachtmauer habe. Dann ist es kein Problem mehr.«

Sie waren nur noch eine Armlänge voneinander entfernt, ihre Hände berührten sich fast.

Pekkala sah Alexej in die Augen. »Noch ein Stück«, sagte er.

Alexej lächelte. Sein Gesicht war gerötet von der Anstrengung. »Das werde ich Ihnen nie vergessen«, sagte er.

Pekkala wollte bereits den Fuß nach unten an die Wand setzen, als ihm eine gezackte weiße Narbe auf Alexeys Stirn auffiel. Verdutzt starrte er ihn an. Eine Wunde wie diese hätte ein Bluter niemals überlebt. Und dann, als würde sich ein geisterhaftes Bild über Alexeys Gesichtszüge schieben, sah er plötzlich eine ganz andere Person vor sich. Er sah sich selbst wieder in Petrograd, vor vielen Jahren, an einem kalten Tag auf einer Brücke über der Newa. Vor ihm stand Grodek, das Gesicht starr vor Angst, während er mit sich haderte, ob er in den Fluss springen sollte. Und dann hatte er versucht, sich an Pekkala vorbeizudrängen, und Pekkala hatte mit dem Griff seines Webley zugeschlagen. Grodek war im Schneematsch zu Boden gegangen, an seiner Stirn eine klaffende Wunde, die er sich später während des Prozesses nicht verbinden lassen wollte – der dunkelrote Tausendfüßler, der sich zwischen den Haaren verkriechen wollte. Die Narbe war verblasst, sie war kaum noch zu erkennen und erst durch die körperliche Anstrengung wieder sichtbar geworden.

»Grodek«, flüsterte Pekkala.

Grodek lächelte. »Zu spät, Pekkala. Sie hätten auf Ihre Freunde hören sollen. Aber Sie wollten ja lieber an Ihre Wunschvorstellungen glauben.«

»Was haben Sie mit ihm gemacht?«, schrie Pekkala. »Was haben Sie mit Alexej gemacht?«

»Das Gleiche, was ich auch mit den anderen gemacht habe«, erwiderte Grodek. Dann ließ er das Seil los.

Das Hanfseil gab schlagartig nach und stoppte ebenso abrupt – es war immer noch an der Stoßstange befestigt. Fast wurde es Pekkala dabei aus der Hand gerissen. Er ruderte mit einem Arm und versuchte das Gleichgewicht zu halten, aber er lehnte bereits zu weit über dem Schacht, und so fiel er hintenüber und stürzte in die Tiefe. Das Seil rauschte ihm durch die Hände, strampelnd rutschte er nach unten, bis er mit dem Fuß auf einen vorstehenden Felsen traf und mit den aufgerissenen Händen fester das Seil packen konnte. Mit einem Ruck kam er zum Halt, er schwang nur noch vor und zurück, krachte gegen den Felsen und rang nach Atem. Vorsichtig beugte er das Knie, wollte sicheren Halt finden, und als er glaubte, er hätte ihn, löste sich sein Schuh. Sein ganzes Gewicht zerrte an den Schultern, er schrie vor Schmerzen auf. Seine Hände fühlten sich an, als würden sie in Flammen stehen, und diesmal ließ er los. Strampelnd stürzte er in die Dunkelheit, dann schlug er hart am Boden auf, und für einen Moment blieb ihm die Luft weg. Er drehte sich auf Hände und Knie und krallte sich in die Erde, während er röchelnd nach Atem rang. Er spürte, dass er kurz davor war, bewusstlos zu werden, er legte die Stirn auf den Boden und kauerte sich zusammen. Und plötzlich öffneten sich die Lungen, und er atmete die nach Moder und Verwesung riechende Luft ein.

Oben in der Schachthöföffnung erschien Grodeks Gesicht. »Sind Sie noch da, Pekkala?«

Pekkala stöhnte. Ein weiterer Atemzug.

»Pekkala!«

»Wo ist Alexej?«, schrie Pekkala.

»Schon lange tot«, rief Grodek. »Keine Sorge, Pekkala. Sie hätten nichts für ihn tun können. Er ist in der gleichen Nacht wie seine Familie gestorben. Ich habe ihn am Leben gelassen, falls ich eine Geisel brauchte. Als ich die Leichen in den Schacht geworfen habe, ist er aus dem Laster gestiegen und wollte fliehen. Ich habe ihn gewarnt. Wenn er nicht stehen bleibt, würde ich schießen. Aber er ist einfach weitergerannt. Also musste ich schießen. Er liegt am Rand der Lichtung begraben. Ich hatte keine andere Wahl.«

»Keine andere Wahl?« schrie Pekkala. »Keiner von ihnen hatte es verdient, ermordet zu werden.«

»Maria Balka hatte es auch nicht verdient«, antwortete Grodek. »Aber ich gebe Ihnen keine Schuld, Pekkala. Ich habe Sie nie als meinen Feind angesehen. Vom Tag auf der Brücke bis jetzt haben wir uns beide auf einem Weg befunden, den wir uns nicht ausgesucht haben. Und diese Wege kreuzen sich jetzt hier. Das haben Sie Ihrem Bruder zu verdanken. Er hat mich kontaktiert, als der verrückte Fotograf meinte, er müsste sein Gewissen erleichtern. Ich wollte ihn damals schon töten, aber der Zar hat darauf bestanden, ihn am Leben zu lassen. Und als Stalin Sie auf diesen Fall angesetzt hat, dachte ich, dass wir vielleicht doch noch eine Chance haben, an das Gold zu kommen. Hätte ich gewusst, dass es sich gar nicht um Gold handelt, hätte ich es vielleicht schon früher gefunden.«

»Sie werden den Schatz nicht bekommen«, sagte Pekkala. »Ich weiß, Sie haben Angst davor, in den Schacht zu steigen.«

»Da haben Sie recht«, sagte Grodek. »Aber Sie werden die Diamanten in Ihrem Lederbeutel ans Seil hängen, und ich muss es dann nur noch hochziehen.«

»Und warum sollte ich das tun?«, fragte Pekkala.

»Weil ich dann in den Wagen steige und wegfahre und Sie mich nie mehr wiedersehen. Sollten Sie es aber nicht tun, werde ich in die Stadt fahren und zu Ende bringen, was ich mit Ihrem Bruder schon begonnen habe. Ich werde auch diesen Kommissar nicht verschonen. Ich will das alles nicht, Pekkala. Sie glauben, das Blut der Romanows klebt an Ihren Händen, in Wahrheit aber haben sie sich alles selbst zuzuschreiben. Das Gleiche gilt für Ihren Bruder. Auch er hat sich das alles selbst eingebrockt. Trotzdem hat er es nicht verdient zu sterben. Er hat Ihnen geglaubt, als Sie sagten, Sie wüssten nicht, wo der Zarenschatz versteckt ist. Aber ich habe gewusst, dass Sie ihn früher oder später finden, und ich hatte recht damit. Also musste ich ihm drohen. Ich habe ihn damals verprügelt, als er grün und blau aus der Schänke zurückkam. Als ich die Idee hatte, in die Rolle von Alexej zu schlüpfen, meinte er, das würde er nicht durchstehen. Also habe ich ihm gesagt, dass ich Sie töte, wenn er meinen Namen auch nur erwähnt. Er hat gewusst, dass ich es ernst meine, also hat er den Mund gehalten. Und als Sie dann selbst darauf gekommen sind, dass ich auf freiem Fuß bin, wollte er Sie warnen. Also musste ich ihn zum Schweigen bringen. Er hat Ihnen das Leben gerettet, Pekkala. Jetzt retten Sie seines, das ist das Mindeste, was Sie für ihn tun können.«

»Wenn ich Ihnen die Diamanten gebe«, rief Pekkala, »was dann? Dann lassen Sie mich hier unten verrotten?«

»Man wird Sie finden, Pekkala. Wenn Sie nicht in einer Stunde zurück sind, wird der Kommissar nach der Botschaft in dem Buch suchen. Er wird Sie hier rausholen, bevor die Nacht anbricht. Aber nur, wenn Sie sich beeilen. Fünf Minuten, Pekkala, mehr gebe ich Ihnen nicht. Wenn ich bis dahin nicht die Diamanten habe, werden Sie zwischen den Leichen Ihrer ehemaligen Dienstherrn sterben. Wenn Ihr Bruder und Kirow tot sind, wer in Swerdlowsk soll Sie dann noch finden? Bis irgendjemand dahinterkommt, wird man hier nur noch eine weitere Leiche finden.«

»Woher soll ich wissen, dass Sie Ihr Wort halten?«

»Das können Sie nicht wissen«, erwiderte Grodek. »Aber wenn Sie mir die Diamanten geben, Pekkala, habe ich alles, was ich will, und dann werde ich so schnell wie möglich verschwinden. Und jetzt beeilen

Sie sich! Ihre Zeit läuft ab.«

Pekkala wusste, dass ihm nichts anderes übrigblieb, als Grodeks Anweisungen zu folgen.

Er tastete den Boden ab, bis er seinen Beutel gefunden hatte, schlug ihn auf, zog die Taschenlampe heraus und knipste sie an.

Die mumifizierten, zerschlagenen Gesichter der Romanows, die genauso dalagen, wie er sie zurückgelassen hatte, zeichneten sich in der Dunkelheit ab. Nur die metallenen oder beinernen Knöpfe reflektierten das Licht der Taschenlampe.

Auf allen vieren näherte er sich dem Leichnam des Zaren, packte den Uniformrock und zerrte am Stoff. Er ließ sich leicht zerreißen, eine feine Staubwolke stieg auf. Darunter trug der Tote eine Weste aus schwerer weißer Baumwolle, die Pekkala an die Schutzwesten von Fechtern erinnerte. Sie war mit feingestickten Nahtreihen überzogen, und zwischen den Nähten erkannte er die unscheinbaren Erhebungen, die auf die eingewebten Juwelen hinwiesen. Da die Weste nicht mit Knöpfen geschlossen, sondern geschnürt war, musste Pekkala einfach an den Schnüren ziehen, bis sie aufsprangen. Dann drehte er den Zaren so behutsam wie möglich auf den Bauch, riss den Uniformrock weg und zog ihm die Weste über die Arme. Die Weste war schwer. Er warf sie zur Seite.

»Drei Minuten, Pekkala!«, rief Grodek herunter.

So schnell wie möglich zog Pekkala auch den anderen Leichen die jeweils maßgeschneiderten Westen aus. Als er damit fertig war, wandte er sich von den halbnackten Leichen ab, an deren papierener Haut noch spröde Stofffetzen hingen.

»Eine Minute noch, Pekkala!«

Er stopfte die Westen in den Beutel, der allerdings nur die Hälfte davon aufnehmen konnte.

»Sie werden den Beutel noch mal runterwerfen müssen. Ich kann nicht alles auf einmal hochschicken.«

»Binden Sie ihn ans Seil!«

Bald darauf wurde der Lederbeutel nach oben gezogen.

Er hörte Grodek lachen.

Gleich danach landete der Beutel wieder vor ihm auf den Boden, gefolgt vom Seil.

Pekkala packte die übrigen Westen hinein, und auch sie wurden schwankend nach oben geschafft.

Und plötzlich ertönte weit in der Ferne ein Schuss. Es klang wie ein knackender Zweig. Dann eine laute Stimme. Anton rief seinen Namen.

Pekkala rappelte sich auf.

Dann hörte er Grodeks Stimme, und darauf auch Kirow, dazwischen weitere Schüsse. Blinzelnd sah er hinauf zum Schachteingang. Ein Schrei, und plötzlich verdunkelte sich die helle Lichtscheibe. Etwas, das aussah wie ein riesiger schwarzer Vogel, kam auf ihn zugestürzt. Pekkala hatte kaum noch Zeit, auszuweichen, als die Gestalt neben ihm auf den Boden knallte.

Der Mann lag mit dem Gesicht nach unten vor ihm. Pekkala wusste nicht, wer er war.

Erst als er ihn umdrehte, erkannte er Anton, der sich durch den Aufprall schreckliche Knochenbrüche zugezogen hatte. Blinzelnd schlug er die Augen auf, röchelte und hustete Blut. Dann hob er eine Hand und griff nach Pekkalas Arm. Pekkala hielt ihn fest, bis Antons Griff schwächer wurde. Und in diesen letzten Augenblicken, als das Leben seines Bruders in die Dunkelheit entschwand, musste Pekkala an die Zeit denken, als er und Anton auf dem Hang neben dem Haus ihrer Eltern Schlitten gefahren waren. Er hörte wieder ihr Lachen und das Wispern der Schlitten, die über den gefrorenen Boden glitten.

Anton gab einen letzten Seufzer von sich, dann verstummte er. Seine Finger lösten sich. Und das Bild, das Pekkala nur kurz zuvor noch so klar vor Augen gestanden hatte, verschwamm in einem Grau, das sich immer weiter ausbreitete, bis nichts mehr zu sehen war und er begriff, dass sein Bruder tot war.

Pekkala versteifte sich am ganzen Körper, und sein Herzschlag schien sich zu verlangsamen wie ein Pendel, das allmählich ausschwang. Ihm war, als würde sein gesamtes Leben an den Punkt gelangen, an dem man entweder stirbt oder von neuem beginnt. Er schloss die Augen, und in dieser blinden Schwärze

spürte er, wie der Tod seine Arme um ihn schlang.

Dann hörte er ein Zischen in der Luft. Kurz darauf schlug neben ihm das Seilende auf. »Halten Sie sich fest«, rief Kirow. »Ich hol Sie raus.«

Wieder klammerte Pekkala sich an das rauhe Hanfseil. Die Schmerzen machten sich wieder bemerkbar, aber er beachtete sie nicht mehr. Über sich hörte er, wie ein Motor angelassen wurde, dann wurde er nach oben gezogen. Er sah zurück zu seinem Bruder, der nun neben den Leichen der Romanows lag, als hätte er schon immer zu ihnen gehört.

Dann verloren sie sich zwischen den schwarzen Schachtwänden.

Eine Minute später zerrte Kirow ihn aus dem Schacht.

Das Erste, was er sah, war Grodek. Er lag auf dem Bauch, seine Hände waren mit Handschellen auf dem Rücken gefesselt. Er war an der Schulter verwundet, sein Hemd war blutgetränkt.

»Sie müssen ihn aufhalten«, keuchte Grodek. »Er will mich umbringen.«

Auf dem Feld stand halb verdeckt im hohen Gras ein weiterer Wagen mit zerschossener Windschutzscheibe. Dampf stieg vom durchlöcherten Kühler auf, in der schimmernd schwarzen Karosserie waren Einschusslöcher zu sehen.

Kirow setzte den Fuß auf Grodeks Rücken und drückte den Absatz in die Schusswunde.

Grodek schrie vor Schmerzen auf.

Kirows Miene blieb völlig ausdruckslos.

»Wie haben Sie mich gefunden?«, fragte Pekkala.

»Als Ihr Bruder aufwachte«, erwiderte Kirow, »hat er sich vom Arzt den Wagen geliehen und ist zu mir gekommen. Er hat mir von Grodek erzählt. Natürlich haben wir nicht gewusst, wohin Sie gefahren sind. Aber dann ist mir das Buch eingefallen, ich habe die Botschaft entziffert, und wir sind so schnell wie möglich hierher. Ich wollte Grodek ablenken, Anton sollte sich derweil von der Seite anschleichen, aber Grodek hat ihn entdeckt und das Feuer eröffnet. Anton wurde verletzt. Grodek hat ihn zum Bergwerksschacht gezerrt und hinuntergeworfen.« Kirow packte Grodek an den Handschellen und hievte ihn auf die Füße. »Aber jetzt sind Sie dran.«

Grodek schrie wieder vor Schmerzen.

»Ich habe gehört, Sie haben Höhenangst«, sagte Kirow. Er schob Grodek zum Schacht und stieß ihn nach vorn, so dass er halb über der Öffnung hing.

Grodek wand sich verzweifelt.

Kirow musste nur loslassen.

Und damit würde er eine Grenze überschreiten, von der es kein Zurück mehr gab. Schon jetzt schien er ein ganz anderer Mensch zu sein und hatte kaum noch etwas mit dem jungen Kommissar gemein, den Pekkala vor scheinbar unendlich langer Zeit im Wald kennengelernt hatte. Pekkala fühlte sich außerstande einzugreifen. Eigentlich wollte er auch nicht eingreifen, denn wenn Kirow diese Grenze heute nicht überschritt, würde es irgendwann in nächster Zeit geschehen. Und doch wusste Pekkala, dass er nicht untätig danebenstehen und alles geschehen lassen konnte. Er befahl Kirow, damit aufzuhören.

Kurz schien der junge Kommissar verwirrt, wie jemand, der gerade aus einer Hypnose erwachte. Dann trat er einen Schritt zurück und zog Grodek an den Handschellen von der Schachttöffnung zurück.

Grodek fiel auf die Knie.

Pekkala ging zu den Westen, die alle auf einem Haufen lagen. Im Tageslicht wirkte die weiße Baumwolle fleckig und brüchig. Er hob eine auf und hielt sie hoch. Und plötzlich riss der spröde Stoff, und unzählige Diamanten rieselten glitzernd im Sonnenlicht zu Boden.

Eine Woche darauf war Pekkala in Moskau.

Er saß in einem holzgetäfelten Raum, hinter dessen hohen Fenstern und karmesinroten Samtvorhängen der Rote Platz lag. Eine von Thomas Lister signierte Standuhr aus dem achtzehnten Jahrhundert, die früher

im Katharinenpalast gestanden hatte, zeigte in einer Ecke des Raums geduldig die Zeit an.

Auf dem Schreibtisch vor ihm befand sich nichts außer einem leeren hölzernen Pfeifenhalter.

Er wusste nicht, wie lange er schon wartete. Hin und wieder ging sein Blick zu den hohen Doppeltüren. Draußen auf dem Platz waren marschierende Soldaten zu hören.

Der Traum der letzten Nacht wollte ihm nicht aus dem Kopf.

Er war in Swerdlowsk, fuhr auf dem Fahrrad ohne Bremsen den Hügel hinunter und steuerte erneut auf den Ententeich zu. Wie zuvor landete er im Wasser. Als er, patschnass und mit Wasserpflanzen behängt, herausstieg, sah er zwischen den Binsen am gegenüberliegenden Ufer einen Mann. Es war Anton. Sein Herz machte einen Satz vor Freude. Pekkala wollte ihm zuwinken, aber er konnte sich nicht rühren. Er rief Anton etwas zu, aber dieser schien ihn nicht zu hören. Dann drehte sich sein Bruder um und verschwand zwischen den Rohrkolben. Lange stand Pekkala noch da, jedenfalls kam es ihm im Traum so vor, und dachte an den Tag, an dem auch er den Teich durchqueren und wie Anton am gegenüberliegenden Ufer stehen und ohne Schmerz, ohne Zorn oder Trauer zurückblicken würde, dorthin, woher er kam, und dann würde auch er in der Welt jenseits des Wassers verschwinden.

Plötzlich ging an der Wand hinter dem Schreibtisch eine Tür auf. Sie fügte sich so exakt in die Holztäfelung, dass sie Pekkala bis dahin überhaupt nicht aufgefallen war.

Der Mann, der auf ihn zukam, trug einen einfachen bräunlich grünen Baumwollanzug, dessen Jackett mit seinem kurzen, enggeschlossenen Kragen einen militärischen Schnitt hatte. Die dunklen Haare mit den graumelierten Schläfen waren glatt nach hinten gekämmt, über der Oberlippe wölbte sich ein dicker Schnauzer. Wenn er lächelte, schlossen sich die Augen wie bei einer zufriedenen Katze. »Pekkala«, begrüßte er ihn.

Pekkala erhob sich. »Genosse Stalin«, sagte er.

Stalin ließ sich ihm gegenüber nieder. »Setzen Sie sich«, sagte er.

Pekkala nahm wieder Platz.

Eine Weile betrachteten sie sich schweigend.

Die Schläge der Uhr schienen immer lauter zu werden.

»Ich sagte Ihnen doch, wir werden uns wiedersehen, Pekkala.«

»Die Umgebung ist freundlicher als beim letzten Mal.«

Stalin lehnte sich zurück und sah sich um, als hätte er den Raum noch nie richtig betrachtet. »Mir kommt sie plötzlich noch freundlicher vor.«

»Sie haben nach mir verlangt.«

Stalin nickte. »Wie von Ihnen erbeten, wurde Leutnant Kirow das Verdienst angerechnet, dass die Zarenjuwelen dem sowjetischen Volk zurückgegeben wurden. Eigentlich« – Stalin kratzte sich am Kinn – »ist er jetzt Major Kirow.«

»Das freut mich zu hören«, sagte Pekkala.

»Es steht Ihnen jetzt frei zu gehen«, sagte Stalin. »Es sei denn, Sie haben vielleicht doch vor zu bleiben.«

»Bleiben? Nein, ich will nach Paris. Ich habe dort eine Verabredung, die längst überfällig ist.«

»Ach«, sagte er. »Mit Ilja, nicht wahr?«

»Ja.« Es machte Pekkala nervös, ihren Namen aus Stalins Mund zu hören.

»Mir liegen Informationen über sie vor.« Stalin musterte ihn, als wären sie Gegner beim Kartenspielen. »Sie erlauben, dass ich sie Ihnen mitteile?«

»Informationen?«, fragte Pekkala. »Welche Informationen?« Lass sie bitte nicht krank oder verletzt sein ... oder Schlimmeres, dachte er sich. Alles, nur nicht das.

Knarrend zog Stalin eine der Schreibtischschubladen auf und holte eine Fotografie heraus und betrachtete sie.

»Was ist?«, fragte Pekkala. »Geht es ihr gut?«

»O ja«, erwiderte Stalin. Er legte die Fotografie auf den Tisch und schob sie Pekkala hin.

Es war Ilja. Er erkannte sie sofort. Sie saß an einem kleinen Cafétisch. Hinter ihr auf der Markise las Pekkala die Wörter »Les Deux Magots«. Sie lächelte. Ihre weißen Zähne leuchteten. Widerstrebend ging Pekkalas Blick daraufhin zu dem Mann, der neben ihr saß. Er war schlank, hatte dunkle, nach hinten gekämmte Haare und trug Anzug und Krawatte. Zwischen Daumen und Zeigefinger hielt er eine Zigarette, auf die »russische Art«, mit der Glut über der Handfläche, als wollte er damit die herunterfallende Asche auffangen. Beide sahen zu jemandem links von der Kamera. Neben dem Tisch stand ein Gegenstand, den er im ersten Moment gar nicht erkannte, weil es so lange her war, dass er so etwas gesehen hatte. Es war ein Kinderwagen. Das Verdeck war nach oben gezogen, um das Kind vor der Sonne zu schützen.

Pekkala musste sich dazu zwingen, weiter ein- und auszuatmen.

Stalin räusperte sich leise, als wollte er ihn daran erinnern, dass er nicht allein hier war.

»Woher haben Sie das?«, fragte Pekkala heiser.

»Wir kennen den Aufenthaltsort jedes russischen Emigranten in Paris.«

»Ist sie in Gefahr?«

»Nein«, versicherte ihm Stalin. »Ihr wird auch nichts zustoßen. Ich verspreche es.«

Wieder starrte Pekkala auf den Kinderwagen. Er fragte sich, ob das Kind ihre Augen hatte.

»Sie dürfen ihr keine Schuld geben«, sagte Stalin. »Sie hat gewartet, Pekkala. Sehr lange. Über zehn Jahre. Aber man kann nicht ewig warten, nicht wahr?«

»Nein«, musste Pekkala zugeben.

»Wie Sie sehen«, und Stalin deutete auf das Bild, »ist Ilja jetzt glücklich. Sie hat eine Familie. Sie ist Lehrerin, Russischlehrerin natürlich, an der renommierten École Stanislas. Keiner würde behaupten wollen, dass sie Sie nicht mehr liebt, Pekkala. Aber sie hat beschlossen, die Vergangenheit hinter sich zu lassen. Etwas, was wir alle an einem bestimmten Punkt im Leben tun müssen.«

Pekkala versuchte zu schlucken.

Langsam hob er den Kopf, bis er Stalin in die Augen schaute. »Warum zeigen Sie mir das?«, fragte er.

Stalins Lippen zuckten. »Wäre es Ihnen lieber gewesen, dass Sie nach Paris fahren, bereit, ein neues Leben zu beginnen, nur um dann herauszufinden, dass sie unerreichbar ist?«

»Unerreichbar?« In Pekkalas Kopf drehte sich alles. Seine Gedanken rasten.

»Sie können natürlich immer noch abreisen.« Stalin zuckte mit den Schultern. »Ich kann Ihnen ihre Adresse geben, wenn Sie wollen. Ein Blick nur, und mit dem Seelenfrieden, den sie in den letzten Jahren möglicherweise gefunden hat, wäre es vorbei. Aber nehmen wir einfach mal an, Sie könnten sie dazu überreden, ihren Ehemann zu verlassen. Nehmen wir an, sie lässt auch ihr Kind zurück ...«

»Hören Sie auf«, sagte Pekkala.

»Ein solcher Mensch sind Sie nicht, Pekkala. Sie sind nicht das Ungeheuer, für das Ihre Feinde Sie früher gehalten haben. Wären Sie es, hätten Sie nie so einen bemerkenswerten Gegner für Menschen wie mich abgegeben. Ungeheuer sind leicht zu besiegen. Es ist nur eine Frage der Zeit und des Blutzolls, denn ihre einzige Waffe ist die Angst. Sie aber, Pekkala, haben die Herzen der Menschen gewonnen und sich den Respekt Ihrer Feinde erworben. Ich glaube nicht, dass Ihnen klar ist, wie selten so etwas ist. Und es gibt sie immer noch, die Menschen, deren Herzen Sie gewonnen haben.« Stalin zeigte zum Fenster und dem blassblauen Herbsthimmel dahinter. »Sie wissen, wie schwierig Ihre Aufgabe sein kann und wie wenige es gibt, die dieser Aufgabe gewachsen sind und dabei trotzdem ihre Menschlichkeit nicht verleugnen. Die Menschen haben Sie nicht vergessen, Pekkala, und ich glaube, Sie haben sie auch nicht vergessen.«

»Nein«, flüsterte Pekkala. »Ich habe sie nicht vergessen.«

»Was ich Ihnen sagen will, Pekkala: Wenn Sie wollen, ist für Sie hier immer noch ein Platz.«

Bis zu diesem Tag wäre ihm nie in den Sinn gekommen zu bleiben. Aber jetzt hatten sich alle seine Pläne zerschlagen. Ihm wurde bewusst, dass er als letzte Liebesbezeugung die Frau, die er einst hatte

heiraten wollen, im Glauben lassen musste, dass er tot war.

»Mehr als nur ein Platz«, fuhr Stalin fort. »Hier erfüllen Sie auch eine sinnvolle Aufgabe. Mir ist klar, wie gefährlich Ihre Arbeit sein kann. Ich kenne die Risiken, und ich kann Ihnen nicht versprechen, dass Ihre Überlebenschancen heute höher sind als früher. Aber wir brauchen jemanden wie Sie ...«

Plötzlich schien Stalin den Faden zu verlieren, als könnte er sich nicht vorstellen, warum Pekkala das alles je wieder auf sich nehmen sollte.

In diesem Augenblick musste Pekkala an seinen Vater denken, an die Würde und Geduld, die er von dem alten Mann gelernt hatte.

»Die Arbeit ...« Stalin suchte nach Worten.

»Ist das, was zählt«, sagte Pekkala.

»Ja.« Stalin atmete erleichtert aus. »Sie ist wichtig. Für sie.« Erneut zeigte er zum Fenster, als wollte er mit einer einzigen Handbewegung die Größe des Landes andeuten. Dann schlug er sich mit der Hand gegen die Brust. »Für mich.« Damit hatte er sich wieder gefangen, und alle Unsicherheit fiel von ihm ab. »Es interessiert Sie vielleicht, dass ich mit Major Kirow gesprochen habe. Er hatte zwei Bitten.«

»Was wollte er?«

Stalin gluckste. »Als Erstes wollte er meine Pfeife.«

Pekkala sah zum leeren Pfeifenhalter auf dem Schreibtisch.

»Die Bitte war so sonderbar, dass ich sie ihm tatsächlich erfüllt habe.« Stalin schüttelte den Kopf. »Es war eine gute Pfeife. Aus englischem Bruyèreholz.«

»Und die andere Bitte?«

»Er bat darum, mit Ihnen zusammenarbeiten zu dürfen, falls sich die Gelegenheit wieder ergeben sollte. Ich habe gehört, er ist ein ganz anständiger Koch.«

»Ein Küchenchef«, erwiderte Pekkala.

Stalin ließ die Faust auf den Tisch fallen. »Umso besser! Wir sind hier in einem großen Land mit schrecklichem Essen, es ist immer gut, so jemanden um sich zu haben.«

Pekkalas Miene gab nichts preis.

»Also.« Stalin lehnte sich zurück und legte die Fingerspitzen aneinander. »Würde das Smaragdauge einen Assistenten in Betracht ziehen?«

Lange saß Pekkala nur schweigend da und starrte vor sich hin.

»Ich brauche eine Antwort, Pekkala.«

Langsam stand Pekkala auf. »Gut«, sagte er. »Ich kehre sofort an die Arbeit zurück.«

Auch Stalin erhob sich, beugte sich über den Schreibtisch und reichte Pekkala die Hand. »Und was soll ich Major Kirow sagen?«

»Sagen Sie ihm, dass zwei Augen mehr sehen als eines.«

Historische Anmerkungen

Was geschah wirklich mit den Romanows?

Vorbemerkung:

Am 31. Januar 1918 stellte Russland vom julianischen auf den weltweit gebräuchlichen gregorianischen Kalender um (auf den 31. Januar folgte der 14. Februar). Der Genauigkeit zuliebe habe ich die nachstehenden Daten so angegeben, wie sie in Russland gebräuchlich waren, das heißt, bis zum Kalenderwechsel folgen sie dem julianischen, danach dem gregorianischen Kalender.

Februar–März 1917

Die russischen Truppen an der Front gegen Deutschland und Österreich-Ungarn stehen kurz vor dem Zusammenbruch. In den meisten russischen Städten, unter anderem in Moskau und Petrograd, kommt es zu Massendemonstrationen und Streiks.

15. März 1917

Nikolaus II. dankt zugunsten seines Bruders, Großfürst Michail, ab und verzichtet auch im Namen seines Sohnes Alexej, den er für zu jung und gesundheitlich für zu schwach hält, auf sämtliche Herrschaftsansprüche.

16. März 1917

Michail weigert sich, die Thronfolge anzutreten. Die Ereignisse sind seiner Meinung nach zu weit fortgeschritten.

März 1917

Nikolaus II. und seine Familie werden in Zarskoje Selo außerhalb von Petrograd unter Hausarrest gestellt. Ursprünglich ist vorgesehen, die Familie ins Exil nach Großbritannien zu schicken. Nach öffentlichen Protesten zieht die britische Regierung das Angebot zurück.

Mai–Juni 1917

Fortgesetzte Proteste und Streiks. Nahrungsmittel- und Brennstoffknappheit führen in weiten Teilen des Landes zu Plünderungen.

16. Juni 1917

Die russische Armee beginnt mit einer umfassenden Offensive an der österreichisch-ungarischen Front, die mit einer vernichtenden Niederlage Russlands endete.

August 1917

Da sich die Situation in Petrograd zunehmend verschlechtert, beschließt die provisorische Regierung, die Familie Romanow einschließlich Leibärzten, Krankenschwestern und Hauslehrer in die sibirische Stadt Tobolsk zu verlegen. Ab dem 6. August wohnt die Familie im Sitz des Gouverneurs von Tobolsk.

Oktober 1917

Oktoberrevolution. Machtübernahme der Bolschewiken.

20. November 1917

Russland beginnt Kapitulationsverhandlungen mit dem Deutschen Reich.

16. Dezember 1917

Die Revolutionsregierung ordnet die Neuorganisation des Militärs an. Offiziere werden nun demokratisch gewählt, Dienstgrade sind abgeschafft.

23. Februar 1918

Die *Prawda*, die Zeitung der Kommunistischen Partei, verlangt eine Verschärfung der Arrestbedingungen für die Romanows. Die Familie wird auf Armeeverpflegung gesetzt, und man beschließt, sie an einen noch abgelegeneren Ort, nach Jekaterinburg östlich des Urals, zu bringen.

30. April 1918

Bewacht von Rotgardisten unter dem Befehl von Kommissar Jakowlew, treffen die Romanows mit einigen wenigen Bediensteten per Zug in Jekaterinburg ein. Am Bahnhof werden sie von einer feindseligen Menge empfangen, die unter anderem ihren Tod fordert. Die Romanows werden im Haus des Kaufmanns und Industriellen Ipatjew interniert. Um das Haus wird ein hoher Palisadenzaun errichtet, die Fenster in den oberen Stockwerken werden weiß gestrichen, um die Bewohner von der Außenwelt abzuschotten.

22. Mai 1918

Die Tschechoslowakische Legion widersetzt sich dem Befehl der Revolutionsregierung, die Waffen niederzulegen. Diese von Tschechen und Slowaken gebildeten Militärverbände kämpfen im Ersten Weltkrieg auf Seiten der Entente und erhoffen sich bei einer Niederlage der Mittelmächte die Bildung eines eigenen Nationalstaates (der späteren Tschechoslowakei). Nachdem es den Verbänden nicht mehr möglich ist, in ihre Heimat zurückzukehren, beschließen sie, durch fast ganz Russland nach Wladiwostok zu ziehen, um von dort, nach einer Schiffspassage um die halbe Welt, nach Frankreich zu gelangen, wo sie an der Westfront den Kampf wiederaufnehmen wollen. Die Tschechoslowakische Legion besteht aus mehr als 30.000 Mann und bildet damit eine Streitmacht, die auf ihrem Marsch entlang der Transsibirischen Eisenbahnlinie von der damaligen Roten Armee nicht aufzuhalten ist.

12. Juni 1918

Großfürst Michail, der Bruder des Zaren, wird in der Stadt Perm gefangen gehalten. Er ist in dem von den Bolschewiken später zu »Hotel Nr. 1« umbenannten Hotel Korolew untergebracht und darf sich mit seinem Sekretär Nicholas Johnson frei in Perm bewegen, nicht aber die Stadt verlassen. In der Nacht vom 12. auf den 13. Juni werden der Großfürst und Johnson von einer Tscheka-Abordnung unter dem Kommando von Iwan Kolpaschikow aus ihrem Hotelzimmer geholt und in einen nahe gelegenen Wald gebracht, wo sie erschossen werden. Statt seinen Tod zu verkünden, melden die Bolschewiken, dass er von Offizieren der Weißen Armee befreit worden sei. In den Folgemonaten will man den Großfürsten in allen Teilen der Welt »gesichtet« haben. Weder sein Leichnam noch der von Nicholas Johnson werden jemals gefunden.

4. Juli 1918

Die Wachmannschaft der Zarenfamilie in Swerdlowsk, der vorgeworfen wird, die Romanows bestohlen zu haben, wird durch den Tscheka-Offizier Jurowski und ein Kontingent »Letten« ersetzt, das sich aber zum größten Teil aus Ungarn, Deutschen und Österreichern zusammensetzt. Die einzigen Wachleute, die von nun an das Ipatjew-Haus betreten dürfen, gehören der Tscheka an. In allen Räumlichkeiten, sogar vor den Toiletten, sind Wachen abgestellt. Die Romanows wohnen im ersten Stock. Es ist ihnen erlaubt, für sich zu kochen. Ihre Lebensmittel stammen aus Armeebeständen und dem, was sie von den Nonnen des Nowotichwinski-Klosters bekommen.

16. Juli 1918

Mit dem Vorrücken der weißen Bürgerkriegstruppen in Richtung Jekaterinburg erhält Kommissar Jurowski den telegraphischen Befehl, die Romanows zu töten, damit sie auf keinen Fall von der Weißen Armee befreit werden. Das Telegramm stammt angeblich von Lenin, was allerdings keineswegs als gesichert gilt.

Jurowski lässt sich von seinen Leuten umgehend die Nagant-Revolver aushändigen, er lädt die Waffen, gibt sie den Wachleuten zurück und kündigt an, die Romanows in der Nacht hinzurichten. Zwei der »Letten« verweigern den ihrer Meinung nach kaltblütigen Mord an Frauen und Kindern.

Jurowski weist jedem der elf Wachleute ein Mitglied der Familie oder der Dienerschaft zu, so dass jeder Wachmann für eine Hinrichtung zuständig ist. Neben der Zarenfamilie sollen auch die Kammerzofe Anna Demidowa, der Leibkoch Iwan Charitonow, der Leibarzt Dr. Botkin und der Kammerdiener Trupp getötet werden.

17. Juli 1918

Um Mitternacht weckt Jurowski die Romanows und befiehlt ihnen, sich anzukleiden. Er erklärte, es gäbe Unruhen in der Stadt. Ungefähr eine Stunde später wird die Familie mit dem Gefolge in den Keller geführt, den Jurowski als Exekutionsort bestimmt hat.

Im Keller bittet Zarin Alexandra um Stühle. Daraufhin werden drei gebracht. Auf einem nimmt die Zarin Platz, auf den anderen beiden der Zar sowie Alexej.

Ein Lastwagen, der für den Abtransport der Toten bestellt wurde, erscheint erst kurz vor zwei Uhr.

Als der Laster endlich eintrifft, begeben sich Jurowski und die Wachleute in den Keller und betreten den Raum, in dem die Romanows warten. Dort ist es so eng, dass die Wachleute in der Tür stehen bleiben müssen. Jurowski teilt dem Zaren mit, dass er hingerichtet werde.

Laut Jurowski erwidert der Zar: »Was?« Dann wendet er sich an seinen Sohn Alexej. In diesem Augenblick schießt Jurowski ihm in den Kopf.

Die Wachleute beginnen zu feuern. Der von Jurowski vorgesehene geordnete Ablauf der Ereignisse ist nicht mehr einzuhalten. Die Frauen schreien, Querschläger prallen von der Wand und scheinen sogar von den Frauen ab. Ein Wachmann wird in der Hand getroffen.

Nachdem die Frauen immer noch leben, versuchen die Wachleute sie mit dem Bajonett zu töten, was ebenfalls nicht gelingt. Schließlich schießt man ihnen in den Kopf.

Der letzte Überlebende ist Alexej. Er sitzt nach wie vor auf dem Stuhl, bis Jurowski ihn aus nächster Nähe mit mehreren Schüssen tötet.

Auf behelfsmäßigen Bahren (über die Deichselstange einer Pferdekutsche gespannte Decken) werden die Leichen in den Hof des Ipatjew-Hauses gebracht und dann auf den Lastwagen geladen und zugedeckt.

Zu diesem Zeitpunkt bemerkt Jurowski, dass die Wachleute den Romanows die Wertsachen abgenommen haben, die sie bei sich hatten. Er befiehlt, die Sachen zurückzugeben. Unter der Drohung, ebenfalls exekutiert zu werden, geben die Wachleute die Wertgegenstände bei Jurowski ab.

Der Lastwagen macht sich auf den Weg zu einem verlassenen Bergwerksschacht, der als Bestattungsort für die Romanows vorgesehen ist. Unterwegs treffen sie auf eine etwa fünfundzwanzigköpfige Abordnung von Zivilisten, die von einem anderen Tscheka-Offizier mit der Aufgabe betraut wurde, die Bestattung zu übernehmen. Die Zivilisten sind aufgebracht, weil sie dachten, sie würden die Romanows hinrichten. Sofort laden sie die Leichen ab und beginnen sie zu plündern. Um auch ihnen Einhalt zu gebieten, droht Jurowski, sie zu erschießen.

Erst jetzt fällt Jurowski auf, dass keiner unter ihnen, er eingeschlossen, weiß, wo der Bergwerksschacht liegt. Außerdem hat niemand daran gedacht, das nötige Werkzeug zu besorgen.

Jurowski lässt die Leichen wieder auf den Laster laden und sucht nach einem anderen Bestattungsort.

Im Morgengrauen hat er einen weiteren aufgelassenen Bergwerksschacht ausgemacht. Er liegt in der Nähe des Dorfes Koptjaki, etwa drei Stunden Fußmarsch von Jekaterinburg entfernt.

Erneut werden die Leichen der Romanows abgeladen. Ihnen wird die Kleidung ausgezogen, ein Feuer wird entfacht, um die Kleidung zu verbrennen, bevor die Leichen im Bergwerk versteckt werden sollen. Beim Ausziehen entdeckt Jurowski, dass die Romanows in ihren Miedern Hunderte von Diamanten eingenäht haben, was auch erklärt, warum die Kugeln von den Romanow-Frauen abgeprallt sind. Die Wertsachen werden geborgen und später nach Moskau gebracht.

Nachdem die Kleidung verbrannt ist, befiehlt Jurowski, die Leichen in den Schacht zu werfen. Daraufhin versucht er, den Schacht mit Handgranaten zum Einsturz zu bringen. Das gelingt nur unzureichend. Jurowski weiß, dass er die Leichen woanders wird verscharren müssen.

Nachdem er bei seinen Vorgesetzten Meldung erstattet, wird Jurowski von einem Mitglied des Ural-Gebietssowjets darauf aufmerksam gemacht, dass die Leichen in einem der tiefen Bergwerksschächte nahe der sogenannten »Moskauer Autobahn« versteckt werden könnten, nicht weit vom ursprünglich

vorgesehenen Bestattungsort entfernt. Die Schächte stehen voller Wasser, und Jurowski beschließt, die Leichen, mit Steinen beschwert, dort hineinzuwurfen. Gleichzeitig entwirft er einen Ersatzplan: Die Leichen sollen verbrannt und anschließend mit Schwefelsäure unkenntlich gemacht werden, bevor man sie in einer Grube verscharrt.

Am Abend des 17. Juli werden die Leichen exhumiert, auf Karren geworfen und zu den Bergwerksschächten an der »Moskauer Autobahn« geschafft.

18. Juli 1918

Die mit den Leichen beladenen Karren brechen auf dem Weg zum Schacht zusammen. Jurowski befiehlt, eine Grube auszuheben. Mitten in der Arbeit wird er darüber in Kenntnis gesetzt, dass das Loch von der Straße aus zu leicht einsehbar ist.

Jurowski lässt die Arbeiten an der Grube einstellen und befiehlt, Lastwagen zu requirieren, damit sie die Leichen zu den tiefen Schächten an der »Moskauer Autobahn« bringen können.

Die *Prawda* verkündet an diesem Tag, dass der Zar hingerichtet wurde, Zarin Alexandra und ihr Sohn Alexej allerdings verschont und an einen sicheren Ort gebracht worden seien. Die vier Töchter und die Bediensteten werden nicht erwähnt. Der Zeitungsartikel deutet an, dass die Hinrichtungen nicht auf Anweisung von Moskau durchgeführt wurden, sondern auf Initiative der Wachen aus Jekaterinburg.

19. Juli 1918

Die als Ersatz für die defekten Karren requirierten Lastwagen sind den schlechten Straßenverhältnissen nicht gewachsen und bleiben in den frühen Morgenstunden liegen.

Jurowski ordnet ein weiteres Mal an, eine Grube auszuheben. In der Zwischenzeit verbrennt er die Leichname.

Die Überreste werden in die Grube geworfen und mit Schwefelsäure übergossen. Die Grube wird zugeschüttet und mit Eisenbahnschwellen abgedeckt. Dann lässt er die Lastwagen darauf hin und her fahren, um sämtliche Spuren zu verwischen.

Bis zum Anbruch der Nacht sind die Arbeiten abgeschlossen.

Vor dem Abmarsch schwört Jurowski alle Anwesenden auf absolute Geheimhaltung ein.

Die sterblichen Überreste werden nicht entdeckt, trotz der intensiven Suche, die eingeleitet wird, als wenige Tage später die Weiße Armee Jekaterinburg einnimmt. Im weiteren Verlauf müssen die Weißen die Stadt wieder räumen, und die Rote Armee übernimmt die Kontrolle über das Gebiet.

In den Folgemonaten werden Gerüchte laut, nach denen die Zarin und ihre Töchter überlebt haben sollen.

Zeugen wollen sie in einem Zug nach Perm gesehen haben. Einem weiteren Gerücht zufolge soll eine der Töchter für kurze Zeit bei einer Familie im Wald gelebt haben, bevor sie der Tscheka übergeben und von ihr ermordet wurde.

Ein Schneider namens Heinrich Kleibenzetl behauptet, die schwer verwundete Prinzessin Anastasia sei von seiner Hauswirtin unmittelbar nach der Schießerei im gegenüberliegenden Ipatjew-Haus verarztet worden.

Ein österreichischer Kriegsgefangener, Franz Svoboda, behauptet, Anastasia persönlich aus dem Ipatjew-Haus gerettet zu haben.

1920

Eine junge Frau in Berlin versucht sich durch einen Sprung in den Landwehr-Kanal umzubringen, sie wird gerettet und in die Nervenheilanstalt Dalldorf eingeliefert, wo man an ihr zahlreiche Wunden entdeckt, darunter mehrere Schusswunden und eine Narbe, die von der kreuzförmigen Klinge eines russischen Mosin-Nagant-Bajonetts stammen könnte.

Die Frau leidet unter Amnesie und wird vom Anstaltspersonal nur als »Fräulein Unbekannt« bezeichnet.

»Fräulein Unbekannt« vertraut einer der Anstaltsschwestern in Dalldorf, Thea Malinowsky, an, sie sei in Wirklichkeit Prinzessin Anastasia. Sie sei von einem russischen Soldaten namens Alexander Tschaikowsky vor der Hinrichtung bewahrt worden, worauf sie zusammen nach Bukarest flohen, wo Tschaikowsky bei einer Auseinandersetzung angeblich ums Leben kam.

Die Frau, die behauptet, Anastasia zu sein, wird aus der Nervenheilanstalt entlassen. Baron von Kleist, der ihre Geschichte glaubt, nimmt sie bei sich auf.

In den Folgejahren wird die Frau von zahlreichen Freunden und Verwandten der Romanows besucht, unter anderem von der Großfürstin Olga Alexandrowna, der Schwester von Nikolaus II., und von Pierre Gilliard, dem Hauslehrer der Romanow-Kinder, die sie beide als Hochstaplerin bezeichnen. Auch der Zahnarzt der Zarenfamilie, Dr. Kostrizky, weist aufgrund eines Gebissabdrucks ihre Behauptungen als falsch zurück.

Nicht alle, die sie aufsuchen, sind davon überzeugt, dass sie lügt. In Deutschland erfährt sie entschiedene Unterstützung vom Neffen und der Nichte des Leibarztes der Romanows, Dr. Botkin. Ansonsten wirft man ihr vor, sie habe es lediglich auf das verschwundene Vermögen der Romanows abgesehen, das nach heutigen Maßstäben umgerechnet mehr als 130 Millionen Euro wert gewesen soll.

Die gerichtliche Auseinandersetzung, die daraufhin folgt, mündet in das längste Gerichtsverfahren der deutschen Geschichte.

Der Privatdetektiv Martin Knopf behauptet, laut seinen Ermittlungen sei die Frau in Wirklichkeit die polnische Fabrikarbeiterin Franziska Schanzkowska, und ihre Wunden stammen von einer Explosion in der Munitionsfabrik, in der sie angestellt gewesen war.

Schanzkowskas Bruder Felix wird ausfindig gemacht. Bei einer Gegenüberstellung identifiziert er sie sofort, weigert sich danach aber, eine beeidigte Erklärung zu unterzeichnen.

1929

Die Frau siedelt nach New York über, wo sie für kurze Zeit bei Annie Jennings unterkommt, einer wohlhabenden Persönlichkeit des öffentlichen Lebens. Kurz darauf, nach mehreren Hysterieanfällen, wird sie erneut in eine Anstalt eingewiesen, diesmal in das Four-Winds-Sanatorium.

1932

Die nun als Anna Anderson bekannte Frau kehrt nach Deutschland zurück.

1934

Bei einem Parteitag in Swerdlowsk legt Jurowski einen detaillierten Bericht über die Hinrichtungen und die vorangegangenen Ereignisse vor.

1956

Der Film *Anastasia* mit Ingrid Bergman und Yul Brynner in den Hauptrollen kommt in die Kinos.

1968

Im Alter von siebzig Jahren kehrt Anna Anderson in die USA zurück und heiratet John Manahan, der ihr glaubt, dass sie Prinzessin Anastasia ist. Das Ehepaar lebt in Virginia.

1976

Die sterblichen Überreste der Romanows werden genau an der von Jurowski bezeichneten Stelle gefunden. Die Informationen werden allerdings geheim gehalten, eine Exhumierung findet nicht statt.

1977

Der Erste Sekretär des Gebietskomitees von Swerdlowsk und spätere russische Präsident, Boris Jelzin, ordnet den Abriss des Ipatjew-Hauses an, um zu verhindern, dass es zu einer Wallfahrtsstätte wird.

1983

Erneut wird Anna Anderson in eine psychiatrische Klinik gebracht. Nur wenige Stunden nach ihrer Einweisung wird sie von Manahan entführt. Die beiden entkommen in das ländliche Virginia.

12. Februar 1984

Anna Anderson stirbt an einer Lungenentzündung.

1991

Die sterblichen Überreste der Romanows werden exhumiert. Durch einen DNS-Abgleich, unter anderem mit dem Herzog von Edinburgh (dessen Großmutter die Schwester von Zarin Alexandra war), können die sterblichen Überreste positiv als die von Nikolaus II., Alexandra, ihren Töchtern Olga, Tatjana und Anastasia, den drei Hausangestellten sowie von Dr. Botkin identifiziert werden. Zwei Leichen, jene von Maria und Alexej, fehlen.

1992

Durch einen DNS-Test anhand einer Gewebeprobe von Anna Anderson wird bestätigt, dass sie nicht Prinzessin Anastasia war. Die DNS-Probe passt zu der von Karl Maucher, dem Großneffen von Franziska Schanzkowska.

27. August 2007

In einem flachen Grab nicht weit vom anderen Bestattungsort glaubt man, die Überreste von Maria und Alexej gefunden zu haben.

30. April 2008

Die russische Regierung gibt bekannt, dass aufgrund von DNS-Tests die Identität von Alexej und Maria nachgewiesen wurde. Am gleichen Tag, dem 90. Jahrestag der Hinrichtungen, besuchen mehr als 30.000 Menschen die Stelle, an der die Romanows verscharrt wurden.

Für weitere Informationen siehe: www.Inspectorpekkala.com (in englischer Sprache)

Danksagung

Der Autor möchte sich bei folgenden, in alphabetischer Reihenfolge aufgeführten Personen für ihre Hilfe und Unterstützung beim Verfassen dieses Buches bedanken: Katherine Armstrong, Will Atkinson, Lisa Baker, Lee Brackstone, Angus Cargill, Pauline Collinghurst, Jason Cooper, Matthew DeVille, Walter Donohue, Jo Ellis, Dominique Enright, John Grindrod, Alex Holroyd, Samantha Matthews, Stephen Page, Deborah Rogers, Mohsen Shah, Dave Watkins.

Über Sam Eastland

Sam Eastland ist das Pseudonym des amerikanischen Schriftstellers Paul Watkins, geboren 1964, der sich auch mit literarischen Werken einen Namen gemacht hat. Seinen ersten Roman veröffentlichte er im Alter von sechzehn Jahren. Mit seiner Familie lebt er in Hightstown, New Jersey.

Weitere Informationen unter www.inspectorpekkala.com

Über dieses Buch

Russland 1929: Eigentlich müsste Pekkala tot sein. Seit neun Jahren haust der Zwangsarbeiter, einem Gulag zugeordnet, allein in einer selbstgebauten Hütte in der sibirischen Taiga und markiert Bäume, die gefällt werden sollen. Ein tiefer Sturz, denn bis zur Revolution war Pekkala Sonderermittler des Zaren und für dessen Sicherheit persönlich verantwortlich.

Nun soll Pekkala für Stalin, den »roten Zaren«, herausfinden, wie Nikolaus II. und die Romanows umgebracht wurden und wo sie ihren geheimnisumwobenen Schatz aus Gold und Juwelen versteckt hielten. Pekkala macht sich auf die Suche und gerät schnell in verschwörerische Machenschaften. Er weiß, dass ihm nicht viel Zeit bleibt, das Zarengold zu finden. Stalin kennt kein Erbarmen. Es geht um Leben und Tod ...

Impressum

eBook-Ausgabe 2012

Knaur eBook

© 2012 Knaur Taschenbuch

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Claudia Alt

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: trevillion images, © Lee Avison / FinePic®, München

ISBN 978-3-426-41664-8

Wie hat Ihnen das Buch 'Roter Zar' gefallen?

Schreiben Sie hier **Ihre Meinung** zum Buch

Stöbern Sie in Beiträgen von anderen Lesern

Der Social Reading Stream
Ein Service von **LOVELYBOOKS**
Rezensionen - Leserunden - Neuigkeiten

© aboutbooks GmbH

Die im Social Reading Stream dargestellten Inhalte stammen von Nutzern der Social Reading Funktion (User Generated Content).
Für die Nutzung des Social Reading Streams ist ein onlinefähiges Lesegerät mit Webbrowser und eine bestehende Internetverbindung notwendig.

Hinweise des Verlags

Wenn Ihnen dieses eBook gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weiteren spannenden Lesestoff aus dem Programm von Knaur eBook und neobooks.

Auf www.knaur-ebook.de finden Sie alle eBooks aus dem Programm der Verlagsgruppe Droemer Knaur.

Mit dem Knaur eBook [Newsletter](#) werden Sie regelmäßig über aktuelle Neuerscheinungen informiert.

Auf der Online-Plattform www.neobooks.com publizieren bisher unentdeckte Autoren ihre Werke als eBooks. Als Leser können Sie diese Titel überwiegend kostenlos herunterladen, lesen, rezensieren und zur Bewertung bei Droemer Knaur empfehlen.

Weitere Informationen rund um das Thema eBook erhalten Sie über unsere Facebook- und Twitter-Seiten:

<http://www.facebook.com/knaurebook>

<http://twitter.com/knaurebook>

<http://www.facebook.com/neobooks>

http://twitter.com/neobooks_com